

OSCAR WILDE

Märchen
und Erzählungen

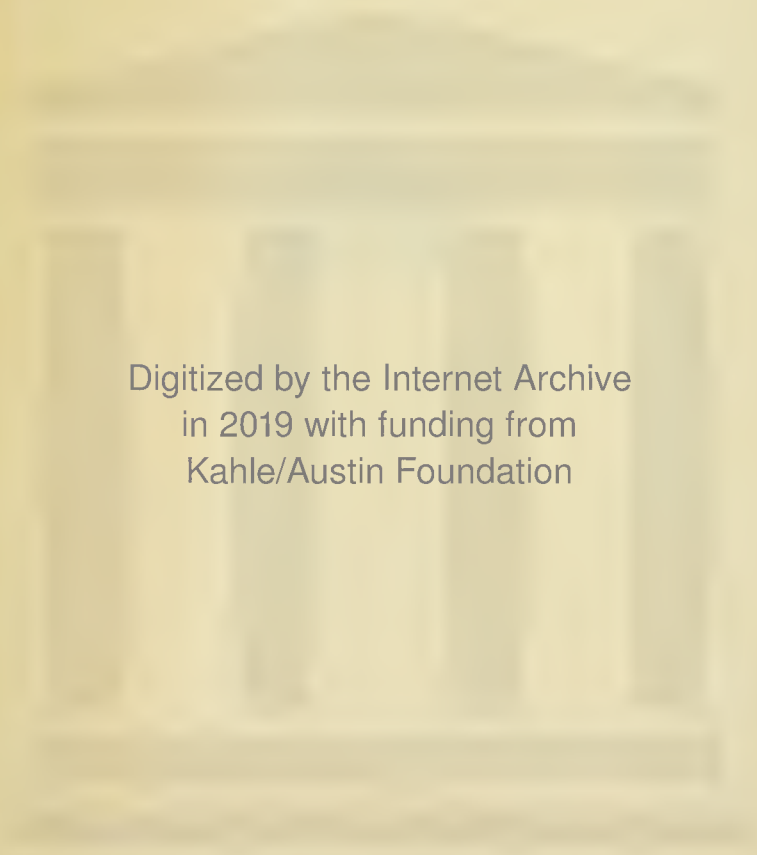
NUNC COGNOSCO EX PARTE



TRENT UNIVERSITY
LIBRARY

PRESENTED BY

Mrs. Van Snell



Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Kahle/Austin Foundation

Erzählungen und Märchen

Erzählungen und Märchen

von

Oscar Wilde

J. Gnadenfeld & Co. / Berlin W 30

PR 5810. Ga. n.d.

Gedichte in Prosa

1. Der Künstler

Eines Abends erwachte in seiner Seele das Verlangen, ein Bildnis zu gestalten, das die Freuden des Augenblicks darstellen sollte. Und er ging hinaus in die Welt, um Bronze zu suchen, denn nur in Bronze konnte er denken.

Aber alle Bronze der ganzen Welt war verschwunden, und in der ganzen Welt war nirgends Bronze zu finden, mit Ausnahme der Statue des Ewigen Leides.

Aber diese Statue hatte er selbst gefertigt, mit seinen eigenen Händen, und er hatte sie gesetzt auf ein Grab, und dieses Grab deckte alles, was er im Leben geliebt hatte. Auf das Grab dessen, was er am meisten geliebt hatte im Leben, hatte er dies Werk seines Könnens gesetzt, damit es für die Liebe des Menschen zeuge, die nie stirbt und ein Symbol sei des Leides, das ewiglich dauert. Und keine andere Bronze gab es in der ganzen Welt, als die Bronze dieser Statue.

Und er nahm die Figur, die er geschaffen hatte, und tat sie in den Schmelzofen und übergab sie dem Feuer.

Und aus dem bronzenen Bilde des Leides, das ewig dauert, formte er das Bild der Freuden des Augenblicks.

2. Der Wohltäter

Nacht war es und Er war allein.
Und Er sah in weiter Ferne die Mauern einer runden Stadt, und Er ging auf die Stadt zu.

Und als Er näherkam, hörte Er in der Stadt Tanzschritt und das Lachen aus dem Munde des Frohsinns und vieler Lauten frohe Musik. Und Er klopfte ans Tor und Ihm öffnete ein Torwächter.

Und Er sah ein Haus, das war ganz aus Marmor, und schöne Marmorsäulen standen davor, und an den Säulen hingen Blumengewinde und drinnen und draußen gab es Fackeln aus Zedernholz. Und er betrat das Haus.

Und als Er durch die Halle aus Chalzedon und durch die Halle aus Jaspis gegangen war, kam Er in die große Festhalle. Er sah einen Jüngling auf purpurnem Lager ruhen, dessen Haar mit roten Rosen bekränzt war und dessen Lippen rot von Wein waren.

Und Er trat hinter ihn und berührte seine Schulter und sprach zu ihm: „Warum lebst du so?“

Und da wandte sich der Jüngling um und erkannte Ihn und antwortete und sagte: „Ich war einst ein Aussätziger und du hast mich geheilt: wie soll ich nun anders leben?“

Und Er schritt aus dem Hause hinaus und ging auf die Straße zurück.

Und nach einer Weile sah Er ein Weib mit geschminktem Gesicht und in vielfarbiger Kleidung, und

ihre Füße waren mit Perlen geschmückt. Und ein junger Mann ging langsam hinter ihr her wie ein Jäger und sein Mantel war zweifarbig. Und das Angesicht des Weibes war wie das schöne Angesicht einer Göttin, und des jungen Mannes Augen leuchteten vor Begierde auf.

Und Er folgte langsam und berührte des jungen Mannes Hand und sprach zu ihm: „Warum blickst du so lüstern auf dieses Weib?“

Und da wandte sich der junge Mann um und erkannte Ihn und sagte: „Ich war einst ein Blinder und du gabst mir das Augenlicht: wohin soll ich sonst blicken?“

Und Er lief voran und berührte das farbige Kleid des Weibes und sprach zu ihm: „Kennst du keinen andern Weg, als den Weg der Sünde?“

Und da wandte sich das Weib um und erkannte Ihn, lachte und sprach: „Du vergabst mir doch meine Sünden, und dieser Weg ist ein Weg der Freude.“

Und Er ging aus der Stadt hinaus.

Und als Er die Stadt verlassen hatte, sah Er einen jungen Mann am Wegesrande sitzen und weinen.

Und Er ging auf ihn zu und berührte die langen Locken seines Haares und sprach zu ihm: „Warum weineest du?“

Und da blickte der junge Mann auf und erkannte Ihn und gab zur Antwort: „Ich war gestorben und du hast mich wieder vom Tode erweckt: was soll ich nun anders tun als weinen?“

3. Der Meister

Als sich aber die Dunkelheit über die Erde gebreitet hatte, zündete Joseph von Arimathia eine Fackel aus Fichtenholz an und stieg vom Hügel ins Tal hinab, denn er hatte in seinem Hause zu tun.

Und er sah im Tal der Verzweiflung einen Jüngling auf den Kieseln knien, und der Jüngling war nackt und weinte. Sein Haar hatte die Farbe des Honigs und sein Körper glich einer weißen Blume. Aber er hatte seinen Leib mit Dornen zerrissen und sein Haar mit Asche bestreut.

Aber jener, der große Besitztümer hatte, sprach zum Jüngling, der nackt war und weinte: „Ich wundere mich nicht, daß dein Kummer so groß ist, denn Er war sicher ein gerechter Mann.“

Und der Jüngling antwortete: „Nicht um ihn vergieße ich Tränen, sondern ich weine um meinetwillen. Auch ich habe Wasser in Wein verwandelt und habe die Ausfähigen geheilt und die Blinden sehend gemacht. Ich bin über das Wasser geschritten und die Teufel aus den Gräbern vertrieben. Ich habe die Hungrigen in der Wüste genährt, wo es keine Nahrung gab, und erweckte die Toten aus ihren engen Häusern. Und auf mein Bitten verdorrte ein unfruchtbarer Feigenbaum vor einer großen Menge Volkes. Alle Dinge, die jener Mann tat, habe auch ich getan und dennoch haben sie mich nicht gekreuzigt.“

4. Der Schüler

Als Narzissus starb, verwandelte sich die Quelle seiner Lust aus einer Schale süßen Wassers in eine Schale salziger Tränen. Und weinend kamen die Nymphen durch den Hain, um bei der Quelle zu singen und sie zu trösten.

Und als sie sahen, daß sich die Quelle verwandelt hatte und aus der Schale süßen Wassers eine Schale salziger Tränen geworden war, da lösten sie ihrer Haare grüne Flechten und riefen der Quelle zu: „Wir wundern uns nicht, daß du trauerst um Narzissus, denn er war so schön.“

„War denn Narzissus so schön?“ fragte die Quelle.

„Wer weiß das besser als du?“ entgegneten die Nymphen. „An uns ging er immer vorbei, aber dich suchte er auf und an deinem Rande lag er und blickte hinab auf dich und im Spiegel deines Wassers spiegelte er seine eigene Schönheit.“

Und die Quelle antwortete: „Ich aber liebte Narziß, weil ich meine eigene Schönheit widergespiegelt sah im Spiegel seiner Augen, wenn er am Ufer lag und zu mir niederschaute.“

5. Das Haus des Gerichtes

Und es war Stille im Hause des Gerichtes, und nackt trat der Mensch vor Gott hin.

Und Gott öffnete das Lebensbuch des Menschen und Gott sprach zu dem Menschen:

„Dein Leben ist böse gewesen und grausam warst du gegen die Hilfsbedürftigen. Und zu denen, die in Not waren, warst du bitter und hartherzig. Die Armen schrien zu dir und du hörtest sie nicht, und der Ruf der Meinen, wenn sie litten, fand kein Gehör bei dir. Du tratest das Erbe der Waisen an und sandtest die Füchse in des Nachbars Garten. Du nahmst das Brot den Kindern und gabst es den Hunden zum Fraße. Und meine Ausfähigen, die in Sümpfen wohnten und im Frieden lebten und mich priesen, die jagtest du hinaus auf die Landstraße. Und auf meiner Erde, aus der ich dich machte, vergoffest du unschuldiges Blut.“

Und der Mann gab Antwort und sprach: „So tat ich.“

Und wieder öffnete Gott das Lebensbuch des Menschen.

Und Gott sprach zu dem Manne: „Dein Leben ist böse gewesen und du suchtest nach der Schönheit, die ich enthüllte, und du gingst am Guten vorüber, das ich verbarg. Die Wände deines Zimmers waren bemalt mit Bildern und beim Tone der Flöten standest du vom Lager der Verruchtheit auf. Du erbauest sieben Altäre für die Sünden, die ich litt, und von Dingen, die nicht gegessen werden sollen, aßest du! Und der Purpur deines Gewandes war mit den drei Zeichen der Schande besetzt. Deine Götzenbilder waren nicht von Gold noch von Silber, das dauert, sondern vom Fleische, das stirbt. Du besetztest ihr Haar mit Ambra und gabest ihnen Granatäpfel in die Hände. Du besetztest ihre Füße mit Safran und breitetest Teppiche vor ihnen aus. Mit Antimon besetztest du ihre Augenlieder und be-

schmiertest ihren Leib mit Myrrhen. Du beugtest dich vor ihnen bis auf den Boden, und die Throne deiner Götzenbilder standen in der Sonne. Du zeigtest der Sonne deine Schande und dem Monde deinen Wahnsinn.“

Und der Mann gab Antwort und sprach: „So tat ich.“

Und ein drittes Mal öffnete Gott das Lebensbuch.

Und Gott sprach zu dem Menschen: „Böse ist dein Leben gewesen und du vergaltest Gutes mit Bösem und Wohltat mit Übelthat. Die Hände, die dich nährten, hast du verwundet und hast verachtet die Brüste, die dich säugten. Der zu dir kam um Liebe, ging dürstend von dir, und die Geächteten, die dich in ihren Zelten bei Nacht verbargen, verrietest du noch vor Tagesanbruch. Im Hinterhalt erschlugst du den Feind, der dich verschonte, und verkaufstest um Geld den Freund, der mit dir ging, und allen, die dir Liebe brachten, gabest du nur Luft dafür.“

Und der Mann antwortete: „So tat ich.“

Und Gott schloß das Lebensbuch und sprach: „Gewiß will ich dich zur Hölle schicken, gleich in die Hölle will ich dich schicken.“

Und der Mann schrie: „Das kannst du nicht.“

Und Gott sprach zu dem Menschen: „Warum kann ich dich nicht zur Hölle schicken? Warum?“

„Weil ich immer in der Hölle gelebt habe“, antwortete der Mann.

Und Schweigen war im Hause des Gerichtes.

Und danach sprach Gott und sagte zum Menschen: „Da ich sehe, daß ich dich nicht in die Hölle schicken

kann, so werde ich dich in den Himmel schicken; ja, in den Himmel will ich dich schicken!"

Und der Mann schrie: „Das kannst du nicht.“

Und Gott sprach zu dem Manne: „Warum kann ich dich nicht in den Himmel schicken? Warum?"

„Weil ich niemals und in keinerlei Weise imstande war, mir ihn vorzustellen“, antwortete der Mann.

Und Schweigen war im Hause des Gerichtes.

6. Der Lehrer der Weisheit

Von seiner Kindheit an wurde er mit der vollkommenen Erkenntnis von Gott angefüllt. Noch als er ein Knabe war, verwunderten sich die heiligen Männer und Frauen, die in seiner freien Geburtsstadt wohnten, über die tiefe Weisheit seiner Antworten.

Und als ihm die Eltern Kleid und Ring der Mannheit gegeben hatten, küßte er sie und verließ sie und zog hinaus in die Welt, um zu der Welt von Gott zu sprechen. Denn zu jener Zeit gab es viele in der Welt, die überhaupt nichts von Gott wußten oder von ihm nur eine mangelhafte Kenntnis hatten oder falsche Götter anbeteten, die in Hainen wohnten und sich um ihre Anbeter nicht kümmerten.

Und er wandte sein Angesicht der Sonne zu und wanderte. Und er ging ohne Sandalen, wie er die Heiligen hatte gehen sehen, und an seinem Gürtel trug er eine lederne Tasche und eine kleine Wasserflasche von gebranntem Ton.

Und wie er so dahinging auf der Landstraße, voll von Freude, die da kommt von der Erkenntnis Gottes, sang er ohne Unterbrechung Lieder zum Preise Gottes, und nach einer Weile erreichte er ein seltsames Land, wo es viele Städte gab.

Und durch elf Städte kam er. Manche Städte lagen in Tälern und andere an den Ufern großer Flüsse und wieder andere auf Hügeln. Und in jeder Stadt fand er einen Schüler, der ihn liebte und ihm folgte. Und in jeder Stadt folgte ihm auch eine große Menge Volkes, und die Erkenntnis Gottes breitete sich im ganzen Lande aus und viele der Regierenden wurden bekehrt. Und die Priester von den Tempeln, wo die Götzenbilder waren, erkannten, daß ihr halber Gewinn verloren sei. Und wenn sie mittags auf die Trommeln schlugen, kamen keine oder nur sehr wenige mit Pfauen und Fleischopfern, wie dies vor seiner Ankunft im Lande Sitte gewesen war.

Aber je mehr Volk ihm folgte, je größer die Zahl seiner Schüler wurde, desto größer ward sein Kummer. Und er wußte nicht, warum sein Kummer so groß war. Denn er sprach immer über Gott aus der Fülle vollkommener Erkenntnis von Gott, wie sie Gott selbst ihm gegeben hatte.

Und eines Abends ging er aus der elften Stadt hinaus, die eine Stadt in Armenien war, und seine Schüler und eine große Menschenmenge folgten ihm. Und er ging auf einen Berg hinaus, und seine Schüler standen rings um ihn her, und im Tale kniete die Menge des Volkes.

Und er beugte sein Haupt auf die Hände nieder und weinte und sagte zu seiner Seele: „Warum bin ich so voll Kummers und Furcht? und warum ist es mir, als wäre jeder meiner Schüler ein Feind, der im hellen Tageslicht wandelt?“

Und seine Seele antwortete ihm und sprach: „Gott füllte dich mit seiner vollkommenen Erkenntnis und du gabst diese Erkenntnis an andere weiter. Die Perle von großem Werte hast du geteilt und das Kleid ohne Naht hast du auseinandergerissen. Der die Weisheit weitergibt, beraubt sich selbst: er ist gleich jenem, der seinen Schatz einem Räuber gibt. Ist Gott nicht weiser als du? Wer bist du, daß du das Geheimnis weitergibst, das dir Gott anvertraut hat? Einst war ich reich und du hast mich arm gemacht; einst sah ich Gott und nun hast du ihn mir verborgen.“

Und er weinte wieder, denn er wußte, daß seine Seele die Wahrheit sprach und daß er die Erkenntnis Gottes an andere weitergegeben hatte und daß er war wie einer, der sich anklammert an Gottes Gewand und daß ihn sein Glaube in dem Maße verließ, wie die Zahl jener zunahm, die an ihn glaubten.

Und er sprach zu sich selbst: „Ich will nichts mehr sprechen über Gott; wer Weisheit weitergibt, beraubt sich selbst.“

Und einige Stunden später kamen seine Schüler zu ihm und neigten sich zur Erde und sprachen: „Meister, sprich uns von Gott, denn du hast die vollkommene Erkenntnis Gottes und niemand hat sie außer dir.“

Und er antwortete ihnen und sprach: „Ich will zu euch sprechen von allen Dingen im Himmel und auf

Erden, aber von Gott will ich nicht zu euch sprechen. Weder jetzt, noch später will ich von Gott zu euch sprechen.“

Und da wurden sie zornig und sprachen zu ihm: „Du hast uns in die Wüste geführt, auf daß wir dich hören sollten. Willst du uns hungrig fortschicken, uns und die große Menge, die dir gefolgt ist?“

Und er antwortete ihnen und sprach: „Ich will nicht von Gott zu euch reden.“

Und die Menge murrte gegen ihn und sprach: „Du hast uns in die Wüste geführt und gabst uns nichts zu essen. Sprich uns von Gott und das wird uns genügen.“

Aber er antwortete ihnen mit keinem Worte, denn er wußte, daß er seinen Schatz fortgeben würde, wenn er von Gott zu ihnen spräche.

Und seine Schüler gingen traurig fort und die Menge kehrte zurück in ihre Häuser. Und viele starben auf dem Wege.

Und als er allein war, stand er auf und wandte sein Angesicht dem Monde zu und wanderte sieben Monate lang und sprach zu niemand und gab niemand Antwort. Und als der siebente Monat zu Ende war, erreichte er die Wüste, die da heißt die Wüste des großen Stromes, und fand dort eine Höhle, in der einst ein Zentaur gewohnt hatte, und er nahm sie als Wohnort und flocht sich eine Matte aus Schilf, um darauf zu ruhen, und wurde ein Einsiedler. Und jede Stunde pries der Einsiedler Gott, der ihm erlaubt hatte, einige Erkenntnis von ihm zu haben und seiner wunderbaren Größe.

Als nun der Einsiedler eines Abends vor der Höhle saß, sah er einen jungen Mann mit bösem, aber schönem Gesicht, in schlechtem Anzug, der mit leeren Händen vorüberging. Und jeden Abend ging der junge Mann mit leeren Händen vorbei und jeden Morgen kehrte er mit Purpur und Perlen wieder. Es war ein Räuber und er beraubte die Karawanen der Kaufleute.

Und der Einsiedler blickte ihn an und bemitleidete ihn. Aber er sprach kein Wort. Denn er wußte, daß den Glauben verliert, wer da spricht ein Wort.

Und als eines Morgens der junge Mann mit den Händen voll Purpur und Perlen wiederkehrte, blieb er stehen und runzelte die Brauen und stampfte mit dem Fuße auf den Sand und sprach zum Einsiedler: „Was schaust du mich immer so an, wenn ich vorübergehe? Was ist es, was ich in deinen Augen sehe? Denn kein Mann hat mich jemals in solcher Weise angesehen. Das peinigt und verdrießt mich.“

Und der Einsiedler antwortete und sprach: „Was du in meinen Augen siehst ist Mitleid, Mitleid blickt auf dich aus meinen Augen.“

Und der junge Mann lachte spöttisch und schrie mit Bitterkeit in der Stimme dem Einsiedler zu: „Ich habe in meinen Händen Purpur und Perlen und du hast nur eine Matte von Schilf, um darauf zu liegen. Was für Mitleid magst du für mich haben und warum fühlst du Mitleid mit mir?“

„Ich habe Mitleid mit dir,“ sagte der Einsiedler, „weil du von Gott keine Erkenntnis hast.“

„Ist sie eine kostbare Sache, diese Erkenntnis von

Gott?“ fragte der Jüngling und kam ganz nahe an die Öffnung der Höhle.

„Sie ist kostbarer als aller Purpur und alle Perlen der ganzen Welt!“ antwortete der Einsiedler.

„Und du hast diese kostbare Sache?“ fragte der junge Räuber und kam noch näher.

„Einmal besaß ich sie“, antwortete der Einsiedler. „Ich besaß die vollkommene Erkenntnis von Gott. Aber in meiner Dummheit trennte ich mich von ihr und teilte sie mit anderen. Aber immer noch ist die Erkenntnis, die mir geblieben ist, kostbarer als Purpur und Perlen.“

Und als der junge Räuber dies hörte, warf er Purpur und Perlen fort, die er in Händen trug, und zog ein scharfes, krummes Schwert und sagte: „Gib mir sofort die Erkenntnis von Gott, die du besitzt, oder ich töte dich. Warum sollte ich denn den nicht erschlagen, der einen Schatz besitzt, der größer ist als der meine?“

Und der Einsiedler breitete die Arme aus und sprach: „Wäre es nicht besser für mich, zu treten in Gottes Vorhof und Ihn zu preisen, als zu leben in der Welt und von Ihm keine Erkenntnis zu haben? Töte mich, wenn das dein Wunsch ist, aber nicht fort gebe ich die Erkenntnis Gottes.“

Und der junge Räuber kniete nieder und flehte ihn an, aber der Einsiedler wollte nicht von Gott zu ihm sprechen, noch ihm seinen Schatz geben, und der junge Räuber stand auf und sprach zum Einsiedler: „Es sei, wie du willst. Was mich betrifft, so will ich zur Stadt der sieben Sünden gehen, die nur drei Tagereisen von hier entfernt ist, und sie werden mir Freuden geben

für meinen Purpur und für meine Perlen werden sie mir Lust verkaufen.“ Und er nahm seinen Purpur und seine Perlen und ging eilends davon.

Und der Einsiedler schrie auf und folgte ihm und beschwor ihn. Drei Tage lang folgte er dem Räuber auf der Straße und bat ihn umzukehren und nicht die Stadt der sieben Sünden zu betreten.

Und immerfort blickte sich der junge Räuber nach dem Einsiedler um und rief ihn an und sprach: „Willst du mir deine Erkenntnis von Gott geben, die kostbarer ist als Purpur und Perlen? Wenn du dies tust, so will ich die Stadt nicht betreten.“

Und immer antwortete der Einsiedler: „Alles, was ich habe, will ich dir geben, nur dies eine nicht. Denn es ist mir nicht erlaubt, dies eine fortzugeben.“

Und in der Morgendämmerung des dritten Tages kamen sie nahe der großen scharlachnen Tore der Stadt der sieben Sünden. Und aus der Stadt heraus scholl der Lärm von lautem Gelächter, dem der junge Räuber zur Antwort entgegenlachte, und gedachte ans Tor zu klopfen. Da aber rannte der Einsiedler zu ihm und griff ihn bei seinem Gewande und sprach zu ihm: „Strecke deine Hände aus und lege deine Arme um meinen Hals und drücke dein Ohr dicht an meine Lippen, denn ich will dir geben, was mir von der Erkenntnis Gottes noch geblieben ist!“

Und der junge Räuber blieb stehen.

Und als der Einsiedler seine Erkenntnis Gottes fortgegeben hatte, da fiel er zu Boden und weinte, und eine tiefe Finsternis verhüllte ihm die Stadt und den jungen Räuber, so daß er beide nicht mehr sah.

Und als er so lag und weinte, da wurde er gewahr, daß einer neben ihm stand. Und der neben ihm stand, hatte Füße von Erz und sein Haar glich feiner Wolle. Und er hob den Einsiedler auf und sprach zu ihm: „Vorher hattest du die vollkommene Erkenntnis Gottes. Jetzt sollst du Gottes vollkommene Liebe haben. Warum also weinst du?“ Und er küßte ihn.

Z w e i t e r T e i l

Das Granatapfelhaus

1. Der junge König

Es war die Nacht vor seinem Krönungstage; der junge König saß ganz einsam in seinem wunderbaren Gemach. Seine Höflinge hatten sich alle verabschiedet, nach dem zeremoniellen Tagesgebrauch die Köpfe bis zur Erde neigend, und nach der großen Halle des Königsschlusses begeben, um dort noch die letzten Anordnungen vom Hofzeremonienmeister entgegenzunehmen, denn es waren ihrer immer noch einige mit ganz natürlichen Manieren! Und daß dies bei einem Höfling ein gar schreckliches Vergehen ist, braucht nicht gesagt zu werden.

Der Jüngling — denn mit seinen sechzehn Jahren war er dies — schien gar nicht betrübt zu sein, daß sie fort waren, hatte sich mit einem leisen Seufzer der Erleichterung auf die weichen Kissen seines reichen Lagers zurückgeworfen und lag da mit wilden Augen und offenem Munde wie ein brauner Waldsaun oder wie irgendein junges Tier der Wildnis, das die Jäger gerade eingefangen hatten.

Und in der That waren es ja die Jäger gewesen, die ihn gefunden und durch Zufall auf ihn gestoßen waren,

als er barfüßig, die Flöte in der Hand, herging hinter der Herde des armen Ziegenhirten, der ihn aufgezogen, und dessen Sohn zu sein er geglaubt hatte. Manche glaubten, er sei des alten Königs einziger Tochter Kind, gezeugt in heimlicher Ehe mit einem, der im Range tief unter ihr stand, mit einem Fremden, der die Liebe der jungen Fürstin durch den wundersamen Zauber seines Lautenspielles errungen hatte, während wieder andere von einem Künstler aus Rimini sprachen, dem die Prinzessin viel, ja vielleicht zuviel Ehre erzeigt hatte, und der plötzlich aus der Stadt verschwunden war, sein Werk in der Kathedrale unvollendet lassend. So hatte man ihn, als er eben erst eine Woche alt war, von der Seite seiner Mutter weggestohlen, während sie schlief, und ihn einem gemeinen Bauer und dessen Weibe in Obhut gegeben, die beide ohne eigene Kinder waren und in einem Teil des Waldes lebten, der mehr als einen Tagesritt von der Stadt entfernt lag. Der Gram oder die Pest, wie der Hofarzt feststellte, oder ein schnelles italienisches Gift in einem Becher gewürzten Weines dargereicht, mordete noch in der Stunde des Erwachens das bleiche Mädchen, das ihn geboren hatte. Und als der treue Bote, der das Kind vor sich auf dem Sattel trug, von seinem müden Roß stieg und an die schwere Thür der Hirtenhütte pochte, wurde der sterbliche Überrest der Prinzessin in ein frischgeschaukeltes Grab gesenkt, das man auf einem verlassenen Kirchhofe außerhalb des Stadtttores gegraben hatte. Ein Grab, worin, wie man sagte, schon ein andrer Leichnam lag: der eines jungen Mannes von wunderbarer und fremdartiger Schönheit, dessen Hände mit einem festen Stricke auf

den Rücken gebunden waren und dessen Brust mit vielen roten Wunden bedeckt war.

So lautete wenigstens die Erzählung, die das Volk einander zuflüsterte. Sicher aber war es, daß der alte König auf dem Sterbebette (sei es, daß ihn Gewissensbisse über seine große Sünde peinigten, oder sei es auch nur, weil er nicht wünschte, daß das Königreich an eine andere Linie falle) schleunigst nach dem Knaben gesandt und ihn vor versammeltem Staatsrate als seinen Erben anerkannt hatte.

Und es scheint, daß sich in dem Jüngling vom ersten Augenblick seiner Anerkennung an die seltsame Schönheitsliebe offenbarte, die späterhin so großen Einfluß auf sein Leben gewinnen sollte. Sie, die ihn durch die Reihe der Zimmer geleiteten, die man für ihn in Bereitschaft gesetzt hatte, wußten viel von dem Wonneausruf zu erzählen, der über seine Lippen kam, als er die kostbaren Geschmeide und die reichen Prunkgewänder sah, die für ihn bestimmt waren, und von der ausgelassenen, fast wilden Freude, mit der er sein rauhes Lederwams und seinen grobzottigen Schafpelzmantel von sich warf. Manchmal freilich vermißte er die schöne Waldesfreiheit und dann war er immer geneigt, über die langweiligen Förmlichkeiten zu schelten, die einen so großen Teil des Tages bei Hofe in Anspruch nahmen. Der herrliche Palast jedoch, den man La Joyeuse nannte, und dessen Herr er nun war, schien ihm eine nur zu seiner Lust neu erschaffene Welt zu sein! Und so oft er einer Ratsversammlung oder einer Sitzung im Audienzsaale entfliehen konnte, rannte er die große Treppe hinab mit ihren Löwen aus goldenem Erze,

ihren Stufen aus poliertem Porphyr und schritt von Gemach zu Gemach und von Halle zu Halle, wie einer, der in Schönheit Vergessen für Schmerz und Genesung nach Krankheit sucht.

Auf diesen Entdeckungsreisen, wie er sie gerne nannte (und es waren für ihn wirklich Reisen durch ein Wunderland), begleiteten ihn manchmal die schlanken, blondlockigen Hospagen in ihren weiten Mänteln und flatternden, buntem Bänder schmucke. Noch öfter aber blieb er allein, denn ein ihn blitzartig durchzuckender Instinkt, einer Eingebung vergleichbar, ließ ihn fühlen, daß sich die Geheimnisse der Kunst am besten auch nur insgeheim erlernen lassen, und daß die Schönheit wie die Weisheit nur einsame Verehrer liebt.

Viele seltsamen Geschichten liefen um diese Zeit von Mund zu Mund: man erzählte, daß ein behäbiger Bürgermeister, der gekommen war, eine wortreich geschmückte Anrede namens der Bürger der Stadt auf ihn zu halten, daß ihn dieser vor einem großen Bilde auf den Knien liegend und in brünstiger Verehrung versunken gefunden hätte, vor einem herrlichen Gemälde, das grade aus Venedig angelangt war und eine Anbetung der neuen Götter darzustellen schien. Bei anderer Gelegenheit hatte man ihn viele Stunden lang vermißt und ihn erst nach langem Suchen in einem kleinen Gemach in einem der nördlichen Schloßtürmchen entdeckt, wo er gleich einem Verzückten auf eine griechische Gemme starrte, in die eine entzückende Adonisgestalt eingeschnitten war. Man hatte gesehen, so sagte das Gerücht, wie er seine heißen Lippen auf die Marmorstirn einer antiken Statue drückte, die man im

Flußbette bei dem Bau der steinernen Brücke ausgegraben hatte, und die als Inschrift den Namen des bythinischen Sklaven des Hadrian trug. Und er hatte eine ganze lange Nacht damit zugebracht, die Wirkung des Mondlichtes auf einem Silberbildnis des Endymion zu beobachten.

Alles, was seltsam und kostbar war, übte jedenfalls einen großen Zauber auf ihn aus, und im Eifer, es zu erwerben, hatte er zahlreiche Kaufleute nach allen Himmelsrichtungen ausgesandt: die einen, um mit dem rauhen Fischervolk der Nordmeere um Bernstein zu handeln; die andern nach Aegypten, um jene grüne Wundertürkisen aufzutreiben, die man nur in Königsgräbern findet, und die Zauberkräfte haben sollen; wieder andere nach Persien, um seidene Teppiche und bemalte Tongefäße zu erstehen; und einige endlich sogar nach Indien, um Florgewebe zu kaufen und gefärbtes Elfenbein, Mondsteine und Armbänder aus Nephrit, Sandelholz und blaues Email und Tücher von allerfeinster Wolle.

Was ihn jedoch am meisten beschäftigte, war sein Krönungsgewand, das goldgelbe Gewand, und die rubinbesetzte Krone, und das Zepter mit Perlenreihen und Perlenreifen. An diese dachte er tatsächlich auch heute nacht, als er zurückgelehnt auf seinem weichen Lager ruhte und den großen Kiefernscheiten zusah, die sich im offenen Feuer des Kamins zu glühender Asche verzehrten. Zeichnungen, die von den Händen der berühmtesten Künstler seinerzeit dafür entworfen wurden, waren ihm schon vor vielen Monaten vorgelegt worden, und er hatte Befehl gegeben, daß die Handwerker Tag

und Nacht an ihrer Ausführung arbeiten, und daß Hunderte die ganze Welt durchsuchen sollten nach Juwelen, die ihrer Arbeit würdig wären. Er sah sich bereits im Geiste vor dem Hochaltar der Kathedrale stehen, angetan mit dem königlichen Gewand. Und ein Lächeln spielte um seinen Knabenmund, verweilte dort und entfachte helle Flammen in seinen dunkeln Waldlandsaugen.

Nach einiger Zeit stand er auf, lehnte sich gegen die geschnitzte Verblendung des Kamins und blickte sinnend umher in dem schwach erleuchteten Gemach. Die Wände waren mit reichen Stickerien bekleidet, die den Triumph der Schönheit darstellten. Die eine Ecke füllte ein großer Schrank aus, der mit Achat und Lapislazuli ausgelegt war, und dem Fenster gegenüber stand ein eigentümlich geformtes Kästchen mit lackierten Holzfeldern, mit Gold bestäubt und mit Gold eingelegt, darauf feinglasige Venezianer Schalen und ein Becher aus dunkelgeädertem Onyx glänzten. Blasse Mohnblüten waren auf die Seidendecke des Bettes gestickt, als wären sie den müden Händen des Morpheus entfallen, und schlanke hohe Pfosten gekehlten Elfenbeins trugen den samtenen Baldachin, auf dem gleich weißem Wellenschaum große duftige Büschel von Straußensehern zu den matten Silberreliefs der Decke emporragten. Ein lachender Narziß aus grüner Bronze hielt einen geschliffenen Spiegel über seinem Kopfe und auf dem Tische stand eine flache Schale aus Amethyst.

Draußen konnte er die Riesenkuppel der Kathedrale sehen, die gleich einer großen Kugel über den schattenhaften Häusern aufragte, konnte er die müden Wachen

beobachten, die auf der nebelichen Terrasse am Flusse auf- und niederschritten. Fern, irgendwo in einem Garten, schlug eine Nachtigall. Schwacher Jasminduft drang durchs offene Fenster herein. Der junge König strich die braunen Locken aus der Stirn und griff zu einer Laute, über deren Saiten er die Finger gleiten ließ. Seine schweren Lider senkten sich und eine seltsame Mattigkeit überkam ihn. Nie zuvor hatte er so tief, nie zuvor so voll Freude den Zauber und das Geheimnis der Schönheit auf sich wirken gefühlt.

Als Mitternacht vom Turme schlug, berührte er eine Gloße, und seine Pagen traten ein und entkleideten ihn mit umständlichen Ceremonien, gossen ihm Rosenwasser über die Hände und streuten Blumen über die Kissen hin. Wenige Augenblicke, nachdem sie das Gemach verlassen hatten, schlief er ein.

Und als er schlief, hatte er einen Traum und der war: Er glaubte, er stünde in einer langen niedrigen Dachkammer inmitten vieler saufender und klappernder Webstühle. Das kümmerliche Tageslicht stahl sich durch ein vergittertes Fenster und zeigte ihm die mageren Gestalten der Weber, die sich über die Rahmen beugten. Blass, fränklich aussehende Kinder hockten auf den schweren Weberbäumen. Und wenn die Weberschiffchen durch die Kette schossen, hoben sie die schweren Latten hoch, und wenn die Schiffchen aussehten, ließen sie die Latten wieder herabfallen und schoben die Fäden aneinander. Die Gesichter der Arbeitenden waren vor Hunger abgezehrt und ihr dünnen Arme und Hände schlotterten ihnen und zitterten. An einem Tische kauerten abgemagerte Weiber und nähten. Ein beklemmen-

der Geruch erfüllte den Raum, die Luft war muffig und schwer und von den Wänden sickerte und tropfte es naß hernieder.

Der junge König ging zu einem Weber heran, stellte sich neben ihn und sah ihm zu.

Der Weber aber schaute ihn gehässig an und sprach: „Was beobachtest du mich? Bist du ein Rundschafter, den unser Herr über uns gesetzt hat?“

„Wer ist dein Herr?“ fragte der junge König.

„Unser Herr?“ rief der Weber in bitterem Tone. „Er ist ein Mensch wie ich! Nur ein kleiner Unterschied besteht zwischen ihm und mir: er trägt schöne Kleider, während ich in Lumpen laufe, und er leidet nicht weniger durch Überernährung, als ich schwach vor Hunger bin.“

„Das Land ist frei, und du bist keines Menschen Sklave“, sprach der König.

„Im Kriege macht sich der Starke den Schwachen zum Sklaven,“ erwiderte der Weber, „und im Frieden macht sich der Reiche den Armen zum Sklaven. Wir müssen arbeiten, um zu leben und sie geben uns einen Hungerlohn, daß wir beinahe freipieren müssen. Wir schuften für sie von früh bis spät, und sie häufen Gold an in ihren Kisten. Unsere Kinder welken vor ihrer Zeit dahin. Und die Gesichter derer, die wir lieben, werden hart und böse. Wir keltern die Trauben, und ein anderer trinkt den Wein. Wir säen das Korn, aber unsere eigenen Scheunen bleiben leer. Wir tragen Ketten, obgleich sie niemand sieht, und wir sind Sklaven, obgleich man uns Freie nennt.“

„Ist dem so?“ fragte der König.

„Dem ist wirklich so bei uns allen“, antwortete der Weber. „Bei den Jungen ist's so wie bei den Alten, bei den Frauen wie bei den Männern, bei den kleinen Kindern wie bei jenen, die das Alter mürbe gemacht hat. Die Kaufleute plagen uns und wir müssen tun, was sie uns gebieten. Der Priester reitet vorüber und betet seinen Rosenkranz ab. Für uns aber sorgt kein Mensch, keiner! Durch unsere sonnenlosen Gassen schleppt sich die Armut mit den Augen des Hungers, und hinterher folgt die Sünde mit fahlem Angesicht. Morgens weckt uns das Elend und nachts sitzt die Schande an unserm Bette! Doch was geht dich all dies an? Du bist keiner von den Unsern. Dein Aussehen ist zu glücklich.“ Und mürrisch wandte sich der Weber ab und warf das Schiffchen durch den Webstuhl; und der junge König sah, daß es mit einem Goldfaden umwunden war.

Und ihn befiel tiefe Angst und er fragte den Weber: „Was für ein Gewand webst du da?“

„Das Krönungsgewand für den jungen König“, erwiderte jener. „Doch was kümmert das dich?“

Und der junge König stieß einen lauten Schrei aus und erwachte, und siehe! er war in seinem eigenen Gemach, und durch das Fenster sah er den großen Mond honigfarbig in den dunklen Lüften hängen.

Und wieder fiel er in Schlaf und träumte, und zwar: Er glaubte, er läge auf dem Deck einer großen Galeere, die Hunderte von Sklaven ruderten. Auf einem Teppich neben ihm saß der Besitzer der Galeere. Er war schwarz wie Ebenholz, und sein Turban war aus blutroter Seide. Mächtige Silberringe in seinen dicken Ohrlappen zogen diese förmlich nieder, und in

den Händen hielt er eine elfenbeinere Wage. Die Sklaven waren nackt bis auf einen zerlumpten Lendenschurz und jeder Mann war angefettet an seinen Nachbar. Pralle Sonnenglut brannte auf alle nieder und die Neger liefen das Laufbrett auf und nieder und peitschten die Rücken der Ruderer mit harten Ledergeißeln. Dann streckten die Ruderer rasch die mageren Arme aus und zogen die schweren Ruder durch das Wasser, daß der salzige Gischt hochspritzte.

Endlich erreichten sie eine kleine Bucht und begannen zu loten. Ein leichter Wind blies vom Lande herüber und hüllte das Deck und das große Segel in eine Wolke feinen, roten Staubes. Drei Araber kamen auf wilden Eseln angesprengt und warfen ihre Speere nach ihnen. Der Herr der Galeere aber griff nach einem bemalten Bogen und schoß einem von ihnen durch die Kehle, daß er schwer vornüber in die Brandung stürzte, worauf seine Gefährten davonsprengten. Ein in gelbe Schleier gehülltes, auf einem Kamele sitzendes Weib folgte langsam und sah sich von Zeit zu Zeit nach dem am Strande ruhenden Leichnam um.

Sobald sie Anker geworfen und das Segel eingeholt hatten, stiegen die Neger in den Kielraum und holten eine lange Strickleiter herauf, die mit starken Bleigewichten beschwert war. Der Inhaber der Galeere warf sie über Bord und befestigte die Enden an zwei eisernen Haken. Dann ergriffen die Neger den jüngsten der Sklaven, schnitten ihm seine Fesseln ab, füllten ihm Nasenlöcher und Ohren mit Wachs und banden einen großen Stein um seine Hüften. Müde kroch er die Leiter hinab und verschwand im Meere. Einzelne Luftblasen

stiegen quirlend auf, als er versank, und einige der anderen Sklaven spähten neugierig über Bord. Vorn, am Bug der Galeere, saß ein Haifischbeschwörer und wirbelte eintönig auf seiner Trommel.

Nach einiger Zeit stieg der Taucher wieder aus den Wellen empor und klammerte sich keuchend an der Leiter fest: seine Rechte hielt eine Perle. Die Neger entrißen sie ihm und schleuderten ihn ins Meer zurück. Die Sklaven schloßen indessen über ihren Rudern ein.

Immer wieder tauchte der andere auf, und so oft er sich zeigte, brachte er eine schöne Perle mit nach oben. Der Eigentümer der Galeere wog sie und steckte sie alle in einen kleinen grünen Lederbeutel.

Der junge König versuchte zu sprechen, aber die Zunge klebte ihm am Gaumen und seine Lippen versagten den Dienst. Die Neger schwakten miteinander und begannen, sich um eine Schnur leuchtender Perlen zu streiten. Zwei Kraniche umkreisten dabei unablässig das Schiff.

Zum letztenmal kam jetzt der Taucher nach oben, und die Perle, die er diesmal mitbrachte, war schöner, als alle Perlen des Ormuzd, denn sie war an Form dem Vollmond gleich und weißer als der Morgenstern. Ein Zittern rann noch durch des Tauchers Glieder und dann lag er still da mit bleichem Antlitz während Blut aus Nase und Ohren sich ergoß. Die Neger zuckten gleichgültig die Achseln und warfen den Körper über Bord.

Und der Besitzer der Galeere lachte und streckte die Hand nach der Perle aus; und als er sie betrachtet hatte, drückte er sie an seine Stirn und neigte sich tief. „Sie soll,“ sprach er, „für das Zepter des jungen Königs

sein“, und er gab den Negern ein Zeichen, die Anker zu lichten.

Und da dies der junge König hörte, stieß er einen lauten Schrei aus und erwachte; und durch das Fenster sah er die langen grauen Finger der Dämmerung nach den erbleichenden Sternen greifen.

Und wieder schief er ein und träumte folgenden Traum: Ihm war, er wanderte durch einen dunkeln Wald, worin seltsame Früchte wuchsen und herrliche aber giftige Blumen. Die Nattern züngelten nach ihm, als er vorüberging, und schillernde Papageien flogen freischend von Ast zu Ast. Riesenschildkröten schliefen im heißen Schlamm, und die Bäume waren von Affen und Pfauen bevölkert.

Weiter und weiter ging er, bis er den Waldessaum erreichte. Dort sah er eine ungeheuere Menschenmenge, die im Bette eines ausgetrockneten Flusses arbeitete. Wie Ameisen kribbelten sie um die Felsblöcke herum. Sie machten im Boden tiefe Gruben und stiegen darin hinab. Einige von ihnen zerspalteten die steinige Massen mit großen Ärten, andere wühlten im Sande. Sie rissen den Raktus mit der Wurzel aus und zertraten die Scharlachblüten. Sie eilten alle geschäftig hin und her und schrien einander an, keiner ging müßig.

Aus dem Dunkel einer Höhle sahen Tod und Habsucht ihrem Treiben zu, und der Tod sprach zur Habsucht: „Ich bin müde. Gib mir den dritten Teil von ihnen und laß mich gehen.“

Die Habsucht aber schüttelte den Kopf und erwiderte: „Es sind meine Knechte.“

Und der Tod sprach zu ihr: „Was hast du da in deiner Hand?“

„Drei Getreidekörner habe ich da,“ entgegnete sie, „aber was geht das dich an?“

„Gib mir eines davon!“ rief der Tod. „Ich will es in meinen Garten pflanzen. Nur eines gib mir, und dann will ich gehen.“

„Gar nichts will ich dir geben“, sprach die Habsucht und verbarg die Hand in den Falten ihres Kleides.

Und der Tod lachte und nahm eine Schale und tauchte sie in einen Wassertümpel; und aus der Schale stieg die Malaria auf. Sie lief durch die große Menschenmenge und der dritte Teil starb. Dann stieg ein kalter Nebel auf und die Wasserschlangen liefen neben ihm daher.

Und als die Habsucht sah, daß der dritte Teil der Leute tot war, schlug sie sich die Brust und weinte laut. Sie schlug ihre trockenen Brüste und schrie laut: „Du hast den dritten Teil meiner Knechte gemordet; hebe dich von mir. In den Bergen der Tatarei wüthet der Krieg, und die Könige beider Parteien rufen nach dir! Die Afghanen haben die schwarzen Ochsen getödet und ziehen in den Kampf. Mit ihren Speeren haben sie auf die Schilde geschlagen und ihre Eisenhelme haben sie aufgestülpt. Was gilt dir mein Tal, daß du hier verweilen solltest? Hebe dich weg von mir und kehre nicht wieder zurück!“

„Nimmermehr,“ entgegnete der Tod, „ich gehe nicht eher, bis du mir eines deiner Getreidekörner gegeben hast.“

Aber die Habsucht schüttelte den Kopf und fletschte die

Zähne. „Nichts will ich dir geben,“ murmelte sie, „gar nichts!“

Und der Tod lachte und nahm einen schwarzen Stein auf und schleuderte ihn tief in den Wald hinein, und aus dem Dickicht des Schirlings kam das Fieber in einem flammenden Kleide und schritt durch die Menschenmenge und berührte sie; und jedermann starb, den sie berührte. Das Gras vertrocknete unter ihren Füßen, wo sie darüberhinglitt.

Und die Habsucht erschauerte und streute Asche auf ihr Haupt. „Du bist grausam,“ rief sie, „grausam bist du! — In den mauerumwallten Städten Indiens herrscht die Hungersnot, und die Zisternen von Samarkand sind vertrocknet. Hungersnot herrscht in den mauerumwallten Städten Agyptens und die Heuschrecken sind in Schwärmen eingefallen. Der Nil hat seine Ufer nicht überschwemmt und die Priester haben der Isis und dem Osiris geflucht. Hebe dich fort von mir und ziehe hin zu jenen, die dich brauchen, und laß mir meine Diener.“

„Nimmermehr,“ entgegnete der Tod, „ich will nicht eher gehen, bis du mir ein Getreidekorn gegeben hast.“

„Nichts will ich dir geben,“ entgegnete die Habsucht — „gar nichts.“

Und der Tod lachte wieder und piffte durch die Finger; und ein Weib kam durch die Lüfte geflogen. Pest stand auf ihrer Stirn geschrieben und es umkreiste sie eine Schar magerer Geier, die das Tal mit ihren Schwingen bedeckten, so daß kein Atmender am Leben blieb.

Und die Habsucht floh schreiend davon durch den

Wald. Der Tod aber sprang auf sein rotes Roß und sprengte davon. Er ritt schneller als der Wind.

Und aus dem Schlamm im Talfessel krochen Drachen hervor und scheußlich schuppige Tiere, und die Schakale kamen über den Sand gelaufen und schnupperten mit den Nüstern nach allen Seiten.

Und der junge König weinte und fragte: „Wer waren jene Männer und wonach suchten sie?“

„Nach Rubinen für eines Königs Krone“, antwortete einer, der hinter ihm stand.

Und der junge König erschraf und wandte sich um. Da sah er einen Mann, der wie ein Pilger gekleidet war und einen Silberspiegel in seinen Händen hielt.

Und er erbleichte und sprach: „Für welchen König?“

Da antwortete der Pilger: „Blick in den Spiegel und du wirst ihn sehen.“

Und er blickte in den Spiegel und sah sein eigenes Antlitz. Da schrie er laut auf und erwachte. Das helle Sonnenlicht strömte in das Gemach, und aus den Bäumen im Garten sangen die Vögel.

Und der Kammerherr und die Würdenträger des Staates traten ein und huldigten ihm, und die Pagen brachten ihm das Gewand aus Goldgewebe und legten Krone und Zepter vor ihm nieder.

Und der junge König sah sie an, sie waren herrlich anzuschauen. Herrlicher waren sie als irgend etwas, das er je gesehen hatte. Aber er entsann sich seiner Träume und sprach zu seinen Großen: „Nehmt diese Dinge fort, denn ich will sie nicht tragen.“

Aber die Höflinge staunten und einige von ihnen lachten, denn sie glaubten, er scherze nur.

Doch er sprach nochmals ernst zu ihnen und sagte: „Nehmt diese Dinge und verbergt sie vor mir. Wenn heute auch der Tag meiner Krönung ist, so will ich sie doch nicht tragen. Denn auf dem Webstuhl der Sorge und von den bleichen Händen der Not ist dieses Gewand gewoben worden. Blut klebt im Herzen des Rubins und Tod wohnt im Herzen der Perle.“ Und er erzählte ihnen seine drei Träume.

Und als die Höflinge die Träume hörten, blickten sie einander an und flüsterte: „Wahrlich, er ist wahnsinnig! denn, was ist ein Traum wohl mehr als ein Traum, und ein Gesicht mehr als ein Gesicht? Es sind nicht Dinge der Wirklichkeit, auf die man achten müßte. Was auch haben wir mit dem Leben-jener zu tun, die für uns fronden? Soll ein Mensch kein Brot mehr genießen, ehe er den Sämann sah, noch Wein trinken, bevor er den Winzer befragte?“

Und der Kammerherr sprach zum jungen Könige und sagte: „Herr, ich bitte dich, laß ab von all den schwarzen Gedanken und kleide dich in dieses prächtige Gewand und setze diese Krone auf dein Haupt. Denn wie soll das Volk wohl wissen, daß du sein König bist, wenn du nicht eines Königs Gewandung trägst?“

Und der junge König blickte ihn an. „Ist dem wirklich so?“ fragte er. „Werden sie mich nicht als ihren König anerkennen, solange ich nicht eines Königs Kleidung trage?“

„Sie werden dich nicht erkennen, o Herr!“ rief der Kammerherr.

„Ich wähnte, es habe Männer gegeben, deren Ansehen königlich war“, entgegnete er. „Doch vielleicht ist

es so, wie du sagst. Aber dennoch will ich dies Gewand nicht tragen, noch mag ich mich mit dieser Krone krönen lassen. Nein, genau so wie ich einzog in den Palast, will ich ihn wiederum verlassen.“

Und er gebot allen, hinauszugehen, einen Page ausgenommen, den er wie seinen Freund hielt, einen Knaben, der ein Jahr jünger war als er selber. Diesen nur behielt er bei sich zu seiner Bedienung. Und als er sich im klaren Wasser gebadet hatte, öffnete er eine große alte Truhe und holte daraus das Lederwams hervor und den großen Schafpelzmantel, die er trug zur Zeit, als er noch am Bergeshange des Hirten zottige Ziegen gehütet hatte. Beides legte er an, und zur Hand nahm er den groben Hirtenstab.

Und der kleine Page öffnete die großen blauen Augen voll Staunens und sprach lächelnd zu ihm: „Herr, wohl sehe ich dein Gewand und auch dein Zepter: wo aber ist deine Krone?“

Und der junge König brach einen Zweig wilder Rosen, die den Balkon umrankten, und bog ihn sich zum Kranze und drückte ihn sich aufs Haupt.

„Das hier soll meine Krone sein“, erwiderte er.

Und also angetan trat er aus seinem Gemach in die große Halle hinaus, wo seiner die Edelleute harreten.

Und die Edelleute lachten und etliche riefen ihm zu: „Herr, das Volk harret eines Königs, und du zeigst ihm einen Bettelmann.“ Und andere waren zornig und meinten: „Er bringt Schande über unser Land, und er ist nicht würdig, unser Herr zu sein.“ Er aber erwiderte ihnen kein einziges Wort, sondern schritt an ihnen vorüber und flog die Treppe aus glänzendem Porphyr

hinab und ging hinaus durch die erzenen Tore und stieg auf sein Pferd und sprengte der Kathedrale zu, während der kleine Page ihm zur Seite lief.

Und das Volk lachte und rief: „Da reitet der Narr des Königs vorbei!“ — Und sie verhöhnten ihn.

Er aber zog die Zügel an und sprach: „Nicht doch, ich bin es ja, euer König!“ — Und er erzählte ihnen seine drei Träume.

Ein Mann aber trat aus der Menge hervor und sagte heißend zu ihm: „Herr, weißt du nicht, daß das Leben des Armen von der Verschwendungssucht des Reichen abhängt? Euer Prunk nährt uns, und eure Laster geben uns Brot. Für einen harten Herrn zu fronden, ist bitter, aber noch bitterer ist es, keinen Herrn zu haben, für den man fronden darf. Meinst du etwa, daß uns die Raben sättigen werden? Und welche Heilung willst du dem Lauf der Dinge bringen? Willst du dem Käufer gebieten: du sollst für soundso viel kaufen, und dem Verkäufer: du sollst zu diesem Preise verkaufen? Ich denke, nein! — Also reite zurück in dein Schloß und kleide dich in Purpur und feines Linnen. Was hast du mit uns zu schaffen und mit unserm Leid?“

„Sind Reiche und Arme nicht Brüder?“ fragte der junge König.

„Allerdings sind sie es,“ entgegnete der Mann; „und der Name des reichen Bruders ist Kaiser.“

Da füllten sich die Augen des jungen Königs mit Tränen und er ritt, vom Murren des Volkes begleitet, von dannen. Aber den kleinen Page ergriff die Angst und da verließ er ihn.

Und als er vor die große Pforte der Kathedrale kam, streckten die Kriegersleute die Hellebarden vor und sprachen: „Was suchst du hier? Niemand tritt durch diese Thür, es sei denn der König!“

Und sein Angesicht rötete sich vor Zorn, und er sprach zu ihnen: „Ich bin euer König“ und stieß ihre Hellebarden zur Seite und schritt hinein.

Und als ihn der greise Bischof in seinem Hirtenkleide daherkommen sah, erhob er sich verwundert auf seinem Throne, ging ihm entgegen und sprach: „Mein Sohn, ist dies eines Königs Gewandung? Wo ist die Krone, mit der ich dich krönen, wo ist das Zepter, mit dem ich deine Hand belehnen soll? Wahrlich, dieser Tag sollte für dich ein Tag der Freude und nicht ein Tag der Erniedrigung sein.“

„Soll sich meine Freude in das Gewand des Leides kleiden?“ fragte der junge König. Und er erzählte ihm seine drei Träume.

Und da sie der Bischof vernommen hatte, zog er seine Stirne kraus und sprach: „Mein Sohn, ich bin ein alter Mann, stehe im Winter meiner Tage und weiß, daß in der weiten Welt viel üble Taten geschehen. Wilde Räuber steigen von den Bergen nieder und schleppen die Kindlein davon und verkaufen sie den Mauren. Löwen belauern die Karawanen und stürzen sich auf die Kamele. Wilde Eber entwurzeln das Korn im Tale und Füchse benagen die Rebstöcke auf den Hügeln. Seeräuber verwüsten die Küsten des Meeres, verbrennen den Fischern die Schiffe und rauben ihnen die Netze. In den salzigen Sümpfen leben Ausfägige; ihre Hütten

sind aus Rohr geflochten und keiner darf ihnen nahen. Bettler durchwandern die Stadt und würgen schimmeliges Brot hinunter in Gesellschaft der Hunde. Kannst du denn all dies verhindern? Willst du den Ausfähigen zu deinem Bettgenossen erwählen und den Bettler an deine Tafel setzen? Soll der Löwe tun, wie du befehlst, und soll der wilde Eber dir gehorchen? Ist Er, der das Elend schuf, nicht weiser als du? Darum rühme ich dich nicht um deswillen, was du getan hast: nein, ich heiße dir, in den Palast zurückreiten und Freude auf dein Angesicht auszugießen und dich mit d e r Gewandung zu kleiden, die einem König ziemt. Und dann will ich dich mit der goldenen Krone krönen und will dir das Perlenzepter in die Hand legen. Deiner Träume aber gedenke nicht ferner! Die Not dieser Welt ist viel zu groß, als daß sie e i n Mensch tragen könnte, und der Kummer der Welt ist viel zu schwer, als daß e i n Herz ihn ertrage.“

„Sprichst du das in diesem Hause?“ fragte der junge König und schritt an dem Bischof vorbei und ging die Stufen des Altars hinauf und stand vor dem Bilde Christi.

Er stand vor dem Bilde Christi, und zu seiner rechten Hand und zu seiner linken Hand standen die köstlichen Goldgefäße, der Kelch voll gelben Weines und die Phiole, angefüllt mit dem heiligen Öle. Er kniete nieder vor dem Bilde Christi und die mächtigen Kerzen brannten hell vor dem mit bligenden Juwelen ausgelegten Schreine, und die duftenden Weihrauchwolken ringelten sich in dünnen blauen Kränzen wirbelnd zur Kuppel empor. Er neigte das Haupt im Gebete und die

Priester in ihren steifen Chorröcken schlichen stumm vom Altare fort.

Und plötzlich ertönte von der Straße her ein wildes Gelärm, und herein stürzten die Edelleute mit gezogenen Schwertern, mit wehenden Helmfedern und mit Schilden aus blinkendem Stahl. „Wo ist dieser Träume Träumer?“ riefen sie. „Wo ist dieser König, der sich wie ein Bettelmann kleidet? Dieser Knabe, der Schmach über unser Land bringt? Wir wollen ihn totschiagen, denn er ist nicht würdig, über uns zu herrschen.“

Und wieder beugte der junge König das Haupt und betete: und als er sein Gebet beendet hatte, stand er auf und wandte sich um und blickte sie alle traurig an.

Und siehe! durch die gemalten Fensterscheiben strömte das Sonnenlicht auf ihn herab und die Sonnenstrahlen umwoben ihn mit einem Gewand, weit herrlicher als das Kleid, das zu seiner Lust angefertigt ward, und der tote Stab erblühte in seiner Hand und trug Lilien, die weißer waren als Perlen. Der trockene Dorn erblühte und trug Rosen, die röter waren als Rubine. Weißer als weiße Perlen waren die Lilien, und ihre Stiele waren aus glänzendem Silber. Röter als Rubine waren die Rosen, und ihre Blätter glänzten aus getriebenem Golde.

Er stand da in eines Königs Gewand! Und die Heiligen in den geschnitten Nischen schienen sich zu bewegen. Es war, als erfülle die Glorie des Allerhöchsten den Raum, und die juwelenbesetzten Flügeltüren des heiligen Schreines öffneten sich und ein geheimnisvoller Wunderglanz erstrahlte aus der gläsernen Monstranz! Der junge König aber stand im Prunkgewande eines

Königs vor ihnen und der Orgel entströmten Lobgesänge, und die Musiker bliesen auf ihren Posaunen, und die Chorknaben sangen.

Das Volk aber fiel in andächtiger Scheu auf die Knie, und die Edelleute stießen die Schwerter in ihre Scheiden zurück und huldigten ihm; und das Angesicht des Bischofs wurde bleich und seine Hände zitterten: „Ein Größerer als ich hat dich gekrönt!“ rief er und kniete vor ihm nieder.

Und der junge König stieg die Stufen des Hochaltars hinab und schritt heim, mitten dahin durch die Menge. Keiner aber wagte es, ihm in das Angesicht zu schauen, denn es glich dem Angesichte eines Engels.

2. Der Geburtstag der Infantin

Es war der Geburtstag der Infantin. Zwölf Jahre grade war sie alt geworden und die Sonne schien hell in die Gärten des Palastes hinein.

Obwohl sie eine wirkliche Prinzessin war und Infantin von Spanien, so hatte sie doch jährlich nur einen Geburtstag, ganz wie gewöhnlicher Leute Kinder. Darum war es denn auch für das ganze Land ein Umstand von größter Wichtigkeit, daß ihr aus diesem Anlaß ein wirklich schöner Tag beschert werde. Und ein wirklich schöner Tag war der heutige unbestreitbar. Die hohen gestreiften Tulpen reckten sich kerzengrade empor auf ihren Stielen, gleich den geordneten Reihen von Soldaten und blickten herausfordernd über das Gras und auf die Rosen hinunter und sprachen: „Jetzt sind wir grade so

prächtigt wir ihr!“ Die purpurfarbenen Schmetterlinge flatterten auf goldbestäubten Flügeln umher und statteten den Blumen, einer nach der anderen, ihre Besuche ab. Die kleinen Eidechsen huschten aus den Mauerritzen hervor und lagen, sich badend, in der weißen Sonnenglut; und die Granatäpfel öffneten sich und barsteten unter der Glut und zeigten ihre blutigroten Herzen. Selbst die blassen, gelben Zitronen, die in solcher Fülle von den verfallenden Geländern herab und längs dunkler Bogengänge hingen, schienen aus dem hellen Sonnenscheine eine sattere Farbe anzunehmen, und die Magnolienbäume erschlossen ihre großen ballrunden Blüten, die wie aus Elfenbein gedrechselt schienen und erfüllten die Luft mit süßlieblichen, schweren Düften.

Das Prinzeßchen selbst aber ging mit seinen Gespielen die Terrasse auf und ab und spielte Versteck hinter den runden Steinvasen und den alten moosbewachsenen Statuen. An den gewöhnlichen Tagen des Jahres durfte sie nur mit Kindern ihres eigenen Ranges spielen und mußte daher immer allein spielen. Ihr Geburtstag aber war eine Ausnahme, und der König hatte Befehl gegeben, daß sie alle jungen Freunde und Freundinnen, die ihr lieb wären, einladen dürfe, um mit ihnen lustig zu sein. Es lag eine würdevolle Grazie über diesen schlankgegliederten spanischen Kindern ausgebreitet, wenn sie so umherhuschten: die Knaben mit ihren großbefiederten Hüten und kurzen flatternden Mänteln, die Mädchen in langen Brokatgewändern, deren Schleppe sie hochnahmen, und mit riesigen Fächern aus Spitzen und Silber, mit denen sie die Augen vor dem Sonnen-

lichte schützten. Doch die Anmutreichste von allen, in der etwas beschwerlichen Mode jener Zeit am geschmackvollsten Angezogene war und blieb die Infantin. Ihre Tracht bestand aus grauem Atlas. Der Rock und die gebauschten Ärmel waren mit Silberstickerei besetzt und das steife Nieder strokte von Reihen schöner Perlen. Zwei winzige Pantöffelchen mit großen, rosafarbenen Rosetten lugten bei jedem Schritte unter ihrem Kleide hervor. Rosafarbig und perlgrau war auch ihr großer Gazefächer und eine schöne weiße Rose trug sie in ihrem Haar, das sich wie ein Heiligenschein aus Gold rund um ihr blasses Gesichtchen wand.

Aus einem Fenster des Palastes sah der schwermutvolle König ihnen zu. Hinter ihm stand sein Bruder, Don Pedro von Aragonien, den er haßte, während sein Beichtvater, der Großinquisitor von Granada, neben ihm saß. Trauriger noch als sonst war der König heute, denn wie er so auf die Infantin blickte, die sich bald mit kindlicher Ernsthaftigkeit vor den versammelten Höflingen verneigte, bald hinter ihrem Fächer über die grimmige Herzogin von Albuquerque lustig machte, von der sie stets begleitet wurde —, da mußte er ihrer Mutter, der jungen Königin, gedenken, die, wie es ihm schien, vor gar nicht langer Zeit aus dem heiteren Frankreich hergekommen und in der düsteren Pracht des spanischen Hofes dahingeweltet war. Grade sechs Monate nach der Geburt ihres Kindes war sie gestorben, noch ehe sie in den Gärten die Mandelbäume zum zweitenmale blühen sah oder des zweiten Jahres Frucht von dem alten, knorrigen Feigenbaume gepflückt hatte, der inmitten des nunmehr grasüberwachsenen

Hofes stand. Und so groß war seine Liebe für sie gewesen, daß er nicht litt, daß man sie ihm im Grabe verberge. Sie war von einem maurischen Arzte einbalsamiert worden, dem man zum Lohn für diesen Dienst sein Leben schenkte, das, wie man sagte, wegen Kezerei und Verdachtes schwarzer Zauberei der heiligen Inquisition schon verfallen war. Und noch ruhte ihr Leichnam auf der stückereigeschmückten Bahre, in der Schloßkapelle aus schwarzem Marmor, genau so, wie ihn die Mönche hineingetragen hatten an jenem rauhen Märztage vor zwölf Jahren. Einmal des Monats besuchte sie der König, in einen schwarzen Mantel gehüllt, eine abgeblendete Laterne in der Hand, kniete an ihrer Seite nieder und schluchzte: „Mi reina! Mi reina!“ Und so manchmal durchbrach er den Zwang der Etikette, die in Spanien jede einzelne Lebensäußerung beherrscht und die selbst vor dem Grame eines Königs ihre Schranken aufbaut. Dann umklammerte er in wilder Schmerzenspein die blassen, juwelenberingten Hände und versuchte durch seine rasenden Küsse das kalte, bemalte Gesicht zum Erwachen zu bringen.

Und heute war ihm nun, als sähe er sie wieder, wie er sie zum ersten Male im Schloß zu Fontainebleau gesehen hatte, damals, als er selbst erst fünfzehn Jahre alt und sie noch jünger war. Sie waren seinerzeit durch den päpstlichen Nuntius in Gegenwart des französischen Königs und vor dem ganzen Hofstaat einander feierlich anverlobt worden, und er war in den Eskorial zurückgekehrt mit einer kleinen Locke gelben Haares und mit der Erinnerung an zwei kindliche Lippen, die sich niederbeugten, um seine Hand zu küssen, als er in den Wagen

stieg. Später folgte dann die Hochzeit, die man eilig in Burgos, einer kleinen, zwischen den zwei Ländern belegenen Grenzstadt vollzog, und daran schloß sich der große, feierliche öffentliche Einzug in Madrid, mit der üblichen Abhaltung der Hochmesse in der Kirche La Altocha, und mit einem außergewöhnlich prächtigen Autodasé, zu dem die Geistlichkeit nahezu dreihundert Keger der weltlichen Gerechtigkeit zur Verbrennung beige-steuert hatte, unter denen sich auch viele Engländer befanden.

Wahrlich, er hatte sie rasend geliebt und, wie viele glaubten, zum Verderben seines Landes, das damals mit England um den Besitz der Herrschaft über die Neue Welt im Kriege lag. Kaum hatte er es jemals erlaubt, daß sie sich von ihm entferne. Ihretwegen hatte er wenigstens scheinbar alle ernsthaften Staatsgeschäfte vergessen; und mit jener furchtbaren Blindheit, mit der die Leidenschaft ihre Diener schlägt, war es ihm entgangen, daß die außerordentlichen Zeremonien, mit denen er ihr gefallen wollte, nur das seltsame Leiden verschlimmerten, an dem sie krankte. Und als sie nun starb, glich er einem Geisteskranken. Ja! es unterlag keinem Zweifel, daß er beinahe förmlich abgedankt und sich in das große Trappistenkloster Granadas zurückgezogen hätte, dessen Prior er dem Namen nach bereits war, wenn er nicht gefürchtet hätte, die kleine Infantin der Gnade seines Bruder überlassen zu müssen, dessen Grausamkeit sogar in Spanien berüchtigt war und den viele verdächtigten, den Tod der Königin durch ein Paar vergifteter Handschuhe bewirkt zu haben, die er ihr überreichte, als sie auf seinem Schloß in Aragon ihr

Gast war. Selbst nach Ablauf der drei Jahre öffentlicher Trauer, die er laut königlichen Erlasses für die ganze Monarchie vorgeschrieben hatte, duldete er niemals, daß ihm seine Minister von einem neuen Ehebunde sprachen. Und als der Kaiser selbst zu ihm gesandt und ihm die Hand seiner Nichte, der lieblichen Erzherzogin von Böhmen, zur Heirat angetragen hatte, hieß er die Gesandten ihrem Herrn melden: der König von Spanien sei bereits der Trauer vermählt; und sei dieses auch nur eine kalte Braut, so liebe er sie doch mehr als alle irdische Schönheit. — Diese Antwort kostete seiner Krone die reichen Provinzen der Niederlande, die sich bald nachher auf Anstiften des Kaisers unter der Führung einiger Fanatiker der reformierten Kirche gegen ihn empört hatten.

Sein ganzes Eheleben, mit all seinen stürmischen, hell aufflammenden Freuden und der entsetzlichen Qual seines jähen Endes, schien an diesem Tage wiederzukommen, als er dem Spiele der Infantin auf der Terrasse zusah. Sie hatte ganz den reizenden Übermut, der auch der Königin eigen war, das gleiche eigenwillige Benehmen, wenn sie den Kopf in den Nacken warf, den gleichen, stolz geschwungenen, lieblichen Mund, das gleiche hinreißende Lächeln, ein vrai sourire de France, wenn sie so dann und wann zum Fenster aufsah oder ihre kleine Hand den würdevollen spanischen Granden zum Kusse hinhielt. Aber das helle Lachen der Kinder tat seinen Ohren wehe, und das grelle, mitleidlose Sonnenlicht spottete seines Grames. Zudem schien ihm ein dumpfer Geruch fremdländischer Gewürze, wie man sie zum Einbalsamieren braucht (oder war es nur ein

Wahn?), die reine Morgenluft zu verunreinigen. Er barg sein Antlitz in den Händen, und als die Infantin wieder einmal zu ihm empor sah, waren die Vorhänge herabgelassen und der König hatte sich zurückgezogen.

Sie rümpfte mit einer Miene leichter Enttäuschung ihr Näschen und zuckte mit den Achseln: er hätte an ihrem Geburtstage doch wirklich noch bleiben können! Was lag an den dummen Staatsgeschäften? Oder war er am Ende wieder in die dunkle Kapelle gegangen, worin Tag und Nacht die Kerzen brannten, und die sie selber nie betreten durfte? Wie töricht das von ihm war! Wo doch die Sonne so lustig schien und jeder so glücklich war! Überdies würde er nun den Scheinstierkampf versäumen, zu dem jetzt schon die Trompeten ertönten; von dem Puppenspiele und den anderen Herrlichkeiten ganz zu schweigen! Ihr Onkel und der Großinquisitor waren doch viel vernünftiger! Die waren auf der Terrasse herausgetreten und hatten ihr hübsche Schmeicheleien gesagt. Sie warf das Köpfchen in den Nacken, ergriff Don Pedro bei der Hand und schritt bedächtig die Stufen hinab zu dem langgestreckten Zelte aus Purpurseide, das man am Ende des hinteren Gartens errichtet hatte. Die Kinder folgten in strenger Rangordnung: wer den längsten Namen hatte, kam zuerst.

Eine Reihe edler Knaben, phantastisch als Toreadoren gekleidet, kam ihr entgegen, und der junge Graf von Tierra-Nueva, ein wunderhübscher Junge von etwa vierzehn Jahren, der jetzt sein Haupt mit der ganzen würdevollen Anmut eines geborenen Hidalgos und Granden von Spanien entblößte, führte sie feierlich zu

einem kleinen Sessel aus Gold und Elfenbein, der auf einer Estrada über der Arena stand. Darauf nahmen die Kinder ihre Plätze im Kreise ein, und die großen Fächer in ihren kleinen Händen bewegten sich bei ihrem Geflüster auf und nieder. Don Pedro aber und der Großinquisitor standen lächelnd am Eingange. Selbst die Herzogin (man nannte sie die Oberhofmeisterin), eine dünne Dame mit harten Zügen und einer gelben Halskrause, sah minder übellaunig aus als gewöhnlich, und gleich einem frostigen Lächeln huschte etwas über ihr runzeliges Gesicht und zuckte um ihre dünnen, blutlosen Lippen.

Es war wirklich auch ein ganz wunderbares Stiergefecht und nach Ansicht der Infantin viel hübscher als ein wirkliches, das man sie einmal in Sevilla bei einem Besuche ansehen ließ, den der Herzog von Parma ihrem Vater abgestattet hatte. Einige von den Knaben sprangten jetzt auf reich gepuhten Steckenpferden umher und schwenkten lange Wurffspieße, daran lustige Streifen bunter Bänder flatterten. Andere kamen zu Fuße und ließen ihre scharlachroten Tücher vor dem Stier flattern und setzten leichtfüßig über die Schranken, wenn er auf sie losrannte. Auch der Stier gebärdete sich ganz wie ein richtiger Stier, obgleich er nur aus Weidengeflecht und darübergespannter Haut gemacht war und häufig genug auf seinen Hinterbeinen die Runde um die Arena machte, was ein richtiger Stier selbst im Traume nicht tun würde. Er lieferte aber ein herrliches Gefecht, und die Kinder wurden so aufgereggt, daß sie auf die Bänke sprangen, mit ihren Spizentüchern winkten und Bravo, Toro! Bravo, Toro! ebenso verständnisvoll riefen, als

wären es schon erwachsene Leute. Schließlich aber, nach einem langen Kampfe, in dem einige Steckenpferde ganz und gar durchbohrt und ihre Reiter abgeworfen wurden, zwang der junge Graf von Tierra-Nueva den Stier auf die Knie nieder und stieß, nachdem er von der Infantin die Erlaubnis erhalten hatte, ihm den Gnadenstoß zu geben, sein Holzsword so kräftig in den Hals des Tieres, daß der Kopf abfiel und dadurch das lachende Gesicht des kleinen Monsieur de Lorraine zum Vorschein kam, dessen Vater Frankreichs Gesandter in Madrid war.

Dann wurde die Arena unter großem Beifallsturm geräumt, und zwei maurische Pagen in gelben und schwarzen Livreen schleppten die toten Steckenpferde feierlich hinaus. Und nach einer kurzen Pause, die ein französischer Seiltänzer auf dem straffen Seil ausfüllte, erschien eine Reihe von italienischen Puppen in der halbklassischen Tragödie *Sophonisbe* auf der Bühne eines kleinen Theaters, das man zu diesem Zwecke aufgeschlagen hatte. Sie spielten so gut und ihre Gebärden waren so naturgetreu, daß die Augen der Infantin am Schluß der Vorstellung von Tränen verschleiert waren. Einige der Kinder weinten so sehr, daß sie mit Süßigkeiten getröstet werden mußten. Ja, der Großinquisitor selbst fühlte sich so ergriffen, daß er Don Pedro gegenüber die Bemerkung nicht unterdrücken konnte, es erschiene ihm eigentlich unstatthaft, daß solche Geschöpfe aus Holz und bemaltem Wachs, die man doch nur mechanisch an Drähten bewegte, so unglücklich sein und von so fürchterlichem Unglück betroffen werden könnten.

Danach folgte ein afrikanischer Gaukler, der einen großen, flachen, mit einem roten Tuche verdeckten Korb hereintrug und ihn inmitten der Arena niederstellte; dann zog er aus seinem Turban eine seltsame Rohrflöte und blies darauf. Da begann sich nach wenigen Augenblicken das Tuch zu bewegen. Und als die Flöte schriller und schriller rief, streckten zwei goldgrüne Schlangen die plattgedrückten Köpfe hervor, richteten sich langsam auf und wiegten sich nach den Klängen der Melodie hin und her, wie sich Pflanzen im Wasser bewegen. Den Kindern aber jagten die fleckigen Köpfe und schnellzüngelnden Zungen Angst ein, und sie waren erst wieder glücklich, als der Gaukler die Tiere wegnahm und dafür einen niedlichen Orangenbaum aus dem Sande hervorstehen ließ, der hübsche weiße Blüten und Büschel wirklicher Früchte trug. Und als er den Fächer der kleinen Tochter des Marquis de La Torres nahm und ihn in ein blaues Vögelchen verwandelte, das singend im Zelte umherflog, da kannte die Wonne der Kinder und ihr Erstaunen keine Grenzen mehr. Auch das feierliche Menuett, das Tänzerknaben der Kirche von Nuestra-Senora-del-Pilar vorführten, war entzückend. Die Infantin hatte bisher noch nicht diese wunderbare Zeremonie gesehen, die alljährlich einmal zur Maienzeit vor dem Hochaltar der Jungfrau Maria und ihr zu Ehren stattfindet. Hatte doch überhaupt kein Mitglied der königlichen Familie Spaniens jemals wieder die große Kathedrale von Saragossa betreten, seit dereinst ein wahnsinniger Priester, von dem viele annahmen, er habe im Solde Elisabeths von England gestanden, versucht hatte, dem Prinzen von

Asturien eine vergiftete Hostie darzureichen. Nur vom Hörenjagen kannte sie also den 'Tanz Unserer Lieben Frau', wie man ihn nannte, und wirklich bot er einen gar herrlichen Anblick. Die Knaben trugen altmodische Hofgewänder aus weißem Samt und an ihren merkwürdigen dreieckigen Hüten hingen Silberfransen und waren von riesigen Straußfederwedeln überragt. Wie sich die Tänzer so im Sonnenlichte hin- und herbewegten, wurde die blendende Weiße ihrer Kleidung durch den Gegensatz zu ihren gebräunten Gesichtern und ihren langen dunkeln Haaren nur noch mehr hervorgehoben. Jeder war bezaubert von dem würdigen Ernst, mit dem sie durch die verschlungenen Figuren des Tanzes dahinhuschten, von der erlesenen Grazie ihrer langsamen Schritte und stolzen Verbeugungen. Und als sie die Vorstellung beendet und ihre großen Federhüte vor der Infantin tief gesenkt hatten, nahm sie diese Huldigung mit großer Höflichkeit entgegen und tat im stillen das Gelübde, dem Altar Unserer Lieben Frau-vom-Pfeiler zum Dank für das Vergnügen, das sie ihr gewährt hatte, eine dicke Wachskerze zu stiften.

Eine Truppe von hübschen Ägyptern, wie man zu jenen Zeiten die Zigeuner nannte, kam nach den Menuettänzen in die Arena. Sie ließen sich mit gekreuzten Beinen im Kreise nieder und begannen leise die Zither zu spielen. Ihre Körper folgten wiegend der Melodie, und sie sangen fast unhörbar ein leises, verträumtes Lied dazu. Als sie Don Pedros ansichtig wurden, zogen sie finster die Stirn zusammen und einige erschrafen, hatte er doch erst vor wenigen Wochen wegen Zauberei zwei ihres Stammes auf dem Markt-

platz von Sevilla hängen lassen! Die reizende Infantin aber entzündte sie, wie sie sich so rückwärts lehnte und mit ihren großen blauen Augen über den Fächer hinwegsah, und sie waren überzeugt davon, daß ein Mädchen, das so lieblich und reizend sei, niemals gegen einen Menschen so grausam sein könne. So spielten sie ganz leise weiter ohne Unterbrechung und kaum die Saiten ihrer Zithern mit den langen, spitzen Nägeln berührend, und ihre Köpfe nickten langsam dazu, als wollten sie in Schlaf sinken. Plötzlich aber sprangen sie auf, mit einem Schrei, der so schrill war, daß alle Kinder erschrafen, und Don Pedros Hand unwillkürlich nach dem Schattnopf seines Dolches fuhr, und dann wirbelten sie in einem tollen Tanz rund um die Arena, schlugen ihr Tamburin und sangen in den seltsamen, gurgelnden Tönen ihrer Sprache irgendein wildes Liebeslied. Auf ein anderes Zeichen aber warfen sie sich dann wiederum zu Boden und lagen ganz still da, während das Schweigen nichts unterbrach als das eintönige Zirpen der Zither. Nachdem sie dies mehrmals wiederholt hatten, verschwanden sie für einen Augenblick und kehrten mit einem braunen, zottigen Bären an einer Kette zurück und trugen auf ihren Schultern ein paar kleine Berberaffen. Der Bär stellte sich mit tiefstem Ernste auf den Kopf, und die lustigen Affchen führten allerlei Kunststückchen mit zwei Zigeunerjungen auf, die ihre Herren zu sein schienen: sie fochten mit kleinen Schwertern, feuerten kleine Gewehre ab und machten dann eine regelrechte Soldatenübung durch, genau wie des Königs höchsteigene Leibwache. Ja, die Zigeuner waren wirklich ein großer Erfolg!

Aber den heitersten Teil der ganzen Morgenunterhaltung bildete ohne Zweifel der Tanz des kleinen Zwerges! Wie dieser so, auf krummen Beinchen wackelnd, in die Arena stolperte und seinen plumpen, ungestalteten Kopf von einer Seite zur andern warf, da brachen die Kinder alle in einen einzigen Schrei des Entzückens aus, und die Infantin selber lachte so sehr, daß sich die Oberhofmeisterin verpflichtet fühlte, sie daran zu erinnern, daß es in Spanien wohl schon Fälle gegeben habe, wo die Tochter eines Königs vor ihresgleichen Tränen vergossen hätte, aber daß noch nie der Fall dagewesen wäre, daß eine Prinzessin von königlichen Geblüte so tolle Lustigkeit gezeigt hätte vor Leuten, die um so viel niedriger im Range ständen, als sie. Der Zwerg aber war in der That ganz unwiderstehlich, und selbst am spanischen Hofe (der doch stets ob seiner Leidenschaft für alles Grauensvolle berühmt war) hatte man nie ein so phantastisches kleines Ungeheuer gesehen. Zudem war es sein erstes Auftreten. Zwei Granden nämlich, die in einem abgelegenen Teile des dichten Korkreichenwaldes jagten, der die Stadt umgab, hatten ihn Tags zuvor entdeckt, wie er wild im Walde umhertollte, und ihn als Überraschung für die Infantin mit in den Palast gebracht. War doch sein Vater, ein armer Köhler, von Herzen froh, eines so häßlichen und nutzlosen Kindes ledig zu werden! Das Belustigendste an ihm war wohl das völlige Unbewußtsein seiner eigenen lächerlichen Erscheinung! Ja, noch mehr, er schien ganz glücklich und in der besten Laune zu sein. Wenn die Kinder lachten, lachte er mit, ungezwungen und fröhlich wie ihrer eines, und nach jedem

Tanze machte er vor jedem Kinde eine höchst possierliche Verbeugung, lachte und nickte allen zu, ganz als wäre er ihresgleichen und nicht ein kleines, mißgestaltetes Geschöpf, das die Natur in einer übermüthigen Laune zum Gespött hervorgebracht hatte. Vollends bezauberte ihn die Infantin. Er konnte die Augen nicht von ihr abwenden und schien für sie ganz allein zu tanzen. Und als sie am Schluß der Vorstellung die schöne weiße Rose aus ihrem Haare löste — sich erinnernd, daß die großen Damen des Hofes dem berühmten italienischen Tenor Caffarelli Sträuße zuwarfen, den der Papst aus seiner eigenen Kapelle nach Madrid gesandt hatte, damit er die Schwermut des Königs durch den Wohlklang seiner Stimme heile — und als sie ihm die Blume über die Arena hin mit ihrem lieblichsten Lächeln zuwarf, theils aus Scherz, theils um die Oberhofmeisterin zu ärgern, da faßte der Zwerg die ganze Sache völlig ernsthaft auf, drückte die Blume an seine groben, dicken Lippen und legte die Hände aufs Herz, wobei er von einem Ohr zum andern grinste, und seine kleinen blanken Äuglein leuchteten.

Dies erschütterte den Ernst der Infantin so stark, daß sie immer noch lachte, als der kleine Zwerg schon längst aus der Arena hinausgelaufen war, und sie ihrem Onkel den Wunsch ausdrückte, man möge den Tanz doch auf der Stelle wiederholen lassen. Die Oberhofmeisterin jedoch entschied unter dem Vorwande, daß die Sonne zu heiß sei, es wäre für Ihre Hoheit besser, sogleich in den Palast zurückzukehren, wo man inzwischen schon ein wundervolles Mahl für sie bereitet habe mit einem wirklichen Geburtstagskuchen, der mit ihren Initialen

geschmückt und mit farbigem Zucker überzogen sei und auf dem eine hübsche kleine Silberflagge oben wehe. Daher erhob sich die Infantin mit großer Würde und ging in ihre Gemächer zurück, nachdem sie dem jungen Grafen von Tierra-Nueva ihren besten Dank für den reizenden Empfang übermittelt und den Befehl erteilt hatte, daß nach der Siesta der kleine Zwerg wiederum vor ihr tanzen sollte. Die Kinder folgten ihr in derselben Reihenfolge, in der sie gekommen waren.

Als aber der kleine Zwerg hörte, daß er ein zweites Mal vor der Infantin und obendrein auf ihren eigenen Wunsch tanzen sollte, da war er so stolz, daß er in den Garten hinausrannte, die weiße Rose in überströmender Freude wieder an seine Lippen drückte und die plumpesten und linkschsten Gebärden des Entzüdens machte.

Die Blumen waren aber höchst entrüstet, daß er es wagte, sich in ihr schönes Heim zu drängen, und als sie ihn auf den Rieswegen hin- und herhüpfen und in so lächerlicher Weise die Arme über dem Kopfe zusammenschlagen sahen, vermochten sie ihre Gefühle nicht länger zurückzuhalten.

„Er ist doch allzu häßlich, als daß er da spielen dürfte, wo wir sind!“ riefen die Tulpen.

„Er sollte Mohnsaft trinken und sich zu einem tausendjährigen Schläfe hinlegen“, sagten die großen Scharlachlilien und ereiferten sich mächtig und wurden ganz böse.

„Er ist ein vollkommenes Scheusal!“ schrie der Raktus. „Seht nur, wie verkümmert und verkrüppelt er ist! In welchem Mißverhältnisse sein Kopf zu seinen

Beinen steht! Weiß Gott, mir wird ganz kribblig zu Mute. Kommt er mir nahe, so will ich ihn tüchtig mit meinen Dornen stechen!”

„Und dabei hat er wahrhaftig eine meiner schönsten Blüten gekriegt!” rief der weiße Rosenbusch. „Ich habe sie heute morgen erst selber der Infantin als Geburtstagsgeschenk gegeben. Er hat sie ihr gestohlen.“ Und der Rosenbusch schrie so laut er nur konnte: „Dieb! Dieb! Dieb!”

Selbst die roten Geranien, die für gewöhnlich gar nicht stolz taten und dafür bekannt waren, daß sie selbst eine Menge armer Verwandter hätten, kräuselten sich voll Abscheu, als sie den Zwerg erblickten. Und als die Beilchen bescheiden bemerkten, daß er zwar fürchterlich häßlich, daran aber doch unschuldig sei, betonten die Geranien mit Recht: daß ja eben dies gerade sein Hauptfehler sei und daß gar kein Grund vorläge, jemand nur darum zu bewundern, weil er unverbesserlich sei. Und wirklich fühlten es selbst einige Beilchen, daß die Häßlichkeit des kleinen Zwerges in der That allzu aufdringlich wäre und daß er viel mehr Geschmack beweisen würde, wenn er Trauer oder zumindest Nachdenklichkeit zur Schau trüge, anstatt so lustig herumzuhopfen und sich in so absonderlich albernem Stellungen zu gefallen.

Die alte Sonnenuhr aber, die eine ganz bedeutende Persönlichkeit war und einst die Tagesstunden keinem geringeren als dem Kaiser Karl dem Fünften angezeigt hatte — sie war über das Aussehen des kleinen Zwerges so entsetzt, daß sie mit ihrem langen Schattenfinger beinahe zwei volle Minuten anzuzeigen vergessen hatte

und dem großen, milchweißen Pfau gegenüber, der sich auf der Balustrade sonnte, nicht die Bemerkung unterdrücken konnte: es wisse doch jeder, daß die Kinder eines Königs Könige wären und daß die Kinder eines Köhlers eben Köhler seien. Und daß es absurd wäre, zu behaupten, dem sei nicht so! Eine Feststellung, der der Pfau seine volle Zustimmung gab und zu der er sein „Gewiß! Gewiß!“ so laut und scharf hervorstieß, daß die Goldfische, die im kühlen Becken der plätschernden Fontäne wohnten, mit den Köpfen aus dem Wasser glockten und die großen Steintritonen fragten, was in aller Welt es denn da gäbe.

Jedenfalls liebten ihn aber die Vögel! Sie hatten ihn ja oft genug im Walde gesehen, wie er gleich einem Faun hinter dem wirbelnden Blattwerk hertanzte, oder sich auch in die Höhlung eines alten Eichbaumes verkroch und dort seine Nüsse mit den Eichhörnchen teilte. Sie regten sich über seine Häßlichkeit nicht im geringsten auf. War doch selbst die Nachtigall, die in den Orangeriehainen des Abends so süß flötete, daß sich der Mond bisweilen niederbeugte, um ihr zu lauschen, nur unansehnlich! Auch war er stets gütig gegen sie gewesen, und in jenem fürchterlich strengen Winter, als es gar keine Beeren mehr auf den Sträuchern gab und der Boden eisenhart gefroren war und die Wölfe bis vor die Stadtmauern kamen, um Nahrung zu suchen, da hatte er die hungernden Vögel kein einzig Mal vergessen, sondern ihnen stets die Krumen seiner manchmal nur recht kleinen Brotschnitte hingestreut und mit ihnen sein Frühstück geteilt, wie ärmlich es immer gewesen war

Drum flogen sie im Kreise um ihn herum, streiften im Fluge ganz leise seine Wangen mit den Flügelspitzen und zwitscherten miteinander. Und der kleine Zwerg war so freudig, daß er sich nicht enthalten konnte, den Vöglein die schöne weiße Rose zu zeigen und ihnen zu erzählen, daß sie ihm die Infantin selbst geschenkt habe, weil sie ihn liebe!

Sie verstanden zwar kein Wort von dem, was er ihnen sagte, aber das tat nichts; jedenfalls legten sie die Köpfchen schief und setzten gar verständige Mienen auf, was ebenso gut ist wie ein wirkliches Verstehen, und überdies viel leichter.

Auch die Eidechsen hatten eine große Vorliebe für ihn, und als er des Laufens müde war und sich ins Gras warf, um auszuruhen, so spielten und sprangen sie alle auf ihm herum und versuchten, ihn nach bestem Vermögen zu unterhalten. „Es kann nicht jeder so schön wie eine Eidechse sein!“ riefen sie. „Das wäre zuviel verlangt. Und mag es auch lächerlich klingen: so überaus häßlich ist er doch im Grunde gar nicht. Natürlich muß man die Augen schließen und ihn nicht anschauen.“ Die Eidechsen waren außerordentliche Philosophen und hockten oft stundenlang nachdenkend beisammen, wenn sie sonst nichts weiter zu tun hatten, oder wenn ihnen das Wetter zu regnerisch schien, um auszugehen.

Die Blumen aber waren sehr verstimmt über das Benehmen der Eidechsen und der Vögel. „Dies zeigt wieder,“ sagten sie, „welch gemein machende Wirkung dieses beständige Umherfliegen und Umherlaufen hat. Wohlerzogene Leute halten sich stets still an ihrem

Platze wie wir! Uns hat noch niemand die Wege auf und nieder hüpfen oder hinter den Libellen wie toll im Grase herjagen sehen. Ist uns eine Luftveränderung nötig, so rufen wir nach dem Gärtner, und er verpflanzt uns auf ein anderes Beet. So geizt es sich, und so sollte es überall sein. Aber Vögel und Eidechsen haben eben kein Verständnis für Geßhaftigkeit. Die Vögel namentlich haben ja nicht einmal eine ständige Adresse. Sie sind die reinsten Bagabunden, die echten Zigeuner, und man sollte sie auch so behandeln.“ So streckten die Blumen die Nasen in die Luft und blickten äußerst hochmütig darein und waren mehr als glücklich, als sie nach einiger Zeit bemerkten, daß sich der kleine Zwerg vom Grase aufrasste und über die Terrasse hinweg dem Palaste zuging.

„Man sollte ihn wahrhaftig eingeschlossen halten, solange er lebt“, sprachen sie. „Schaut doch nur diesen Höcker und die krummen Beine an!“ Und sie sicherten untereinander.

Dem kleinen Zwerg aber war von all dem nichts bewußt. Er hatte Vögel und Eidechsen von Herzen lieb und fand, daß die Blumen die herrlichsten Geschöpfe auf der Welt wären. Die Infantin natürlich ausgenommen! Denn die hatte ihm ja die schöne weiße Rose geschenkt, und sie liebte ihn! Und das war doch ein großer Unterschied! Wie er doch wünschte, er wäre mit ihr gegangen! Sie hätte ihn zu ihrer Rechten gesetzt, und er wäre nie von ihrer Seite gewichen, sondern ihr Spielgefährte geblieben und hätte ihr allerlei hübsche Kunststückchen gezeigt. Denn wenn er auch bisher noch nie in einem Palaste gewesen war, so verstand er doch

eine Masse von allerhand wunderbaren Dingen. Er konnte aus Binsen kleine Käfige machen, in denen die Stieglitze sangen, und konnte aus langschäftigem Rohr eine Flöte schneiden, wie sie Pan zu hören liebt. Er kannte jedes Vogels Schrei und konnte den Star vom Baumwipfel herablocken oder den Reiher aus dem Sumpfe heraus. Er erkannte die Spur jedes Thieres und ersah aus den schwachen Fußstapfen den Lauf des Hasen und aus den zertretenen Blättern die Fährte des Ebers. Alle Tänze des Windes kannte er: den tollen Tanz im roten Kleid mit dem Herbst, den leichten Tanz in blauen Sandalen über das Korn hin, den Tanz mit weißen Schneefrängen im Winter und den Blüthentanz durch die Gärten im Frühling. Er wußte, wo die wilden Tauben ihr Nest bauen; und als ein Vogelfsteller einmal die älteren Vögel weggefangen hatte, hatte er die Jungen selber aufgezogen und ihnen in der Höhlung einer zersplitterten Ulme ein kleines Nest gebaut. Sie waren ganz zahm und pflückten ihm jeden Morgen das Futter aus der Hand. Die würden ihr gefallen; und auch die Kaninchen, die in dem hohen Farnkraut umherliefen, und die Holzhäher mit ihren stahlblauen Federn und schwarzen Schnäbeln, und die Igel, die sich zu Stachelkugeln zusammenrollen konnten, und die großen weißen Schildkröten, die langsam herumtröchen, mit ihren Köpfen wackelten und das zarte Laub benagten. Ja gewiß, in den Wald mußte sie kommen und dort mit ihm spielen. Da wollte er ihr sein eigenes Bettchen einräumen und bis zum Morgengrauen vor dem Fenster auf Posten stehen, damit ihr das wilde Hornvieh nicht Schaden zufügte, noch die dürrn Wölfe der Hütte zu

nahe schlichen. Beim Morgendämmern würde er dann an die Läden klopfen und sie wecken; und sie würden hinauswandern und miteinander tanzen, den ganzen Tag. Es war im Walde auch wirklich gar nicht so einsam! Bisweilen ritt ein Bischof hindurch auf einem weißen Maulesel und las in einem schön ausgemalten Buche. Bisweilen zogen auch die Falkoniere vorbei in ihren grünen Samthauben und ihren Kollern aus gegerbtem Hirschleder, mit verlappten Falken auf der Faust. Zur Herbstlese kamen die Traubenkelterer mit bepurpurten Händen und Füßen, geziert mit Kränzen von blanken Efeublättern und trugen tropfende Schläuche voll Wein. Und nachts saßen die Köhler rings um ihre Feuerpfannen und sahen die trockenen Klöße im Feuer langsam zu Asche verkohlen, worin sie dann ihre Kastanien brieten. Und die Räuber huschten aus ihren Schlupfwinkeln herbei und trieben Kurzweil mit ihnen. Einmal hatte er auch eine schöne Prozession gesehen, die sich den langen staubigen Weg gen Toledo emporwand. Die Mönche schritten unter feierlichem Gesange voran und trugen herrliche Fahnen und goldene Kreuze. Und dann im Panzer von Silber Soldaten. Und in der Mitte schritten drei barfüßige Männer in seltsamen, gelben Gewändern, die über und über mit sonderbaren Zeichen bemalt waren; und brennende Kerzen trugen sie in den Händen. Gewiß, es gab hier im Walde gar vieles zu schauen. Und war die Infantin müde, so wollte er schon eine weiche Moosbank für sie ausfindig machen, oder sie auf seinen Armen dahintragen; denn er wußte sich stark, obgleich er wußte, daß er nicht groß war. Er

würde ihr ein Halsband aus Hagebuttenbeeren winden, das genau so hübsch sein sollte, als die weißen Beeren, mit denen ihr Kleid bestickt war; und wenn sie daran keine Freude mehr hätte, so brauchte sie die nur wegzuworfen, er würde ihr schon andere suchen. Eicheln würde er ihr bringen, und Hände voll Anemonen und winzige Glühwürmchen als Sterne in das bleiche Gold ihrer Haare einflechten.

Wo aber war sie? Er fragte die weiße Rose, doch sie gab ihm keine Antwort. Der ganze Palast schien in Schlaf befangen. Selbst da, wo die Läden nicht geschlossen waren, hatte man die Fenster mit schweren Gardinen verhängt, um dem Sonnenlichte den Eingang zu wehren. Er wanderte auf und ab, nach einer Stelle suchend, wo er Einlaß finden könnte, und sah endlich ein verborgenes Thürchen, das stand offen. Er schlüpfte hindurch und fand sich in einer farbenschimmernden Halle, viel farbenschöner, fürchtete er, als es selbst sein Wald war. Überall Gold, wohin er blickte; ja selbst der Boden, den seine Füße traten, war aus großen gefärbten Steinen gebildet, die sich zu regelmäßigen Vierecken zusammenfügten. Aber die kleine Infantin war nicht da, nur ein paar herrliche weiße Statuen, die von ihren Jaspispedestalen mit traurigleeren Augen und seltsam lächelnden Munden auf ihn hinabsahen.

Am Ausgange des Saales hing ein reichbestickter Vorhang aus schwarzem Samt, der mit Sonnen und Sternen, den Lieblingsymbolen des Königs, besät und auf jene Farbe gestickt war, die er am liebsten hatte. Vielleicht verbarg sich die Prinzessin dahinter? Er wollte es jedenfalls untersuchen.

So stahl er sich denn leise hin und zog ihn beiseite. Nein, es war nur ein anderes Zimmer; ein hübscheres freilich, dachte er, als das, was er gerade verlassen hatte. Die Wände waren mit mit einer aus kunstgeübten Fingern hervorgegangenen Arrazzistickerei behängt, die eine Jagd darstellte und das Werk eines Flamänder Künstlers war, der mehr als sieben Jahre daran gearbeitet hatte. Sie hing einst im Gemache des Jean Le Fou (wie man ihn nannte), jenes wahnsinnigen Königs, der die Jagd so leidenschaftlich liebte, daß er oft in seinem Wahn versucht hatte, die sich bäumenden großen Pferde an der Wand zu besteigen und den Hirsch niederzuzwingen, auf den die starcknochigen Hunde sprangen, und daß er ins Jagdhorn stieß und mit seinem Dolche nach der blaffen fliehenden Hindin stach. Jetzt hatte man einen Ratsaal daraus gemacht, und auf dem Tische, der in der Mitte stand, lagen die roten Ministermappen, die mit den goldenen Tulpen Spaniens verziert waren und mit den Wappen und Emblemen des Hauses Habsburg.

Der kleine Zwerg blickte verwundert um sich und wagte kaum weiterzuschreiten. Die seltsam-schweigenden Reiter, die so behend und lautlos durch die lange Richtung jagten, kamen ihm wie jene furchtbare Phantome vor, von denen er die Köhler hatte reden hören, jenen Komprachos, die nur bei Nacht jagen und Menschen, die sie treffen, in Hindinnen verwandeln und dann verfolgen. Danach aber dachte er wieder an die schöne Infantin und faßte neuen Mut. Er wollte ja nur sie finden und ihr sagen, daß auch er sie liebe. Vielleicht war sie im Gemache nebenan?

Er hastete über die weichen, maurischen Teppiche und öffnete die Thür. Doch auch hier war sie nicht. Das Gemach stand ganz leer.

Es war ein Thronzimmer, das zum Empfange fremder Gesandten benutzt wurde, wenn sie der König, was freilich in letzter Zeit nur selten geschehen war, selbst in Audienz zu empfangen geruhte. Es war dasselbe Prunkzimmer, in dem vor vielen Jahren die Botschafter Englands erschienen waren, um den Ehevertrag zwischen ihrer Königin, damals einer der katholischen Herrscherinnen Europas, mit dem ältesten Sohne des Kaisers einzuleiten. Die Tapeten waren aus bronziertem Kordovaleder, und ein schwergoldener Kronleuchter mit Armen für dreihundert Wachslichte hing von der schwarzweißen Decke herab. Unter einem großen Thronhimmel aus Goldstoff, auf dem die Löwen und Türme Kastiliens in Perlenstickerei zu sehen waren, stand der Thron selbst, mit einem reichen Tuch aus schwarzem Samt verhangen, der mit Silbertulpen besetzt und mit Perlen in silbernen Kränzen umsäumt war. Auf der zweiten Stufe des Thrones stand der Knieschemel der Infantin, mit einem Kissen aus silbergewirktem Stoff. Und tiefer noch als der, und außerhalb des Bereiches des Thronhimmels, stand der Stuhl des päpstlichen Nuntius, der allein das Recht besaß, in des Königs Gegenwart zu sitzen, und dessen Kardinalshut mit verschlungenen scharlachnen Troddeln auf einem purpurroten Taburette davor lag. An der Wand, dem Throne gegenüber, hing ein lebensgroßes Bildnis Karls des Fünften im Jagdgewande mit einer großen Dogge neben sich; und ein Bild Philipps des Zweiten, wie er

die Huldigung der Niederlande entgegennimmt, nahm die Mitte der anderen Wand ein. Zwischen den Fenstern stand ein Schrank aus schwarzem Ebenholze, mit Elfenbeinplatten eingelegt, worin die Gestalten aus Holbeins Totentanz geschnitten waren, und zwar, wie man sagt, von jenem berühmten Künstler selbst.

Dem kleinen Zwerge aber galt all diese Pracht nichts. Für alle Perlen auf dem Baldachin über dem Thron hätte er seine weiße Rose nicht hingegen. Nicht ein weißes Blütenblatt seiner Rose um den Thron selbst. Er wollte nur die Infantin sehen, ehe sie hinabging in das Zelt: sie bitten, mit ihm fortzugehen, sobald er seinen Tanz beendet haben würde! — Hier im Palaste war die Luft dumpf und stickig, doch im Walde blieb der Wind frei, und der Sonnenschein schob mit hurtigen Händen von Gold die zitternden Blätter beiseite. Auch Blumen gab es ja im Walde, nicht so schön als die hier im Garten, dafür aber um so lieblicher duftend! Im Borlenz Hyazinthen, die mit wallendem Purpur die kühlen Täler und grasigen Hügel überfluteten, gelbe Primeln, die in kleinen Büscheln rings um die knorrigen Eichenwurzeln nisteten. Helles Schöllkraut und blauen Ehrenpreis und gold- und fliederfarbene Schwertlilien wuchsen da! Graue Rätzchen hingen an den Haselstauden, und der Fingerhut trug schwer an der Last seiner buntgesprenkelten Kämmerchen. Die Kastanie trug Türme von weißen Sternen und der Hagedorn seine bleichen Schönheitsmonde. Ja, kein Zweifel: sie würde mit ihm kommen, wenn er sie nur erst finden könnte! Sie würde ihm folgen in den herrlichen Wald und den ganzen lieben Tag lang würde er zu ihrem

Bergnügen tanzen. Ein Lächeln leuchtete bei diesem Gedanken in seinen Augen auf, und er ging in das nächste Gemach.

Von allen Gemächern war dies das hellste und schönste: die Wände waren mit rosageblütem Damast bekleidet, auf dem sich Vogelmuster abhoben und mit kleinen Silberblüten bestreut. Die Einrichtung war aus purem Silber, mit blühenden Kränzen behangen und von schwebenden Liebesgöttern bevölkert. Vor den beiden großen Kaminen standen mächtige Schirme, die mit Papageien und Pfauen bestickt waren, und der Estrich aus seegrünem Onyx schien sich im Weiten zu verlieren. Aber er war nicht allein: unter dem Schatten der Thür, am äußersten Ende des Raumes, erblickte er eine kleine Gestalt, die ihn beobachtete. Sein Herz erbehte. Ein Freudenschrei rang sich von seinen Lippen, und er trat in das helle Sonnenlicht. Aber, indem er dies tat, schritt ihm auch die Figur entgegen. Und nun sah er sie ganz deutlich!

Die Infantin! Ein Scheusal war es, das wunderlichste Scheusal, das er je erblickt hatte. Nicht geradegewachsen, wie alle andern Leute, nein! bucklig und krummbeinig, mit großem wackelnden Kopfe, und einer Mähne von schwarzem Haar. Das Zwerglein blickte finster, und auch das Scheusal blickte finster. Er lachte, und es lachte mit ihm und stemmte die Hände in die Hüften, gerade so wie er es selber tat. Er verneigte sich höhnisch, und es gab ihm seine höhnische Verbeugung zurück. Er ging darauf zu, und es kam ihm entgegen, jeden Schritt nachahmend, den er schritt; anhaltend, wenn er selbst anhielt. Er schrie vor Bergnügen laut auf, lief vorwärts

und streckte die Hand aus: und die Hand des Scheufals berührte die seine, und sie war kalt wie Eis. Ihm ward angst, und er hob die Hand: und die Hand des Scheufals folgte schnell der seinen. Er versuchte weiterzugehen; aber etwas Glattes und Hartes verhinderte es. Das Gesicht des Scheufals war nun dicht vor seinem eigenen und Entsetzen stand darauf geschrieben. Er strich sich das Haar aus den Augen: es ahnte ihm nach. Er schlug danach; und es gab Schlag für Schlag zurück. Er grimassierte es an: und es machte ihm scheußliche Fragen. Er fuhr zurück: und es entfernte sich.

Was war das? Einen Augenblick lang dachte er nach, dann bilde er sich rings im Gemache um. Seltsam: alles schien sein Doppelbild in dieser unsichtbaren Mauer durchsichtigen Wassers zu besitzen. Ja, Bild für Bild wiederholte sich und Sessel für Sessel. Der schafende Faun, der im Alkoven neben der Thür lag, hatte seinen Zwillingsbruder, der gleichfalls schlummerte; und die silberne Venus im Sonnenlichte streckte die Arme nach einer Venus aus, die gleich lieblich war wie sie.

War hier ein Echo? Er hatte ihm einmal im Tale zugerufen, und es hatte ihm Wort für Wort zurückgegeben. Konnte ein Echo das Auge höhnen, wie es die Stimme verspottete? War's denkbar, daß es eine Scheinwelt schuf, die der wirklichen völlig ähnlich war? War's denkbar, daß die Schatten der Dinge Farbe und Leben haben und Bewegung? War's denkbar, daß —?

Er sprang auf, dann nahm er die liebliche, weiße Rose von der Brust, wandte sich um und küßte sie. Das Scheufal hatte auch eine Rose, Blatt für Blatt der seinen

gleich! Es küßte sie mit gleichen Küffen und preßte sie mit gleich schrecklichen Gebärden an sein Herz.

Als ihm die Wahrheit dämmerte, ließ er einen wilden Schrei der Verzweiflung hören und warf sich schluchzend zu Boden. Er selber also war es, der so mißgeformt war, ein bucliger Krüppel, häßlich anzusehen, ein Faun. Er selber war das Scheusal! Und über ihn hatten die Kinder alle so laut gelacht. Und auch die kleine Prinzessin, von der er geglaubt hatte, sie liebe ihn: auch sie hatte nur seine Häßlichkeit verhöhnt und sich über seine krummen Glieder lustig gemacht? Weshalb hatte man ihn nicht im Walde gelassen, wo es keinen Spiegel gab, der ihm sagen konnte, wie ekelhaft er aussah? Weshalb hatte ihn sein Vater nicht lieber getötet, als ihn zu seiner Schande verkauft? Heiße Tränen rannen über seine Wangen, und er zerzupfte die weiße Rose in Stücke. Das kriechende Scheusal tat dasselbe und streute die bleichen Blütenfetzen in die Luft. Es wälzte sich am Boden, und wenn er danach blickte, so guckte auch sein Spiegelbild mit schmerzverzerrtem Antlitz nach ihm hin.

Er kroch weiter fort, um es nicht mehr zu sehen, und bedeckte die Augen mit den Händen. Wie ein verwundetes Tier schleppte er sich in den Schatten und blieb dort stöhnend liegen.

In diesem Augenblick aber kam die Infantin selbst mit ihren Gespielen durch die offene Balkontür herein. Und als sie den häßlichen kleinen Zwerg am Boden liegen sahen, wie er mit geballten Fäusten in höchst phantastischer und übertriebener Weise um sich schlug, brachen sie in ein helles Gelächter aus und umringten ihn und sahen ihm zu.

„Sein Tanzen war drollig,“ sagte die Infantin, „aber sein Spiel ist noch viel drolliger. Er spielt beinahe so gut wie die Drahtpuppen. Nur lange nicht so natürlich!“ Und sie bewegte den großen Fächer auf und nieder und klatschte dann Beifall.

Der kleine Zwerg aber bliete kein einziges Mal auf, und seine Seufzer wurden leiser und leiser, und plötzlich entrang sich ihm ein seltsamer Laut. Er hielt sich die Seiten. Dann fiel er wiederum zurück und lag ganz unbeweglich da.

„Das war großartig“, sagte die Infantin nach einer Pause. „Aber jetzt mußt du mir etwas vortanzen!“

Da riefen auch die Kinder: „Ja, du mußt aufstehen und tanzen, denn du bist so geschickt wie die Berberaffen und viel, viel komischer.“

Der kleine Zwerg aber antwortete nicht.

Und die Infantin stampfte mit dem Füßchen auf den Boden und rief ihren Onkel herbei, der sich mit dem Kammerherrn gerade auf der Terrasse befand und einige Depeschen las, die soeben aus Mexiko eingetroffen waren, wo man kürzlich die Heilige Inquisition eingerichtet hatte. „Mein lustiger kleiner Zwerg schmollt!“ rief sie. „Weck ihn mir auf und sag ihm, daß er für mich tanzen soll!“

Die Kinder lächelten einander zu und liefen herein, und Don Pedro beugte sich nieder und schlug dem Zwerg mit seinem gestickten Handschuh auf die Wange. „Du sollst tanzen, kleiner Unhold,“ rief er; „tanzen sollst du! Die Infantin des spanischen Königreichs und der beiden Indien will unterhalten sein.“

Aber der kleine Zwerg bewegte sich nicht.

„Man sollte nach dem Profoß senden“, sprach Don Pedro gelangweilt und ging wieder auf die Terrasse hinaus. Der Kammerherr aber blickte ernst darein und beugte sich neben dem kleinen Zwerge nieder und legte die Hand auf dessen Herz. Und nach Ablauf einiger Sekunden zuckte er die Achseln, stand auf, verneigte sich tief vor der Infantin, und sprach: „Mia bella principessa! Ihr drolliger kleiner Zwerg wird nie wieder tanzen. Es ist schade, weil er doch so häßlich ist, daß er selbst dem Könige hätte ein Lächeln entlocken können.“

„Und warum wird er nie wieder tanzen?“ fragte lächelnd die Infantin.

„Weil ihm das Herz gebrochen ist“, erwiderte der Kammerherr.

Da runzelte die Infantin die Stirn und ihre niedlichen Rosenlippen kräuselten sich in reizender Bering-schätzung. „In Zukunft möge jeder, der mit mir zu spielen wünscht, kein Herz haben!“ rief sie und lief in den Garten hinaus.

3. Der Fischer und seine Seele

Jeden Abend fuhr der Fischer auf das Meer hinaus und warf sein Netz in die Flut.

Wenn der Wind vom Lande blies, fing er nichts oder selbst im besten Fall nur wenig, denn es war ein schneidender Wind auf schwarzen Schwingen, dem sich nur rauhe Wellen entgegentürmten. Doch wenn der Wind landeinwärts blies, dann kamen die Fische aus

der Tiefe und schwammen in die Maschen seines Netzes; und er trug sie auf den Marktplatz und verkaufte sie.

Allabendlich fuhr er hinaus auf das Meer. Und an einem Abend war sein Netz so schwer, daß er es kaum ins Boot zu ziehen vermochte. Da lachte er und sprach zu sich selber: „Wahrhaftig, entweder habe ich alle Fische gefangen, die hier schwimmen, oder ein dunkles Ungeheuer geschnappt, das den Menschen ein Wunder sein wird. Vielleicht ist's auch irgendein Ding des Grauens, wonach die große Königin Verlangen tragen wird.“ Und er strengte seine ganze Kraft an und zog an den groben Seilen, bis die Adern auf seinen Armen anschwellen, wie Linien blauen Emails rund um ein bronzenes Gefäß. Er zog an den dünnen Stricken und näher und näher kam der Kreis der platten Rorke, und endlich stieg das Netz ganz an die Oberfläche des Wassers.

Aber es war kein Fisch darin und auch kein Ungeheuer; auch nichts Grauensvolles: nur eine kleine Meermaid, die in festem Schlummer lag.

Ihr Haar glich einem nassen goldenen Blies und jedes einzelne Haar sah aus wie ein Faden feinen Goldes in einer Glasschale. Ihr Leib war wie weißes Elfenbein; ihr Schwanz war aus Silber und Perlen und ringsum mit grünem Tang besetzt. Den Seemuscheln glichen ihre Ohren, und ihre Lippen glichen Seekorallen. Die kalten Wellen spritzten über ihre kalten Brüste, und Salzperlen glitzerten auf ihren Augenlidern. Sie war so schön, daß der Fischerknabe bei ihrem Anblicke voller Staunen war und die Hand ausstreckte und das Netz ganz nahe zu sich heranzog. Dann beugte er sich über Bord und

schloß sie in die Arme. Doch als er sie berührte, stieß sie einen Schrei aus gleich einer erschreckten Mäwe, erwachte und blickte ihn mit entsetzten Amethystaugen an und rang mit ihm, um ihm zu entkommen. Er aber hielt sie fest an sich gepreßt und wollte sie nicht fortlassen.

Und da sie fühlte, daß sie ihm auf keinerlei Weise entschlüpfen konnte, fing sie an zu weinen und sprach: „Ich bitte dich, laß mich ziehen, denn ich bin die einzige Tochter eines Königs, und mein Vater ist betagt und einsam.“

Der junge Fischer aber erwiderte: „Ich lasse dich nicht, es sei denn, du versprichst mir, zu kommen, wenn ich dich rufe, und mir vorzusingen. Denn die Fische hören gerne den Gesang des Meervolks, und meine Netze werden sich dann füllen.“

„Willst du mich wirklich ziehen lassen, wenn ich dir dies gelobe?“ rief die Meermaid.

„Ich will dich wirklich und wahrhaftig ziehen lassen“, erwiderte der junge Fischer.

Da schwur sie ihm, was er verlangte, und schwur es mit dem Eide des Meervolkes. Da ließen sie seine Arme los, sie tauchte hinab ins Wasser und zitterte in nie gekannter Furcht.

Jeden Abend fuhr nun der junge Fischer hinaus aufs Meer und rief die Meermaid, und sie stieg aus den Fluten empor und sang vor ihm. Rings um sie her schwammen aber die Delphine, und ihr zu Häupten kreiften die wilden Seemöwen.

Und sie sang ein entzückendes Lied. Sie sang vom Meervolke, das seine Herden von Höhle zu Höhle treibt

und kleine Kälbchen auf den Schultern trägt: von den Tritonen, die lange grüne Bärte haben und behaarte Brüste und auf ihren gewundenen Muschelhörnern blasen, wenn der König vorüberzieht: von dem Palast des Königs, der, von oben bis unten aus Bernstein gebaut, ein Dach durchsichtiger Smaragden und ein glänzendes Perlenpflaster hat: von den Gärten der See, wo die großgefiederten Korallenfächer den ganzen Tag langsam auf und nieder wogen, wo die Fische gleich Silbervögeln hin und her flogen, die Anemonen fest an den Felsen haften und die roten Nelken im wellendurchfurchten, goldgelben Sande. Sie sang von den Riesenwalen, die aus den nördlichen Meeren herabkommen und spikige Eiszapfen in ihren Bärten hängen haben: von den Sirenen, die von so wunderseltnen Dingen singen, daß sich die Schiffsleute die Ohren mit Wachs verstopfen müssen, um sie nicht zu hören und nicht ins Wasser zu springen und zu ertrinken: von gesunkenen Galeeren mit hohen Masten und erfrorenen Seefahrern, vom Tauwerk, und den Makrelen, die durch die offenen Lugen ein und aus schwimmen: von den kleinen Entenmuscheln, die große Reisende sind und sich in die Kiele der Schiffe bohren und so rund um die Welt mitsegeln: vom Tintenfische, der an Klippenwänden lebt, und die langen schwarzklebrigen Arme ausstreckt und die Nacht herniederrufen kann, wenn er es will. Sie sang vom Nautilus, der sein eigenes Boot hat, das aus Opal geschnitzt ist und von einem silbernen Segel getrieben wird: von den glücklichen Meeremännern, die auf der Harfe spielen und den riesigen Kraken in Schlaf versenken können: von den kleinen

Kindern, die schlüpfrig-glatte Meererschweinchen haschen und dann auf ihrem Rücken reiten: von den Meerjungfrauen, die im weißen Schaume liegen und die Arme nach den Seeleuten ausstrecken: und endlich sang sie von den Seelöwen mit den gebogenen Hauern und den Seepferden mit ihren fließenden Mähnen.

Und wenn sie so sang, kamen alle Lutfische aus der Tiefe herbei, um ihr zu lauschen, und der junge Fischer warf sein Netz um sie und fing sie alle, und wieder andere traf er mit dem Speer. Und wenn sich sein Boot angefüllt hatte, so sank die Meermaid wieder in die Tiefe hinab und lächelte ihn an.

Niemals aber kam sie ihm zur Berührung nahe. Oft rief er sie und bat sie; doch sie wollte nicht. Und wenn er sie zu ergreifen versuchte, tauchte sie ins Wasser hinab, ganz wie ein Seehund taucht, und an jenem Tage sah er sie nicht wieder. Tagtäglich aber tönte der Klang ihrer süßen Stimme seinem Ohr süßer. So süß klang ihm ihre Stimme, daß er seine Netze und seine Arbeit vergaß und sich um sein Handwerk nicht mehr kümmerte. Mit Purpurflossen und Augen von facettiertem Golde zogen die Lutfische in Scharen daher, aber er achtete ihrer nicht. Sein Speer lag unbenützt an seiner Seite, und sein Korb aus geflochtenen Weidenruten blieb leer. Mit offenen Lippen, mit Augen, vor Staunen trüb, saß er müßig in seinem Rahn und lauschte; lauschte, bis die Meeresnebel über ihn hinkrochen und der wandelnde Mond seine braunen Glieder silbern färbte.

Und eines Abends rief er ihr zu und sprach: „Kleine Mermaid, ich liebe dich. Nimm mich als Bräutigam, denn ich liebe dich!“

Doch die Meermaid schüttelte den Kopf: „Du hast eine Menschenseele,“ erwiderte sie; „aber wenn du deine Seele wegschicken wolltest, dann könnte ich dich lieben.“

Und der junge Fischer sprach zu sich: „Was frommt mir auch meine Seele? Ich vermag sie nicht zu sehen noch zu fassen, ich kenne sie nicht einmal. Wahrlich, ich will sie von mir abtun, und große Freude wird meiner harren.“ Und ein Freudenschrei rang sich von seinen Lippen, und aufrechtstehend in seinem buntübermalten Boote streckte er die Arme der Meermaid entgegen. „Ich will meine Seele wegschicken,“ rief er, „und du sollst meine Braut sein. Dein Bräutigam will ich sein, und in den Tiefen der See wollen wir beisammen wohnen, und du sollst mir alles zeigen, wovon du gesungen hast, und ich will tun, was du immer begehrest und unser Leben soll nichts mehr trennen.“

Und die kleine Meermaid lachte laut vor Glückseligkeit und verbarg ihr Antlitz in den Händen.

„Doch wie soll ich meine Seele wegschicken?“ rief der junge Fischer. „Sag mir, wie ich es beginnen soll, und sogleich soll es geschehen.“

„Ach! das weiß ich nicht“, sprach die kleine Meermaid. „Wir Meervolk haben keine Seelen.“ Und sie stieg hinab in die Tiefe und sah ihn traurig an. —

Früh am nächsten Morgen, ehe noch die Sonne manneshoch über dem Hügel stand, ging der junge Fischer zum Hause des Priesters und pochte dreimal an die Thür.

Der Novize guckte durch das Schiebefenster und als er sah, wer draußen war, schob er den Riegel zurück und sprach: „Tritt ein!“

Und der junge Fischer trat ein und kniete auf den duftenden Binsen des Flures nieder und rief den Priester an, der in dem Heiligen Buche las, und sprach zu ihm: „Vater, ich liebe eine vom Meervolk, und meine Seele hindert mich an der Erfüllung meines Verlangens. Sag mir, wie ich meine Seele von mir tun kann; denn ich brauche sie wahrhaftig nicht. Was nützt mir denn auch meine Seele? Ich kann sie nicht sehen, ich kann sie nicht fassen, ich kenne sie nicht.“

Und der Priester schlug sich die Brust und entgegnete: „Wehe! Wehe! Aus dir redet der Wahnsinn! Vielleicht hast du auch vergiftete Kräuter genossen? Ist doch die Seele das Edelste im Menschen, weil sie uns von Gott gegeben wurde, damit wir sie auf edle Weise gebrauchen sollen! Es gibt nichts Kostbareres als die Menschenseele, und kein irdisch Ding mag sich damit vergleichen. Sie wiegt alles Gold der Erde auf und ist wertvoller, als es die Rubine der Könige sind! Darum, mein Sohn, denk nicht mehr an solche Sachen, es ist Sünde, die nicht verziehen werden kann. Denn das Meervolk ist verloren! und verloren sind alle, die mit ihm ein Bündnis eingehen! Sie sind wie die Tiere auf dem Felde, die nicht das Gute vom Bösen unterscheiden können. Und nicht für sie ist der Herr gestorben.“

Die Augen des jungen Fischers füllten sich mit Tränen, als er die harten Worte des Priesters vernahm, und er erhob sich von den Knien und sprach: „Vater, die Faune leben im Walde und sind froh; und auf den Felsen sitzen die Meermänner mit ihren Harfen aus rotem Golde. Laß mich einer von ihnen sein, ich beschwöre dich, denn ihre Tage verstreichen wie den

Blumen die Tage dahingehen! Meine Seele aber? Was frommt mir meine Seele, wenn sie zwischen mir und dem steht, das ich liebe?"

„Die Liebe des Leibes ist niedrig,“ rief der Priester, die Brauen runzelnd, „und verachtungswürdig und böse sind die heidnischen Wesen, die nur Gottes Güte auf Erden zu wandeln duldet. Verflucht seien die Faune des Waldes, und verflucht seien die Säger der See. Ich habe sie gehört zur Nachtzeit, und sie haben mich von meinem Rosenkranz abzuziehen versucht. Sie pochen ans Fenster und lachen, sie flüstern mir die Märchen ihrer verderblichen Lüfte ins Ohr. Sie versuchen mich mit Verlockungen, und wenn ich beten will, grinsen sie mich mit ihren Fragen an! Sie sind verloren, sag ich dir, sie sind verloren. Für sie gibt es nicht Himmel noch Hölle, und weder im Himmel noch in der Hölle dürfen sie Gottes Namen preisen.“

„Vater!“ rief der junge Fischer. „Du weißt nicht, was du sprichst. Einst fing ich in meinem Neze die Tochter eines Meerkönigs. Sie ist lieblicher als der Morgenstern und weißer als der Mond. Für ihren Leib gebe ich gerne meine Seele dahin und für ihre Liebe den Himmel. Gib mir die Auskunft, die ich von dir erfragte, und laß mich dann in Frieden ziehen.“

„Hebe dich weg!“ rief der Priester, „deine Buhlin ist verloren, und du wirfst mit ihr verloren sein!“ Und er gab ihm nicht den Segen, sondern trieb ihn fort.

Und der junge Fischer ging hinunter zum Marktplatz, und ging langsam und ließ den Kopf hängen wie einer, der in Sorge ist.

Und als ihn die Kaufleute kommen sahen, flüsternten sie miteinander, und einer ihrer kam auf ihn zu und rief ihn beim Namen und sprach: „Was hast du heut zu verkaufen?“

„Ich will dir meine Seele verkaufen“, antwortete er. „Ich bitte dich, kauf sie mir ab, denn ich bin ihrer überdrüssig. Wozu brauche ich meine Seele? Ich kann sie nicht sehen, ich vermag sie nicht zu fassen, ich kenne sie nicht.“

Die Kaufleute aber höhnten ihn und sprachen: „Wozu nützt uns denn eine Menschenseele? Sie ist kein Stückchen geprägten Silbers wert. Verkaufe uns deinen Leib als Sklaven und wir wollen dich in den Purpur des Meeres hüllen, wollen einen schönen Ring an deinen Finger stecken und dich zum Lustknaben der großen Königin machen. Aber sprich uns nicht von deiner Seele, denn sie ist uns nichts, noch hat sie einen Handelswert für uns.“

Und der junge Fischer sprach zu sich selbst: „Wie seltsam ist doch dies! Der Priester sagte mir, die Seele wöge alles Gold der Welt auf, und die Kaufleute meinen, sie sei keines Stückes geprägten Silbers wert.“ Und er verließ den Markt und ging nieder an das Ufer der See und begann darüber nachzufinnen, was er nun tun solle.

Und am Mittag fiel ihm ein, wie ihm einst einer seiner Gefährten, der ein Meerfenchelsucher war, von einer jungen Hexe erzählt hatte, die ganz am Ende der Bucht in einer Berghöhle wohne, und erfahren in den Zauberkünsten sei. Und er machte sich auf und rannte zu ihr, so eilig hatte er es, seiner Seele ledig zu werden.

Und eine Staubwolke folgte ihm, als er den Ufersand entlanglief. Aus dem Tüden ihrer Hand ersah die junge Hexe sein Kommen, und sie lachte und löste ihr rotes Haar auf; und von ihrem roten Haar umbrandet, stand sie im Eingang ihrer Höhle und hielt in der Hand einen Zweig von blühendem wilden Schirling.

„Was willst du? Was willst du?“ rief sie, als er feuchend den Abhang heraufkam und sie mit Reigen begrüßte. „Fische ins Netz bei widrigem Wind? Ich habe ein Rohrpfeifchen, und blase ich darauf, so kommen die Barten in die Bucht geschwommen. Aber sie hat einen Preis, schöner Knabe, sie hat einen Preis! — Was willst du? Was willst du? Einen Sturm, der Schiffe scheitern macht und Risten reicher Kaufmannsgüter an die Küste spült? Ich habe mehr Stürme, als der Wind, denn ich diene einem, der stärker ist als der Wind. Und mit einem Siebe und einem Eimer Wassers kann ich die starken Galeeren auf der Grund des Ozeans schicken. Aber ich habe meinen Preis, schöner Knabe; ich habe meinen Preis! — Was willst du? Was willst du? Ich kenne ein Blume, die im Tale wächst, und keiner kennt sie als ich: Purpurblätter hat sie und in ihrem Blütenherzen einen Stern und ihr Saft ist so weiß wie Milch. Berührst du mit dieser Blume die spröden Lippen der Königin, so folgt sie dir über die ganze Welt! Aus dem Bette des Königs stünde sie auf, und über die ganze Welt folgte sie dir. Doch die hat ihren Preis, hübscher Junge! die hat ihren Preis! — Was willst du? Was willst du? Ich kann eine Kröte im Mörser zerpulvern und Brühe daraus kochen, und diese Brühe mit einer toten Manneshand umrühren: sprizest du sie auf deinen

Feind, wenn er schläft, so wird er sich in eine schwarze Viper verwandeln und die eigene Mutter wird ihn töten. Mit einem Mädchen kann ich den Mond vom Himmel ziehen und kann dir den Tod in einem Kristall zeigen. — Was willst du? Was willst du? Nenne mir deinen Wunsch, und ich will ihn erfüllen und du wirst mir den Preis zahlen, süßer Knabe, du wirst mir den Preis zahlen!“

„Mein Wunsch steht nur nach einem kleinen Ding,“ sprach der junge Fischer, „doch hat mir der Priester darüber gezürnt und mich davongejagt. Nach einer einfachen Sache nur steht mein Wunsch; doch haben mich die Kaufleute verhöhnt und ihn mir verweigert. Drum bin ich zu dir gekommen, wenngleich dich die Menschen böse schelten; und welchen Preis du auch nennen magst, ich will ihn bezahlen!“

„Und was wünschest du?“ fragte die Hexe und trat näher an ihn heran.

„Ich möchte meine Seele von mir schicken“, erwiderte der junge Fischer.

Die Hexe erbleichte und schauderte und verbarg das Angesicht in ihrem blauen Mantel. „Schöner Knabe,“ murmelte sie, „schöner Knabe, du verlangst etwas Entsetzliches.“

Er schüttelte die braunen Locken und lachte. „Ich brauche aber meine Seele nicht“, erwiderte er. „Ich kann sie nicht sehen, ich kann sie nicht fassen, ich kenne sie nicht.“

„Was willst du mir geben, wenn ich dir helfe?“ fragte die Hexe und blickte auf ihn herab mit ihren schönen Augen.

„Fünf Stücke Goldes,“ sprach er; „und meine Neze und die Hütte aus Schilfrohr, worin ich wohne, und meinen bemalten Kahn, worin ich fahre. Und jetzt sage mir, wie ich meiner Seele ledig werden kann, und ich will dir alles geben, was ich besitze!“

Sie lachte höhnisch auf und schlug ihn mit dem Zweig des Schierlings.

„Ich kann die Blätter des Herbstes in Gold verwandeln,“ erwiderte sie, „ich kann die bleichen Mondesstrahlen zu Silber spinnen, wenn ich will. Er, dem ich diene, ist reicher als alle Könige auf Erden sind und herrscht über alle ihre Länder.“

„Was soll ich dir aber geben,“ rief er, „wenn dein Preis weder Silber ist noch Gold?“

Die Hege streichelte sein Haar mit ihrer schmalen weißen Hand: „Tanzen sollst du mit mir, schöner Knabe“, flüsterte sie und lächelte ihm zu, als sie sprach.

„Sonst nichts?“ rief der junge Fischer verwundert aus und erhob sich.

„Sonst nichts“, entgegnete sie. Und lächelte ihm wieder zu.

„So wollen wir an heinlicher Stelle miteinander bei Sonnenuntergang tanzen“, sprach er. „Und wenn wir getanzt haben, so wirst du mir sagen, was mich zu wissen verlangt.“

Sie schüttelte den Kopf. „Erst wenn Vollmond ist! Erst wenn Vollmond ist!“ flüsterte sie. Dann spähte sie im Kreise umher und lauschte. Ein blauer Vogel erhob sich freischend von seinem Neste und zog seine Kreise über den Dünen, und drei bunte Vögel raschelten durch

das spröde graue Gras und schrien einander zu. Kein Laut war sonst hörbar, außer dem Rollen der Wellen, die sich an den glatten Uferkieseln brachen. Da streckte sie die Hand aus und zog ihn eng an sich heran und legte ihre trockenen Lippen dicht an sein Ohr.

„Heute nacht mußt du mit mir auf den Bergesgipfel kommen,“ flüsterte sie, „es ist Sabbat und Er wird zugewegen sein.“

Der junge Fische fuhr auf und sah sie an; doch sie zeigte ihm die weißen Zähne und lachte.

„Wer ist Er, von dem du sprichst?“ fragte er.

„Was kümmert dich's?“ erwiderte sie. „Komm heute nacht und sei unter den Ästen der Blutbuche und warte dort auf mein Kommen. Läuft ein schwarzer Hund auf dich zu, schlag ihn mit einer Weidenrute, darauf wird er fortlaufen. Schreit eine Gule dich an, so gib ihr keine Antwort. Sobald der Mond voll ist, werde ich bei dir sein. Dann wollen wir zusammen auf dem Grase tanzen.“

„Doch schwörst du, mir zu sagen, wie ich meine Seele fortschicken kann?“ fragte er.

Sie trat in das Sonnenlicht hinaus und ihr rotes Haar strich der Wind.

„Bei den Hufen des Boötes schwör' ich's dir zu!“ gab sie zur Antwort.

„Du bist die beste aller Hegen,“ rief der junge Fische, „drum will ich heute nacht gerne mit dir auf dem Bergesgipfel tanzen. Ich wollte zwar, du hättest Gold oder Silber von mir erbeten, doch dir soll der Preis werden, den du verlangst, weil es ja nur wenig ist.“ Er

zog die Mütze und neigte das Haupt tief vor ihr und eilte in die Stadt zurück, von großer Freude erfüllt.

Und die Hege blickte ihm nach, wie er ging, und als er ihr aus den Augen entschwunden war, trat sie wieder in die Höhle, nahm einen Spiegel aus einem Kasten von geschnitztem Bedernholze, setzte ihn auf einen Rahmen und verbrannte auf Kohlenglut Eisenkraut davor und starrte durch die Ringel des Rauches. Und nach einer Weile ballte sie zornig die Fäuste: „Er hätte mein sein sollen!“ stieß sie leise hervor. „Ich bin ebenso schön wie sie.“ —

Und am Abend, als der Mond aufgestiegen war, kletterte der junge Fischer zum Bergesgipfel hinan und stellte sich unter die Riste der Blutbuche. Wie ein Metallschild ruhte der Meerbusen zu seinen Füßen und durch die kleine Bucht huschten die Schatten der Fischerboote. Eine große Eule mit schwefelgelben Augen rief ihn bei Namen: er aber antwortete nicht. Ein schwarzer Hund lief auf ihn zu und knurrte ihn an: er schlug ihn mit einer Weidenrute und winselnd sprang er fort.

Um Mitternacht kamen die Hegen wie Fledermäuse durch die Luft geflattert. „Pfui!“ kreischten sie, als sie landeten. „Hier ist jemand, den wir nicht kennen.“ Und sie schnüffelten herum und schwakten miteinander und gaben sich Zeichen. Als letzte aber kam die junge Hege, und ihr rotes Haar wehte im Winde. Sie trug ein goldgewebtes Kleid, das mit Pfauenaugen bestickt war, und hatte ein Käppchen aus grünem Samt auf ihrem Haupte.

„Wo ist er? Wo ist er?“ kreischten die Hegen, als sie sie erblickt hatten. Sie aber lachte nur und lief auf die

Blutbuche zu, nahm den jungen Fischer bei der Hand und führte ihn hinaus ins helle Mondlicht und fing zu tanzen an.

In wildem Tanze wirbelten beide, und die junge Hexe sprang so hoch, daß er die scharlachroten Hacken ihrer Schuhe sehen konnte. Da drang, mitten in den Tanz hinein, der Schall eines galoppierenden Pferdes. Doch kein Pferd ward sichtbar; und der Fischer fürchtete sich.

„Schneller!“ rief die Hexe und schlang die Arme um seinen Hals, und ihr Atem brannte heiß auf seinem Antlitz. „Schneller! schneller!“ rief sie und die Erde schien unter seinen Füßen zu kreisen wie ein Rad, und seine Gedanken trübten sich und eine große Angst befiel ihn, als starre ihn etwas Böses an. Und zuletzt sah er, daß unter dem Schatten des Felsens eine Gestalt stand, die vorher nicht dagewesen war.

Es war ein Mann in einem nach spanischer Art zuge schnittenen Gewand aus schwarzem Samt. Sein Gesicht war von eigentümlicher Blässe, aber seine Lippen waren wie eine stolze rote Blume. Er schien müde und lehnte sich zurück, achtlos mit dem Knapfe seines Dolches spielend. Auf dem Grase neben ihm lagen ein mit Federn geschmückter Hut und ein Paar Reiterhandschuhe, mit goldenen Schnüren besetzt und mit Perlen bestickt, die sich zu einem seltsamen Symbol zusammenfügten. Ein kurzer, mit Zobel gefütterter Mantel hing ihm von der Schulter, und seine schlanken weißen Hände waren mit Ringen geziert. Schwere dunkle Lider hingen über seinen Augen.

Der junge Fischer sah ihn an wie einer, den ein Zauber bannet. Endlich trafen sich ihre Blicke, und wo

er auch tanzte, immer fühlte er die Augen des Mannes auf sich ruhen. Er hörte die Hexe lachen und faßte sie um den Leib und schwang sie in tollem Wirbel herum.

Plötzlich bellte ein Hund im Walde, und die Tänzer hielten inne und traten paarweise vor den Mann hin, knieten nieder und küßten ihm die Hand. Während sie dies taten, glitt ein leises Lächeln über seine stolzen Lippen, wie Vogelschwingen das Wasser berühren und es kräuseln machen. Aber es lag Verachtung darin, und unaufhörlich sah er den jungen Fischer an.

„Komm, laß uns anbeten!“ flüsterte die Hexe und zog ihn fort; ein starkes Verlangen, zu tun wie sie sprach, ergriff ihn. Er folgte ihr; doch als er näher hintrat, schlug er, ohne recht zu wissen weshalb, auf seiner Brust das Kreuzzeichen und nannte den heiligen Namen.

Und kaum hatte er dies getan, so kreischten die Hexen wie die Habichte auf und flogen von dannen, und das bleiche Gesicht, das ihn ansah, zuckte in einem Krampf des Schmerzes. Der Mann schritt auf ein kleines Gehölz zu und pfiff, worauf ein silbergezümmtes Pferdchen auf ihn zulief. Und als er in den Sattel sprang, wandte er sich nochmals um und blickte den jungen Fischer traurig an. Auch die Hexe mit dem roten Haar versuchte fortzufliegen, aber der junge Fischer erhaschte sie beim Handgelenk und hielt sie fest.

„Gib mich frei,“ rief sie, „und laß mich gehen! Hast du doch das genannt, was nicht genannt werden darf, und das Zeichen gemacht, was wir nicht ansehen dürfen.“

„Nein!“ erwiderte er, „ich laß dich nicht, eh du mir das Geheimnis verraten hast.“

„Welch ein Geheimnis?“ sprach die Hexe und rang mit ihm wie eine wilde Katze und biß sich in die schaumbedeckten Lippen.

„Du weißt es“, antwortete er.

Ihre grasgrünen Augen wurden vor Tränen trübe und sie sprach zum Fischer: „Verlange von mir, was du willst, nur das nicht.“

Er lachte und hielt sie nur um so fester.

Und als sie sah, daß sie sich nicht freizumachen vermochte, flüsterte sie ihm zu: „Sag, bin ich nicht auch so schön wie die Töchter des Meeres und nicht ebenso anmutig wie jene, die in den blauen Wassern wohnt?“ Und sie schmiegte sich an ihn und lehnte ihr Köpfchen an sein Antlitz.

Er aber stieß sie stirnrunzelnd von sich und sprach: „Hältst du nicht das Versprechen, das du mir gegeben hast, so erschlage ich dich als eine Betrügerin!“

Sie wurde grau wie eine Blüte des Judasbaumes und erschauerte. „Sei es denn!“ murmelte sie, „es ist ja deine Seele und nicht meine. Tu mit ihr, was du willst.“ Und sie zog aus dem Gürtel ein kleines Messer, dessen Griff mit grüner Vipernhaut bespannt war, und gab es ihm.

„Was soll ich damit?“ fragte er verwundert.

Einen Augenblick lang schwieg sie, und ein Ausdruck des Schreckens huschte über ihr Gesicht. Dann strich sie sich das Haar aus der Stirne und sprach seltsam lächelnd zu ihm: „Was die Menschen den Schatten des Körpers nennen, ist der Schatten des Körpers nicht, sondern der

Körper der Seele. Geh hinab an das Ufer des Meeres und lehre deinen Rücken dem Monde zu und schneide rings um deine Füße den Schatten ab, der deiner Seele Körper ist, und heiße deine Seele dich verlassen, so wird sie es tun.“

Der junge Fischer zitterte. „Ist das wahr?“ flüsterte er.

„Es ist wahr; und ich wollte, ich hätte es dir nicht gesagt!“ rief sie und umfing seine Knie.

Er schob sie von sich und ließ sie im hohen Grase liegen, steckte das Messer in seinen Gürtel, trat an den Abhang des Berges und begann hinabzuflettern.

Und die Seele, die in ihm war, rief ihm und sprach: „Höre! Ich habe all die Jahre lang in dir gewohnt und war dein Knecht. Schicke mich jetzt nicht von dir, denn was hab' ich dir Böses getan?“

Und der junge Fischer lachte: „Du hast mir nichts Böses getan, doch brauche ich dich nicht“, entgegnete er. „Die Welt ist weit. Auch gibt es einen Himmel und eine Hölle und jene dämmervolle Zwielihtwohnung, die zwischen beiden liegt. Geh, wohin du willst, aber störe mich nicht länger, denn mich ruft meine Geliebte.“

Und seine Seele flehte ihn jammernd an, aber er achtete dessen nicht, sondern sprang von Klippe zu Klippe, auf Füßen, so sicher wie ein wilder Ziegenbock, und endlich kam er auf ebenem Boden zu stehen am gelben Ufer des Meeres.

Mit bronzefarbenen und festen Gliedern, wie eine Statue von Griechenhand gegossen, so stand er auf dem Sande, und wandte dem Monde den Rücken zu! Aus dem Wellenschaum aber streckten sich weiße Arme

hervor, die ihm winkten, und aus den Wassern tauchten dunkle Gestalten auf, die ihm huldigten, vor ihm lag sein Schatten, welches der Körper seiner Seele war, und hinter ihm hing der Mond in der honigfarbenen Luft.

Und seine Seele sprach zu ihm: „Mußt du mich wirklich von dir treiben, so schicke mich nicht fort ohne dein Herz! Die Welt ist grausam, gib mir dein Herz mit.“

Er aber warf den Kopf zurück und lächelte. „Womit sollte ich wohl meine Geliebte lieben, gäbe ich dir mein Herz?“ sprach er.

„Ach! sei barmherzig,“ bat die Seele, „gib mir dein Herz, denn die Welt ist so grausam und ich fürchte mich.“

„Mein Herz gehört meiner Liebe,“ erwiderte er, „und nun zögere nicht länger und begib dich weg!“

„Soll ich nicht auch lieben?“ fragte seine Seele.

„Hebe dich weg, denn ich kann dich nicht brauchen!“ rief der junge Fischer; und er nahm das kleine Messer mit dem Griff aus grüner Vipernhaut und schnitt den Schatten rings um seine Füße ab. Da erhob sich dieser und stand vor ihm und sah ihn an und glich ihm selbst aufs Genaueste.

Er trat zurück und steckte das Messer in den Gürtel und ein Gefühl angstvollen Schauderns überkam ihn.

„Hebe dich weg,“ murmelte er, „und laß mich dein Antlitz nicht mehr sehen.“

„Nein, wir müssen uns wiedersehen“, erwiderte die Seele. Ihre Stimme klang leise und flötenähnlich und ihre Lippen bewegten sich kaum, als sie sprach.

„Wie sollten wir uns wiedersehen?“ rief der junge Fischer. „Du wirst mir kaum in die Tiefen des Meeres folgen wollen!“

- „Einmal alljährlich will ich an diese Stelle kommen und will dich rufen,“ sprach die Seele, „denn es kann sein, daß du mich brauchst.“

„Wie sollte ich dich brauchen?“ rief der junge Fischer. „Doch sei es so, wenn du willst.“ Und er tauchte hinab in das Wasser, und die Tritonen bliesen auf ihren Muscheln und die kleine Meermaid stieg empor, ihm entgegen und schlang die Arme um seinen Hals und küßte ihn auf den Mund.

Und die Seele stand an einsamer Küste und blickte nach ihnen hin. Und als sie ins Meer versunken waren, zog sie weinend ihres Weges über die Marschen dahin. —

Und als ein Jahr hingegangen war, kam die Seele zum Ufer des Meeres herunter und rief nach dem jungen Fischer, und er stieg aus der Tiefe und fragte: „Warum rufft du mich?“

Und die Seele antwortete: „Komm näher, damit ich zu dir sprechen kann, denn wunderbare Dinge habe ich gesehen.“ Und er kam näher und kauerte sich ins seichte Wasser und lehnte das Haupt auf die Hand und hörte zu.

Und die Seele sprach zu ihm: „Als ich dich verlassen hatte, wandte ich mein Angesicht gen Osten und wanderte. Von Osten kommt alle Weisheit! Sechs Tage wanderte ich, und am Morgen des siebenten Tages kam ich an einen Hügel, der im Lande der Tataren liegt.

Ich setzte mich in den Schatten eines Tamariskenbaumes, um mich vor der Sonne zu schützen. Das Land war ausgedörrt und versengt durch die Hitze. Die Leute schleppten sich über die Ebene gleich den Fliegen hin, die auf einer Scheibe glatten Kupfers kriechen.

Gegen Mittag erhob sich am flachen Horizonte des Landes eine Wolke roten Staubes. Als sie die Tataren erblickten, spannten sie ihre bemalten Bogen, sprangen auf ihre kleinen Pferde und galoppierten ihr entgegen. Die Weiber flohen schreiend in die Wagen und verbargen sich hinter Vorhängen aus Fell.

Um die Stunde des Zwiellichts kamen die Tataren zurück, aber von ihnen fehlten fünf; und von denen, die zurückkamen, waren nicht wenige verwundet. Sie spannten ihre Pferde vor die Wagen und fuhren hastig davon. Drei Schakale kamen aus einer Höhle und spähten ihnen nach; dann zogen sie die Luft durch ihre Nüstern ein und trabten in entgegengesetzter Richtung davon.

Als der Mond aufging, sah ich ein Lagerfeuer auf der Ebene und lenkte meine Schritte darauf hin. Auf Teppichen saß eine Schar von Kaufleuten. Ihre Kamele waren hinter ihnen festgepflocht, und die Neger, die ihre Diener waren, spannten Zelte aus gegerbten Fellen im Sande auf und errichteten ein hohes Wehr aus Stachelbirnen.

Als ich mich näherte, erhob sich der Führer der Kaufleute, zog sein Schwert und fragte nach meinem Begehr.

Ich erwiderte, ich wäre ein Fürst in meiner Heimat und sei grade den Tataren entflohen, die versucht hätten, mich zu ihrem Sklaven zu machen. — Der Häuptling

lachte und zeigte mir fünf Köpfe, die auf langen Bambusrohren steckten.

Dann fragte er mich, wer Gottes Prophet sei? Ich antwortete: es sei Mohammed.

Als er den Namen des falschen Propheten hörte, verneigte er sich, nahm mich bei der Hand und setzte mich an seine Seite. Ein Neger brachte mir Stutenmilch in einem hölzernen Schüsselchen und dazu ein Stück gerösteten Lammfleisches.

Bei Tagesgrauen machten wir uns auf die Reise. Ich ritt auf einem rothaarigen Kamel neben dem Häuptling, und ein Läufer eilte vor uns her und trug einen Speer. Zu beiden Seiten schritten Krieger, und die Maultiere folgten mit den Warenballen. Es waren im ganzen vierzig Kamele bei der Karawane und der Maultiere waren zweimal soviel an Zahl.

Wir zogen vom Lande der Tataren in das Land derer, die dem Monde fluchen. Wir sahen die Greifen im weißen Felsen ihr Gold hüten und sahen die schuppigen Drachen in ihren Höhlen schlafen. Indem wir das Gebirge überschritten, hielten wir den Atem an, damit sich der Schnee nicht lockere und auf uns falle, und jeder band sich einen Gazeschleier vor die Augen. Als wir durch die Täler zogen, schossen die Zwerge aus hohlen Bäumen mit Pfeilen nach uns, und zur Nachtzeit hörten wir die Wilden auf ihren Trommeln rasseln. Als wir zum Turme der Affen kamen, setzten wir ihnen Früchte vor und sie taten uns kein Leid an. — Als wir zu dem Turme der Schlangen kamen, reichten wir ihnen in Metallschalen warme Milch und sie ließen uns vorüberziehen. Dreimal kamen wir auf unserer Reise

an die Ufer des Orus. Wir setzten auf hölzernen Flößen über, die wir mit großen Blasen luftgefüllter Häute über Wasser hielten. Die Flußpferde wandten sich gegen uns und wollten uns töten, aber als sie die Kamele sahen, zitterten sie.

Die Könige jeder Stadt erhoben Zoll von uns, doch keiner duldete, daß wir durch die Tore schritten. Über die Mauer herüber warfen sie uns Brot zu, kleine Maisfuchen, in Honig gebacken, und allerlei Kuchen aus feinem Mehl, die mit Datteln gefüllt waren. Für je hundert Körbe voll zahlten wir eine Bernsteinfette im Tausch.

Wenn uns die Einwohner der Dörfer kommen sahen, vergifteten sie die Brunnen und flohen auf die Berg-
rücken. Wir kämpften mit den Magadaern, die alt zur Welt kommen und sich von Jahr zu Jahr verjüngen, und die sterben, wenn sie kleine Kinder sind: und mit den Laktern, die sich als Söhne von Tigern ausgeben und sich gelb und schwarz anpinseln: und mit den Murantern, die ihre Toten in den Wipfeln der Bäume bestatten und selber in dunkeln Höhlen hausen, damit sie die Sonne, die ihr Gott ist, nicht töte: und mit den Krimniern, die ein Krokodil anbeten, ihm Ohrringe aus grünem Glase verehren und es mit Butter und lebendem Geflügel füttern: und mit den Agazombern, die Hundsköpfe haben: und mit den Sibanern, die Pferdefüße haben und schneller laufen als Pferde. Ein Drittel unserer Schar fand in den Schlachten seinen Tod, und ein Drittel starb an Entbehrung. Die übrigen murrten gegen mich und sagten, ich habe Unglück über sie gebracht. Ich zog eine ge-

hörnte Mitter unter einem Steine hervor und ließ mich von ihr beißen, und als sie sahen, daß ich nicht erkrankte, besiel sie Furcht.

Im vierten Monate erreichten wir die Stadt Met. Es war Nacht, als wir an den Hain gelangten, der die Mauern umgibt, und die Luft war schwül, denn der Mond stand im Zeichen des Skorpions. Wir pflückten die reifen Granatäpfel von den Bäumen, brachen sie auf und schlürften ihren süßen Saft. Dann legten wir uns auf unsere Teppiche nieder und erwarteten den Anbruch der Dämmerung.

Und als es dämmerte, standen wir auf und pochten an das Tor der Stadt, das aus Goldbronze getrieben war, und Meerungetüme und geflügelte Drachen als Verzierung zeigte. Die Wächter schauten von den Wällen herab und fragten nach unserem Begehr. Der Dolmetsch der Karawane antwortete, wir kämen von der syrischen Insel her und führten viele Waren mit. Sie nahmen Geiseln und sagten, sie wollten uns am Mittag das Tor öffnen und hießen uns bis dahin warten.

Und als es Mittag war, öffneten sie das Tor, und wie wir einzogen, strömten die Leute in dichten Trupps aus den Häusern, um uns zu bestaunen, und ein Ausrufer ging durch die ganze Stadt und blies auf einer Muschel. Wir standen auf dem Marktplatz, und die Neger schnürten die Ballen bunter Stoffe auf und öffneten die geschnitzten Kästen aus Sykomorenholz, und als sie damit fertig waren, stellten die Kaufleute ihre fremdländischen Güter aus: das schneeige Linnen aus Aegypten und das buntfarbige Linnen aus dem Lande der Aethiopen, die purpurnen Schwämme von

Tyrus und die blauen Tapeten aus Sidon, die Elfenbeinschalen und die feinen Gefäße aus Glas und die seltsamen Gefäße aus gebranntem Ton. Vom Dache eines Hauses herab beobachtete uns eine Schar Frauen. Eine von ihnen trug eine Maske von vergoldetem Leder.

Und am ersten Tage kamen die Priester und trieben Tauschhandel mit uns, und am zweiten Tage kamen die Vornehmen, und am dritten Tage kamen Arbeitsleute und Sklaven. Und dies ist in ihrem Lande mit allen Kaufleuten so der Brauch, solange sie in der Stadt weilen.

Wir aber verweilten dort einen ganzen Monat, und als der Mond abnahm, wurde ich müde und wanderte durch die Straßen der Stadt und kam an den Garten ihres Gottes. Dort schritten die Priester in ihren gelben Gewändern lautlos zwischen den grünen Bäumen dahin, und auf einem schwarzen Marmorgrund stand das rosenrote Haus, worin die Gottheit ihre Wohnung hatte. Die Türen waren mit gestäubtem Lack bedeckt, und Stiere und Pfauen waren in leuchtendem Gold darauf eingetrieben, Das geziegelte Dach war aus meergrünem Porzellan, und die vorspringenden Dachtraufen waren mit kleinen Glöächchen behängt, und wenn die weißen Tauben daran vorüberflatterten, so berührten sie die Glöächchen mit ihren Schwingenspitzen, so daß sie erklangen.

Vor dem Tempel befand sich ein Becken klaren Wassers, das mit geädertem Onyx ausgelegt war. Ich lagerte mich an seinem Rand nieder und berührte mit meinen blassen Fingern die breiten Blätter. Da trat

einer der Priester auf mich zu und stellte sich hinter mich. Seine Füße trugen Sandalen, von denen die eine aus weicher Schlangenhaut war, die andere aus Vogelfedern. Auf seinem Kopfe thronte eine Mitra aus schwarzem Filz mit silbernen Halbmonden besetzt. Siebenfaches Gelb war in seinem Kleide verwoben, und sein gelocktes Haar war mit Antimon gefärbt.

Nach einer kleinen Weile sprach er mich an und fragte nach meinem Begehr.

Ich sagte ihm, daß ich die Gottheit zu sehen wünschte.

„Die Gottheit ist auf der Jagd“, sprach der Priester und sah mich seltsam aus seinen schmalen, geschlitzten Augen an.

„Sage mir, in welchem Walde, so will ich mit ihr reiten“, erwiderte ich.

Er strich die weichen Fransen seiner Tunika mit seinen langen, spitzigen Fingernägeln glatt und murmelte: „Die Gottheit schläft.“

„Sage mir, auf welchem Lager, so will ich bei ihr wachen“, erwiderte ich.

„Die Gottheit ist beim Mahle!“ rief er.

„Schmeckt der Wein süß, so will ich mit ihr trinken, schmeckt er sauer, so will ich gleichfalls mit ihr trinken“, war meine Antwort.

Er neigte erstaunt den Kopf, nahm meine Hand und führte mich in den Tempel.

Und im ersten Gemach sah ich ein Gözenbild auf einem Throne von Jaspis sitzen, der umsäumt war von großen orientalischen Perlen. Das Bild war aus Ebenholz geschnitten, und seine Gestalt war die eines Mannes. Auf seiner Stirn funkelte ein Rubin, und dickes Öl

tropfte aus seinem Haare auf die Lenden nieder. Seine Füße waren rot vom Blute eines frischgeschlachteten Lammes, und um seine Lenden schmiegte sich ein kupferner Gurt, der mit sieben Bergyllen besetzt war.

Und ich sprach zum Priester: „Ist dies der Gott?“ und er erwiderte: „Dies ist der Gott.“

„Zeige mir den Gott,“ rief ich, „oder wahrlich, ich töte dich.“ Und ich berührte seine Hand und sie schrumpfte ein.

Und der Priester beschwor mich und sprach: „Es heile der Herr seinen Knecht, und ich will ihm den Gott zeigen.“

Da hauchte ich mit meinem Atem auf seine Hand, und sie ward wieder kräftig; er aber zitterte und führte mich in ein zweites Gemach. Und ich sah dort ein Gözenbild in einem aus Nephriten gebildeten Lotosfeldch, der mit großen Smaragden behängt war. Es war aus Elfenbein geschnitzt und seine Größe war die einer doppelten Mannesgröße. An seiner Stirne glänzte ein Chrysolith, und seine Brust war mit Myrrhen und Zimmt gesalbt. In einer Hand hielt der Göze ein krummes Zepter aus Nephrit und in der anderen einen runden Kristall. Er war mit Erz gepanzert, und sein dicker Hals war mit einem Kranze von Selenithen umwunden.

Und ich sprach zum Priester: „Ist dies der Gott?“ und er erwiderte: „Dies ist der Gott.“

„Zeige mir den Gott,“ rief ich, „oder wahrlich, ich töte dich.“ Und ich berührte seine Augen und sie wurden blind.

Und der Priester flehte und sprach: „Es heile der Herr seinen Knecht, und ich will ihm den Gott zeigen.“

Da hauchte ich mit meinem Atem auf seine Augen und das Gesicht kam ihnen wieder. Und er erzitterte von neuem und führte mich in das dritte Gemach. Und siehe! Kein Gözenbild stand darin, noch sonst ein Bildnis — nur ein Spiegel von rundem Metall stand auf einem Altare von Stein.

Und ich sprach zum Priester: „Wo ist der Gott?“

Und er antwortete mir: „Wir haben keinen Gott außer diesem Spiegel, den du siehst: denn dies ist der Spiegel der Weisheit, und er spiegelt alle Dinge wieder, die im Himmel und auf Erden sind, nur das Gesicht dessen nicht, der hineinschaut. Dieses spiegelt er nicht wieder, damit der, der hineinschaut, weise sein kann. Es gibt viele andere Spiegel, aber sie sind die Spiegel der Meinungen. Dieser nur ist der Spiegel der Weisheit. Und die diesen Spiegel besitzen, wissen jedes Ding, und irgendwie Verborgenes gibt es für sie nicht! Und die ihn nicht ihr eigen nennen, entbehren auch der Weisheit. Darum ist dies der Gott und darum beten wir ihn an.“ Und ich blickte in den Spiegel, und es verhielt sich so, wie er gesprochen hatte.

Und ich tat Eultfames. Doch ist meine Tat unerheblich, denn in einem Tale, das von hier nur eine Tagesreise entfernt liegt, habe ich den Spiegel der Weisheit verborgen. Nimm mich wieder in dich auf, laß mich dir dienen, und du sollst weiser sein als alle Weisen, und die Weisheit selbst wird dein eigen sein. Gestatte mir wieder in dich zu fahren, und niemand wird dir an Weisheit gleichen.“

Der junge Fischer aber lachte. „Liebe ist wertvoller als Weisheit,“ rief er, „und die kleine Meermaid liebt mich.“

„Nicht so! Es gibt nichts, das besser als Weisheit ist“, sprach die Seele.

„Liebe ist besser“, erwiderte der junge Fischer und tauchte in die Tiefe, und die Seele zog weinend ihres Weges über das Sumpfland dahin.

* * *

Und als das zweite Jahr verstrichen war, kam die Seele zum Ufer des Meeres herunter und rief nach dem jungen Fischer, und er stieg empor aus der Tiefe und fragte: „Was rufst du mich?“

Und die Seele antwortete: „Komm näher, damit ich zu dir sprechen kann, denn wunderbare Dinge habe ich gesehen.“

Und er kam näher und kauerte sich ins seichte Wasser und lehnte das Haupt auf die Hand und hörte zu . . .

Und die Seele sprach zu ihm: „Als ich dich verlassen hatte, wandte ich mein Angesicht gen Süden und wanderte. Aus dem Süden kommt jede Kostbarkeit. Sechs Tage lang wanderte ich die Landstraßen dahin, die zur Stadt Achter führen, die staubigen, rotfarbigen Landstraßen, wo die Pilger zu ziehen pflegen, und am Morgen des siebenten Tages erhob ich meine Augen, und siehe: zu meinen Füßen lag die Stadt, denn sie liegt in einem Tale.

Neun Tore führen in diese Stadt und vor jedem Tore steht ein Pferd aus Erz, das wiehert, sobald die Beduinen aus den Bergen herabkommen. Die Mauern

sind kupferbeschlagen und die Dächer auf den Wachttürmen erzgedeckt. In jedem Turme steht ein Schütze mit einem Bogen in der Hand: bei Sonnenaufgang schlägt er mit einem Pfeile an ein dröhnendes Becken, und bei Sonnenuntergang bläst er auf einem Stierhorn.

Als ich einzutreten suchte, hielten mich die Wachen an und fragten, wer ich wäre? Ich antwortete, daß ich ein Derwisch wäre und auf dem Weg nach Mekka, wo es einen grünen Schleier gäbe, auf den der Koran von Engelsband in Silberlettern eingestickt sei. Da verwunderten sie sich gewaltig und baten mich einzutreten.

Drinnen aber war es wie in einem Basar. Wahrlich, du hättest bei mir sein sollen! Durch die engen Straßen flattern gleich großen Schmetterlingen Laternen aus buntem Papier. Bläst der Wind über die Dächer, so steigen sie auf und nieder wie bunte Seifenblasen. Vor ihren Buden sitzen die Kaufleute auf seidenen Teppichen. Sie tragen grade schwarze Bärte, und ihre Turbane sind mit Goldzechinen benäht, und lange Ketten aus Bernstein- und geschnitzten Feigensteinen gleiten durch ihre kalten Finger. Einige von ihnen verkaufen Galbanum und Narde und seltsames Parfüm von den Inseln des Indischen Ozeans, und dickflüssiges Rosenöl und Myrrhen und winzige nagelförmige Nelken. Macht man halt, um mit ihnen zu plaudern, so werfen sie kleine Stückchen Weihrauch auf ein Kohlenbecken und durchdüften die Luft. Ich habe da einen Syrer gesehen, der in der Hand eine dünne Gerte hielt, die einem Rohre glich. Graue Rauchfäden kräuselten sich daraus empor, und als sie brannte, glich ihr Duft der Mandel-

blüte im Lenz. Andere verkaufen silberne Armspangen, in die über und über blaue Türkisen eingelassen sind, und metallene Knöchelspangen, die mit kleinen Perlen befranst sind, und goldgefaßte Tigerklauen und die gleichfalls in Gold gefaßten Klauen jener goldfarbigen Kage, des Leoparden, und Ohrringe aus durchlöchernten Smaragden, und Fingerringe aus gehöhlten Nephriten. Aus den Teehäusern dringt der Klang der Gitarre, und die Opiumraucher blicken mit blassen, lächelnden Gesichtern auf die Vorübergehenden heraus.

Wahrlich! du hättest bei mir sein sollen. Die Weinverkäufer erkämpfen sich mit den Ellbogen ihren Weg durch die Volksmassen und tragen große schwarze Schläuche auf ihren Schultern. Die meisten verkaufen Wein aus Schiras, der so süß wie Honig ist. Sie schenken ihn in kleine Metallschalen ein und streuen Rosenblätter darüber. Auf dem Marktplatz stehen die Obstverkäufer, die aller Art Früchte verkaufen: reife Feigen mit purpurn blutendem Fleische, Melonen, die nach Moschus duften und gelb wie Topase sind: goldfarbene Zitronen und Paradiesäpfel und Bündel heller Weintrauben, runde, rötlichgoldene Orangen und längliche Limonen mit grünlichem Goldglanz. Einmal sah ich einen Elefanten vorübertröten. Sein Rüssel war mit Karmin und Gelbwurz gefärbt, und über seinen Ohren breitete sich ein Netz hochroter Seidenschnüre aus. Er stand vor einer der Buden still und fing an die Orangen zu essen, und der Verkäufer lachte nur dazu. Du kannst dir nicht vorstellen, wie seltsam dies Volk ist! Fühlen sie sich froh, so gehen sie zu einem Vogelhändler

und kaufen ihm einen gefangenen Vogel ab und schenken ihm die Freiheit, damit ihre Freude größer sei. Und sind sie traurig, so geißeln sie sich mit Dornen, damit ihr Gram nicht nachlasse.

Eines Abends traf ich einige Neger, die eine schwere Sänfte durch den Basar trugen. Sie war aus vergoldetem Bambusrohre und die Stangen, aus knallrotem Lack, waren mit erzenen Pfauen verziert. Vor den Fenstern hingen dünne Vorhänge aus Musselin, die mit Käferflügeln und kleinen Perlen bestickt waren. Und als die Sänfte vorüberzog, sah eine bleiche Birkassierin heraus und lächelte mir zu. Ich folgte, und die Neger beschleunigten die Schritte und murrten. Ich aber achtete dessen nicht, denn ich fühlte in mir eine große Neugier erwachen.

Endlich hielten sie vor einem viereckigen weißen Hause, das keine Fenster, nur eine kleine Thür hatte, wie die Thüre eines Grabes. Sie setzten die Sänfte ab und klopfen dreimal mit einem kupfernen Hammer an. Ein Armenier in einem Kaftan aus grünem Leder spähte durch das Thürfenster, und als er sie erblickte, öffnete er und breitete einen Teppich auf dem Boden aus, und die Frau stieg aus. Beim Hineingehen wandte sie sich um und lächelte mir abermals zu. Ich hatte nie jemand gesehen, der so bleich gewesen wäre.

Als der Mond aufging, kehrte ich zur selben Stelle zurück und suchte nach dem Hause: doch es stand nicht mehr da. Als ich das sah, wußte ich, wer die Frau war und warum sie mir zugelächelt hatte. Wahrlich, du hättest mit mir sein sollen!

Am Feste des Neumondes trat der junge Kaiser aus seinem Palaste hervor und schritt in die Moschee, um dort zu beten. Sein Haar und sein Bart waren mit Rosenblättern gefärbt, und seine Wangen mit feinem Goldstaub überpudert. Die Flächen seiner Hände und Füße waren gelb von Safran.

Bei Sonnenaufgang trat er aus seinem Palaste hervor in einem Gewandte von Silber, und bei Sonnenuntergang kehrte er dahin zurück in einem Gewande von Gold. Das Volk warf sich vor ihm auf die Erde und verhüllte sich das Angesicht. Ich aber wollte das nicht tun. Ich stand bei dem Stand eines Dattelhändlers und wartete. Als der Kaiser mich sah, zog er die gemalten Augenbrauen in die Höhe und hielt an. Ich stand regungslos und erwies ihm keine Huldigung. Das Volk aber staunte ob meiner Kühnheit und riet mir, aus der Stadt zu fliehen. Ich achtete aber nicht darauf, sondern ging hin und setzte mich zu den Verkäufern fremder Götter, die man ihres Gewerbes wegen verachtet. Und als ich ihnen erzählte, was ich getan hätte, schenkte mir jeder von ihnen einen Gott und bat mich, von dannen zu gehen.

In jener Nacht, da ich in dem Teehause, das in der Granatapfelbaumstraße steht, auf einem Kissen ruhte, kamen die Wachen des Kaisers und führten mich in seinen Palast. Als ich ihn betreten hatte, schlossen sie Thür um Thür hinter mir zu und legten eine Kette davor. Im Innern befand sich ein großer Hof mit Säulengängen. Die Wände waren aus weißem Marmor, hier und dort mit blauen und grünen Ziegeln eingelegt. Die Säulen waren aus grünem Marmor, und das Pflaster

aus einer Art pfirsichblütenfarbenen Marmor. Ich hatte noch niemals Ähnliches gesehen.

Indem ich durch den Hof ging, schauten von einem Altan zwei verschleierte Frauen herab und fluchten mir. Die Wachen eilten herbei und die Schäfte ihrer Lanzen klirrten auf dem glatten Estrich. Sie öffneten eine Thür aus gedrechseltem Elfenbein, und ich sah mich in einem Garten mit Springbrunnen, der sieben Terrassen hatte. Er war mit Tulpen und Mohnblumen und silberknoospigen Aloen bepflanzt. Gleich einer schlanken Säule aus Kristall hing ein Springbrunnen in der dämmrigen Luft. Die Zypressen glichen erloschenen Fackeln. Aus einer sang eine Nachtigall.

Am Ende des Gartens stand ein kleines Zelt. Als wir uns ihm näherten, traten zwei Eunuchen daraus hervor und kamen uns entgegen. Ihre fetten Bäuche wackelten im Gehen und sie spähten mit ihren gelbgeliderten Augen nach mir herüber. Einer von ihnen nahm den Hauptmann der Wache beiseite und flüsterte verstoßen mit ihm. Der andere laute indessen duftende Pastillen, die er mit gezielter Handbewegung einer länglichen Dose von lilafarbigem Email entnahm.

Nach einigen Augenblicken ließ der wachhabende Hauptmann die Soldaten abtreten. Sie gingen zum Palast zurück. Die Eunuchen folgten ihnen langsam und pflückten im Vorübergehen süße Maulbeeren von den Bäumen. Einmal drehte sich der Ältere der beiden um und lächelte mir mit bösem Grinsen zu.

Dann winkte mich der Hauptmann der Wache an den Eingang des Zeltes heran. Ohne zu zittern schritt ich hin, hob den schweren Vorhang auf und trat ein.

Da lag der junge Kaiser hingestreckt auf ein Lager gefärbter Löwenfelle, und eine Falke saß auf seiner Faust. Hinter ihm stand ein Nubier mit einem Turban aus Metall, bis zu den Hüften nackt, in den durchstochenen Ohren schwere Goldgehänge. Auf einem Tische neben dem Lager ruhte ein mächtiger Krummsäbel aus Stahl.

Als mich der Kaiser erblickte, zog er die Stirn kraus und sprach: „Wie nennst du dich? Weißt du nicht, daß ich Kaiser bin in dieser Stadt?“ Ich aber gab ihm keine Antwort.

Er deutete mit dem Finger auf den Säbel, und der Nubier ergriff ihn und stürzte vor und hieb nach mir mit gewaltiger Wucht. Die Klinge sauste durch mich durch und tat mir nicht das Geringste an. Der Mann stürzte zappelnd zu Boden, und als er sich wieder erhob, schlugen seine Zähne vor Grauen aufeinander und er verbarg sich hinter dem Lager seines Gebieters.

Der Kaiser sprang auf und nahm von einem Waffenstande seine Lanze und warf sie nach mir. Ich fing sie im Fluge auf und brach den Schaft in zwei Stücke. Er schoß nach mir mit einem Pfeil, ich aber hob die Hände: da blieb er mitten in der Luft hängen. Dann zog er aus seinem Gürtel von weißem Leder einen Dolch und grub ihn dem Nubier tief in den Hals, damit der Sklave nichts erzählen könne von der Schande seines Fürsten. Der Mann krümmte sich wie eine zertretene Natter und roter Schaum trat ihm über die Lippen.

Sobald er tot war, wandte sich der Kaiser zu mir. Und als er sich den hellen Schweiß mit einem kleinen Tuche aus purpurgestrichter Seide von der Stirne ge-

wischt hatte, sprach er zu mir: „Bist du ein Prophet, weil ich dich nicht strafen kann, oder der Sohn eines Propheten, weil ich dich nicht zu verwunden vermag? Ich bitte dich, verlasse noch heute nacht meine Stadt, denn solange du in ihr wohnst, bin ich hier nicht Herr.“

Und ich erwiderte ihm: „Für die Hälfte deiner Schätze will ich gehen. Gib mir die Hälfte deiner Schätze, so werde ich von hinnen gehen.“

Er nahm mich bei der Hand und führte mich hinaus in den Garten. Als der Hauptmann der Leibwache meiner ansichtig wurde, erstaunte er. Als die Eunuchen meiner ansichtig wurden, erzitterten ihre Knie und sie stürzten voller Furcht zu Boden.

Das Schloß birgt ein Gemach, das acht Wände aus rotem Porphyrt hat und eine Decke aus Erzschuppen, von der die Lampen herabhängen. Der Kaiser berührte eine der Wände und sie öffnete sich, und wir gingen einen Gang hinab, der von vielen Fackeln erleuchtet war. Auf beiden Seiten standen in Nischen hohe Weinkrüge, bis an den Rand mit Silberstücken gefüllt. Als wir die Mitte des Ganges erreicht hatten, sprach der Kaiser jenes Wort, das sonst keiner sprechen darf: sofort sprang, von geheimer Feder gelöst, ein granitenes Tor auf und er verhüllte sein Gesicht mit seinen Händen, damit ihm die Augen nicht geblendet würden.

Du vermagst nicht zu ahnen, welch ein wundervoller Ort dies war: da lagen Riesenschalen von Schildkrot, voll mit Perlen, und große ausgehöhlte Mondsteine, worin sich rote Rubine zu kleinen Bergen antürmten. Das Gold war in hohen Truhen aus Elefantenhaut aufgespeichert und Goldstaub füllte lederne Flaschen. Da

gab es Opale und Saphire, Opale in kristallinen Schalen, Saphire in Nephritschalen. Runde grüne Smaragden waren auf dünnen Elfenbeinplatten aufgebaut und in einer Ecke waren seidene Säcke, einige voll mit Türkisen, andere mit Beryllen. Die elfenbeinernen Hörner waren mit purpurnen Amethysten angefüllt und die erzenen Hörner mit Chalzedonen und Sarden. Die Pfeiler aus Zedernholz waren behangen mit schweren Schnüren gelber Luchssteine. In den flachen länglichen Schilden häuften sich Karfunkel, einige von der Farbe des Weines, andere von der Farbe des Grases. Mit alledem aber habe ich dir erst ein Zehntel all dessen geschildert, was da vorhanden war.

Und als der Kaiser die Hände wieder vom Gesicht genommen hatte, sprach er zu mir: „Dies ist mein Schatzhaus und die Hälfte von allem soll dein sein, wie ich dir verhiess. Auch will ich dir Kamele und Kameltreiber schenken und sie sollen tun nach deinen Befehlen und deinen Teil des Schatzes tragen, wohin du zu gehen verlangst. Aber noch heute nacht soll dies alles geschehen, denn ich möchte nicht, daß die Sonne, die mein Vater ist, es mit anschauet, wie in meiner Stadt ein Mann lebt, den ich nicht zu töten vermag.“

Ich aber erwiderte ihm: „Das Gold, das hier liegt, bleibe dein, und auch das Silber bleibe dein. Dein auch mögen die kostbaren Juwelen bleiben und die anderen Kleinodien. All dies brauche ich nicht. Auch will ich nichts von dir nehmen, als diesen kleinen Ring vom Finger deiner Hand.“

Und der Kaiser runzelte die Stirne. „Es ist nur ein Ring aus Blei,“ rief er, „und hat keinerlei Wert. Drum

nimm die Hälfte, die dir von dem Schatze gehören soll, und verlasse meine Stadt.“

„Nein“, erwiderte ich. „Nichts anderes will ich nehmen, als diesen Ring aus Blei. Weiß ich doch, was drin geschrieben steht und was er bedeutet.“

Da zitterte der Kaiser und blickte mich an und sprach: „Nimm meinen ganzen Schatz und geh aus meiner Stadt. Auch die Hälfte, die noch mein ist, soll die deine sein.“

Und ich tat Seltsames. Doch ist meine Tat gleichgültig, denn in einer Höhle, die von hier nur eine Tagesreise entfernt liegt, habe ich den Ring des Reichtums verborgen. Eine Tagesreise von hier entfernt, liegt er versteckt und wartet auf dich. Wer diesen Ring sein eigen nennt, ist reicher, als alle Könige der Welt. Komm also und nimm ihn: und alle Schätze der Erde sind dein.“

Der junge Fischer aber lachte. „Liebe ist besser als Reichtum,“ rief er, „und die kleine Meermaid liebt mich.“

„Nicht so! Es gibt nichts, das dem Reichtum gliche“, sprach die Seele.

„Liebe ist besser“, erwiderte der junge Fischer und tauchte in die Tiefe, und die Seele zog weinend ihres Weges über das Sumpfland dahin.

* * *

Und als das dritte Jahr verstrichen war, kam die Seele zum Ufer des Meeres herunter und rief nach dem jungen Fischer und er stieg aus der Tiefe empor und fragte: „Was rufst du mich?“

Und die Seele antwortete: „Komm näher, damit ich zu dir sprechen kann, denn wunderbare Dinge habe ich gesehen.“

Und er kam näher und kauerte sich ins seichte Wasser und lehnte das Haupt auf die Hand und hörte zu . . .

Und die Seele sprach zu ihm: „In einer Stadt, die ich kenne, ist eine Herberge, die am Flußrande liegt. Dort saß ich mit Matrosen, die von zwei verschiedenfarbigen Weinsorten tranken und Gerstenbrot zu kleinen gesalzenen Fischen mit Essig aßen, die man auf Lorbeerblättern herumreichte. Und als wir so saßen und guter Dinge waren, trat ein alter Mann zu uns, der einen Lederteppich trug und eine Laute mit zwei Bernsteinhörnern bei sich hatte. Und als er den Teppich auf den Boden gebreitet hatte, schlug er mit einer Feder auf die Drahtsaiten seiner Laute und ein Mädchen mit verschleiertem Antlitz lief herein und begann vor uns zu tanzen. Ihr Antlitz war mit einem Gazeschleier bedeckt, aber ihre Füße waren nackt. Nackt waren ihre Füße und sie glitten gleich zwei weißen Täubchen über den Teppich dahin. Nie habe ich so Wunderbares gesehen; und die Stadt, in der sie tanzte, liegt nur eine Tagesreise von hier.“

Und als der Fischer diese Worte seiner Seele hörte, kam es ihm in den Sinn, daß die kleine Meermaid keine Füße habe und nicht tanzen könne. Und es überfiel ihn eine große Sehnsucht und er sprach zu sich selber: „Es ist nur eine Tagesreise weit von hier, und ich kann ja zu meiner Liebe zurückkehren.“ Und er lachte, hob sich in dem seichten Wasser auf und schritt dem Ufer zu.

Und da er das trockene Ufer erreicht hatte, lachte er von neuem und breitete die Arme aus nach seiner Seele; und die Seele stieß einen lauten Freudenschrei aus und eilte auf ihn zu und schlüpfte in ihn hinein. Und der junge Fischer sah vor sich auf dem Sande den Schatten seines Körpers ausgebreitet, der der Körper der Seele ist.

Und seine Seele sprach zu ihm: „Laß uns nicht zögern, sondern ungesäumt hingehen, denn die Meer-götter sind eifersüchtig und haben Ungeheuer, die ihrem Beheiß nachkommen.“

So eilten sie davon und wanderten die ganze Nacht hindurch unter dem Licht des Mondes, und den ganzen nächsten Tag wanderten sie unter dem Strahl der Sonne. Und am Abend desselben Tages gelangten sie in eine Stadt.

Und der junge Fischer fragte die Seele: „Ist dies die Stadt, worin sie tanzt, von der du mir erzählt hast?“

Und seine Seele erwiderte ihm: „Nicht diese Stadt ist es, sondern eine andere. Doch laß uns nur hier eintreten.“

So betraten sie denn die Stadt und gingen durch die Straßen, und da sie durch die Straße der Goldschmiede kamen, erblickte der junge Fischer einen schönen Becher aus Silber, der in einer Bude ausgestellt war. Und seine Seele sprach zu ihm: „Nimm diesen silbernen Becher und verbirg ihn.“

Da ergriff er den Becher und verbarg ihn in den Falten seines Gewandes und sie eilten aus der Stadt.

Und als sie eine Meile von der Stadt entferr¹ waren, runzelte der junge Fischer die Brauen und sprach zu

seiner Seele: „Warum hießeſt du mich dieſen Becher nehmen und ihn verbergen? War es doch ein übel Ding, das ich tat.“ Und er warf den Becher von ſich.

Seine Seele aber erwiderte ihm: „Sei ruhig, ſei ruhig!“

Und am Abend des zweiten Tages kamen ſie wieder in eine Stadt und der junge Fiſcher ſprach zu ſeiner Seele: „Iſt dies die Stadt, in der ſie tanzt, von der du mir erzählt haſt?“

Und ſeine Seele erwiderte ihm: „Nicht dieſe Stadt iſt es, ſondern eine andere. Doch laß uns nur hier eintreten.“

So gingen ſie hinein und ſchritten durch die Straßen, und als ſie durch die Straße der Sandalenhändler zogen, ſah der junge Fiſcher ein Kind bei einem Waſſerfruge ſtehen und ſeine Seele ſprach zu ihm: „Schlage dies Kind!“ Da ſchlug er das Kind, biſ es weinte. Und als er dies getan hatte, eilten ſie aus der Stadt.

Und als ſie eine Meile von der Stadt entfernt waren, wurde der junge Fiſcher zornig und er ſprach zu ſeiner Seele: „Warum geboteſt du mir, dieſes Kind zu ſchlagen? War es doch ein übel Ding, das ich tat!“

Doch ſeine Seele entgegnete ihm: „Sei ruhig! Sei ruhig!“

Und am Abend des dritten Tages kamen ſie wiederum in eine Stadt, und der junge Fiſcher ſprach zu ſeiner Seele: „Iſt dies die Stadt, in der ſie tanzt, von der du mir erzählt haſt?“

Und ſeine Seele erwiderte ihm: „Mag ſein, daß dies die Stadt iſt, drum laß uns hier eintreten.“

So gingen sie hinein und schritten durch die Straßen. Doch nirgends konnte der junge Fischer den Fluß finden, noch die Herberge, die am Flußufer lag. Und die Einwohner der Stadt blickten ihn neugierig an und ihn ergriff die Furcht und er sprach zu seiner Seele: „Laß uns von hinnen gehen, denn sie, die mit weißen Füßen tanzt, ist nicht hier.“

Und seine Seele erwiderte: „Nicht doch, laß uns hier verweilen, denn die Nacht ist dunkel und Räuber könnten auf uns lauern.“ So setzte er sich also auf den Marktplatz nieder und ruhte sich aus; und nach einer Weile kam ein vermummter Kaufmann vorüber, der einen Mantel aus Tartarentuch umgeschlagen hatte und eine Laterne aus durchlöcherter Horn an der Spitze eines knotigen Rohres trug. Und der Kaufmann sprach zu ihm: „Weshalb sitzt du hier auf dem Marktplatz, wo doch alle Buden verschlossen und alle Ballen verschnürt sind?“

Und der junge Fischer erwiderte ihm: „Ich kann in dieser Stadt keine Herberge finden. Auch habe ich keinen Verwandten, der mir Obdach gäbe.“

„Sind wir nicht alle verwandt?“ sprach der Kaufmann, „und hat nicht Gott uns alle erschaffen? Folge mir deshalb, denn mein Haus hat Raum für Gäste.“

Und der junge Fischer stand auf und folgte dem Kaufmann in sein Haus. Und als sie durch den Garten voll von Granatapfelbäumen gegangen und in das Haus getreten waren, brachte ihm der Kaufmann in einer kupfernen Schale Rosenwasser, damit er seine Hände wäsche, und reife Melonen, damit er seinen Durst lösche,

und setzte eine Schüssel mit Reis und ein Stück gebratenen Lammes vor ihn hin.

Und als der Fischer damit zu Ende war, führte ihn der Kaufmann in das Gastzimmer und hieß ihn schlafen und wünschte ihm gute Ruh. Und der junge Fischer dankte ihm und küßte den Ring an seiner Hand und warf sich nieder auf die Teppiche aus gefärbtem Ziegenhaar. Und als er sich mit einer Decke aus schwarzer Lammwolle zugedeckt hatte, fiel er in tiefen Schlaf.

Doch drei Stunden vor Sonnenaufgang und als es noch Nacht war, weckte ihn seine Seele auf und sprach zu ihm: „Steh auf und geh in das Gemach des Kaufmanns, in das Gemach, darin er schläft, und töte ihn und nimm ihm sein Geld, denn wir brauchen es.“

Und der junge Fischer stand auf und schlich sich in das Schlafzimmer des Kaufmanns, über dessen Füßen ein gebogenes Schwert lag, und in der Truhe des Kaufmanns lagen neun Beutel voll Goldes. Und er streckte die Hand aus und berührte das Schwert, und da er es berührte, fuhr der Kaufmann aus dem Schlaf empor und sprang auf, ergriff das Schwert und rief dem jungen Fischer zu: „Erwiderst du Gutes mit Bösem, und bezahlst du mit Blutvergießen die Güte, die ich dir erwies?“

Und es sprach die Seele zu dem jungen Fischer: „Schlag zu!“ und da traf er ihn so hart, daß er bewußtlos niederstürzte. Dann ergriff der Fischer die neun Beutel Goldes und entfloh hastig durch den Garten voll Granatapfelbäumen und kehrte sein Angesicht dem Sterne zu, den man den Stern des Morgens nennt.

Und als sie eine Meile weit von der Stadt entfernt waren, schlug sich der junge Fischer an die Brust und sprach zu seiner Seele: „Weshalb hießest du mich, den Kaufmann töten und sein Gold rauben? Wahrlich, du bist schlecht!“

Doch seine Seele entgegnete ihm: „Sei ruhig! Sei ruhig!“

„Nimmermehr!“ rief der junge Fischer, „denn ich kann nicht ruhig sein, weil ich alles verabscheue, wozu du mich verführst. Ich verabscheue auch dich und gebiete dir, mir zu sagen, warum du solches an mir getan hast?“

Und seine Seele entgegnete ihm: „Als du mich von dir sandtest in die Welt hinaus, gabst du mir kein Herz mit auf den Weg, und also lernte ich all diese Dinge tun und lieben.“

„Was sprichst du?“ murmelte der junge Fischer.

„Du weißt es,“ entgegnete die Seele, „du weißt es wohl! Hast du es vergessen, daß du mir kein Herz mitgabst? Ich glaube es nicht. Darum Sorge und kümmere dich nicht um mich und dich, sondern sei ruhig. Wird es doch von allen Schmerzen keinen geben, den du nicht verursachen wirst, und von allen Wonnen keine, die du nicht empfinden sollst.“

Und als der junge Fischer diese Worte hörte, zitterte er und sprach zu seiner Seele: „Wehe, du bist schlecht! Du hast mich meine Liebe vergessen lassen und hast mich mit Versuchungen verlockt; hast meine Füße auf den Pfad der Sünde gebracht.“

Und seine Seele entgegnete ihm: „Hast du wahrhaftig vergessen, daß du mir kein Herz mitgabst, als du mich in die Welt hinaus schicktest? Komm, laß uns in

eine andere Stadt ziehen und fröhlich sein, denn wir haben jetzt neun Beutel Goldes!”

Der junge Fischer aber nahm die neun Beutel Goldes, schleuderte sie zu Boden und trat sie mit Füßen.

„Hebe dich weg!” rief er. „Nichts mehr will ich mit dir zu tun haben, noch will ich fernerhin mit dir weiter wandeln. Nein, wie ich dich schon einmal von mir gesandt habe, so will ich dich jetzt wiederum von mir abtun: denn nichts Gutes hast du mir gebracht!” Und er stellte sich mit dem Rücken gegen den Mond, und mit dem kleinen Messer, dessen Griff aus grüner Vipernhaut war, versuchte er vor seinen Füßen den Schatten des Körpers abzuschneiden, der der Körper der Seele ist.

Doch seine Seele wich nicht und folgte nicht seinem Gebot, sondern sprach: „Die Zauberformel, die dich die Hege gelehrt hat, hilft dir nicht mehr, denn ich kann dich nie wieder verlassen, und nie wieder vermagst du mich von dir auszutreiben. Einmal nur im Leben kann der Mensch seine Seele von sich schicken, doch wer sie wieder aufnimmt, muß sie für immer behalten: und dies ist seine Strafe und sein Lohn.”

Und der junge Fischer erbleichte und ballte die Hände und rief: „Oh! die falsche Hege, die mir das nicht gesagt hat!”

„O nein!” antwortete die Seele. „Sie war ihm treu, zu dem sie betet, und dessen Dienerin sie ewig sein wird.”

Und da der junge Fischer begriff, daß er nicht mehr seiner Seele ledig werden könne, und daß er eine böse Seele in sich trüge, die ewig bei ihm bleiben würde, fiel er zu Boden und weinte bitterlich.

Und als es Tag war, erhob sich der junge Fischer und sprach also zu seiner Seele: „Ich will mir die Hände binden, auf daß sie nichts mehr nach deinem Gebot zu tun vermögen, und will meine Lippen verschließen, auf daß sie nicht deine Worte sprechen, und ich will wiederkehren zu der Stelle, wo sie ihr Heim hat, die ich liebe. Ins Meer will ich zurückkehren und zu der kleinen Bucht, wo sie zu singen pflegt, und will sie rufen und ihr das Böse eingestehen, das ich getan habe, und das Böse, das du mir zugefügt hast.“

Und seine Seele versuchte ihn und sprach: „Wer ist denn deine Liebe, daß du zu ihr zurückkehren solltest? Die Welt hat viel schöneres als sie. In Samaris sind Tänzerinnen, die im Tanze den Vögeln und wilden Tieren gleich sind; ihre Füße sind mit Henna bemalt, und in ihren Händen halten sie kleine kupferne Glocken. Sie lachen beim Tanze, und ihr Lachen ist so hell wie das Lachen des Wassers! Folge mir, so will ich sie dir zeigen, denn was soll all deine Sorge um die Dinge der Sünde? Ist nicht für d e n Ambrosia geschaffen, der es ißt? Ist Gift in d e m, was lieblich zu trinken ist? Grüble nicht, sondern folge mir in eine andere Stadt, in der ein Garten von Tulpenbäumen steht. In diesem lieblichen Garten hausen weiße Pfauen und Pfauen mit blauer Brust. Wenn sie ihr Rad sonnenwärts spreizen, gleicht es glitzernden Scheiben aus Elfenbein und Scheiben aus Gold. Und jene, die sie füttert, tanzt zu ihrer Lust, und sie tanzt einmal auf den Händen und wieder ein andermal tanzt sie auf den Füßen. Ihre Augen sind leuchtend wie Azur und ihre Nasenflügel sind geschweift wie Schwalbenflügel. Von einem Hä-

chen, in einem ihrer Nasenflügel, hängt eine Blume herab, die ist aus einer Perle geschnitten. Sie lacht beim Tanze, und die Silberringe um ihre Knöchel klingen wie silberne Glöcklein. Also quäle dich nicht länger, sondern folge mir in jene Stadt."

Der junge Fischer jedoch antwortete der Seele nicht, sondern verschloß mit dem Siegel des Schweigens die Lippen und band sich mit festem Strick die Hände und wanderte zurück zur Stelle, von wannen er gekommen war, hin zu der kleinen Bucht, wo sein Liebchen zu singen pflegte. Und auf dem Wege versuchte ihn seine Seele beständig; er aber gab ihr weder Antwort, noch tat er irgend etwas von dem Bösen, wozu sie ihn verleiten wollte: so groß war die Macht der Liebe, die er in sich trug.

Und als er das Ufer des Meeres erreichte, lockerte er den Strick von seinen Händen und löste das Siegel des Schweigens von seinen Lippen und rief die kleine Meermaid. Sie aber hörte nicht auf seinen Ruf, obgleich er den ganzen Tag lang zu ihr rief und sie anflehte.

Und seine Seele spottete und sprach: „Dein Liebchen macht dir wahrhaftig nur geringe Freude. Du gleichst einem, der zur Zeit der Wassersnot Wasser in ein löcheriges Gefäß gießt! Du gibst alles hin, was dein ist, und nichts wird dir dafür zurückgegeben! Dir wäre besser, du kämst mit mir, denn ich weiß, wo das Tal der Lust liegt und welche Dinge es in sich birgt."

Der junge Fischer aber antwortete seiner Seele nicht, sondern baute sich in einer Felsenkluft eine Schilfhütte und wohnte dort ein ganzes Jahr hindurch. Und all-

täglich zur Morgenstunde rief er seiner Liebe, und jeden Mittag rief er nach ihr, und wenn die Nacht sank, rief er ihren Namen wieder. Doch niemals stieg sie für ihn aus dem Meere auf, noch konnte er sie an irgendeiner Stelle der See finden, wenngleich er sie in den Grotten suchte und in den grünen Wassern, in den Pfühlen der Flut und in den Brunnen, die unten am Grunde der Tiefe sind.

Dagegen versuchte ihn seine Seele wieder und wieder zur Sünde zu verführen und flüsterte ihm Entsetzliches zu.

Aber nichts vermochte etwas gegen ihn: alsogroß war die Macht seiner Liebe. —

Und als das Jahr verüber war, dachte die Seele bei sich selbst: „Ich habe meinen Herrn mit dem Bösen versucht und seine Liebe ist stärker als ich. So will ich ihn denn mit dem Guten versuchen. Mag sein, daß er mir dann folgt.“

Und so sprach sie zum jungen Fischer und sagte: „Ich habe dir von den Freuden dieser Welt erzählt, und du hast mir ein taubes Ohr geliehen. Erlaube mir nun, dir von den Leiden dieser Welt zu erzählen. Mag sein, daß du darauf lauschen wirst. Denn das Leid ist in Wahrheit der Herr dieser Welt, und keiner ist, der ihm zu entschlüpfen vermöchte. Dem einen fehlt Kleidung, dem andern fehlt Brot. Witwen weinen in Purpur und Witwen weinen in Lumpen. Hin und zurück über die Sümpfe ziehen die Aussätzigen, und grausam sind sie gegeneinander. Die Landstraße auf und nieder ziehen die Bettler und ihre Ränzel sind leer. Durch die Straßen der Stadt schreitet Hungersnot, und vor dem

Lore kauert die Pest. Komm, laß uns gehen und Besserung schaffen, damit die Not aufhört. Warum solltest du hier verweilen und deine Liebe rufen, da sie doch deinem Ruf nicht folgt? Was ist auch Liebe, daß du so großen Wert auf sie legst?"

Der junge Fischer aber gab keine Antwort: alsogroß war die Macht seiner Liebe. Und alltäglich zur Morgenstunde rief er die Meermaid und alltäglich zur Mittagsstunde rief er sie wieder, und nachts rief er ihren Namen nochmals. Doch niemals stieg sie für ihn aus dem Meere, noch konnte er sie an irgendeiner Stelle des Meeres finden, ob er nach ihr auch in den Flüssen der See suchte, und in den Tälern, die unter den Bogen liegen, und in dem Meere, das die Nacht purpurn färbt, und in dem Meere, das unter der Dämmerung grau bleibt.

Und als das zweite Jahr vorüber war, und es Nacht wurde und er einsam in seiner Schilfhütte saß, da sprach die Seele zu dem jungen Fischer: „Wehe! Ich habe dich mit Sünde versucht und habe dich mit Tugend versucht, und deine Liebe ist stärker als ich, darum will ich dich nicht länger versuchen. Doch flehe ich dich an, laß mich in dein Herz, auf daß ich mit dir eins werde, wie ich vorher eins war mit dir.“

„Wahrlich, du darfst hinein,“ sagte der junge Fischer, „denn gar Furchtbares mußt du gelitten haben in den Tagen, wo du ohne Herz durch die Welt gewandert bist.“

„Ach,“ rief die Seele, „ich kann nirgends Eintritt finden, so ist dein Herz mit Liebe überfüllt.“

„Und doch wollte ich, ich könnte dir helfen“, sprach der junge Fischer.

Und als er so sprach, klang ein lauter Schrei des Schmerzes über das Meer herüber, ein Schrei, wie ihn die Menschen hören, wenn einer vom Meervolk gestorben ist. Und der junge Fischer sprang auf und verließ seine Schilfhütte und lief ans Ufer. Und die schwarzen Wogen liefen hastig ans Land und trugen ihm eine Last zu, die weißer als Silber war. Weiß wie die Brandung war sie und wiegte sich wie eine Blume auf den Wogen; und die Brandung hob sie von den Wogen und der Gischt hob sie von der Brandung, und das Ufer nahm sie auf, und der junge Fischer sah zu seinen Füßen die Leiche der kleinen Meermaid liegen. Tot lag sie da zu seinen Füßen.

Und weinend wie einer, den das Leid überwältigt, warf er sich neben sie hin und küßte das kalte Rot des Mundes und spielte mit dem nassen Bernstein ihres Haares. Nieder auf den Sand, an ihrer Seite warf er sich und weinte wie einer, der vor Freuden erzittert, und mit seinen braunen Armen preßte er sie an seine Brust. Kalt waren ihre Lippen, doch er küßte sie, salzig schmeckte der Honig ihres Haares, aber er kostete ihn mit bitterer Freude. Er küßte die geschlossenen Liden, und der wilde Schaum, der auf ihren Augen lag, war nicht so salzig als seine Tränen.

Und der Toten beichtete er. In die Muscheln ihrer Ohren goß er den herben Wein seiner Geschichte. Er schlang sich die kleinen Hände um den Hals und streichelte mit seinen Fingern das zarte Röhrchen ihrer

Aehle. Bitter, bitter war seine Freude, und voll seltsamer Heiterkeit war sein Schmerz.

Die schwarze See kam näher und der weiße Schaum stöhnte wie ein Ausfäziger. Auf weißen Klauen von Gischtt kroch die See ans Ufer. Aus dem Palaste des Königs drang abermals ein Schrei des Schmerzes, und weit draußen auf dem Meere bliesen die Tritonen rauh auf ihren Muschelhörnern.

„Fliehe!“ sprach seine Seele; „denn immer näher kommt das Meer, und wenn du zögerst, wird es dich verschlingen. Fliehe, denn mir wird bange, weil dein Herz gegen mich verschlossen ist um deiner großen Liebe willen. Fliehe an einen sicheren Ort! Wahrlich, du darfst mich nicht ohne Herz in eine andere Welt senden!“

Der junge Fischer aber hörte nicht auf seine Seele, sondern rief die kleine Meermaid und sprach: „Liebe ist besser als Weisheit, reicher als Reichthum, und schöner als die Füße der Menschentöchter sind! Feuer kann sie nicht zerstören und die Wasser können sie nicht löschen. Ich rief dich beim Morgendämmer und du kamst nicht auf meinen Ruf. Der Mond vernahm deinen Namen. Du aber achtetest meiner nicht. Denn aus Bosheit hatte ich dich verlassen, und zu meinem eigenen Schaden bin ich davongewandert. Doch war deine Liebe immerdar in mir und war stark immerdar, so daß nichts dagegen die Oberhand behalten vermochte, obgleich ich der Sünde und der Tugend ins Auge blickte. Und nun, da du gestorben bist, wahrlich! will auch ich mit dir sterben.“

Und seine Seele flehte, er möge sich retten, aber er wollte nicht; also groß war seine Liebe. Und die See

kam näher und warf ihre Wellen über ihn, und da er wußte, daß das Ende nahe war, küßte er mit wilden Lippen die kalten Lippen der Meermaid, und das Herz in seinem Leibe brach. Und wie sein Herz also durch die Größe seiner Liebe brach, fand die Seele ihren Weg hinein, und war wieder in ihm, wie sie zuvor in ihm gewesen war. Und das Meer bedeckte mit seinen Wogen den jungen Fischer.

Am andern Morgen aber zog der Priester aus, das Meer zu segnen, denn es war unruhig gewesen. Und mit ihm zogen die Mönche und die Musikanten und die Kerzenträger und die Weihrauchschwinger und eine große Menge hinaus.

Und als der Priester ans Ufer kam, sah er den jungen Fischer ertrunken in der Brandung liegen, und von seinem Arme umklammert lag der Leichnam der kleinen Meermaid. Da trat er mit finsternen Brauen zurück und schlug das Zeichen des Kreuzes und rief laut und sprach: „Nicht segnen will ich das Meer, noch was immer es birgt. Verflucht sei das Meervolk und verflucht seine Freunde. Er aber, der um der Liebe willen Gott vergessen hat, und hier vom Gerichte Gottes samt seiner Buhlin liegt — hebt seinen und den Leib seiner Buhlin empor und verscharrt sie beide in einer Ecke des Schindangers und setzt keinen Stein über sie noch sonst ein Wahrzeichen, auf daß niemand den Plaz ihrer Ruhestatt wisse. Denn verflucht waren sie im Leben und verflucht sollen sie auch nach dem Tode sein!“

Da tat das Volk, wie er befohlen hatte, und in einer Ecke des Schindangers, wo keine süßen Gräser wuchsen,

druben sie eine tiefe Grube und senkten die toten Leiber hinein . . .

Und als das dritte Jahr vorüber war, an einem Tage, der ein heiliger Tag war, zog der Priester in die Kapelle, um dem Volk die Wundmale des Herrn zu zeigen und zu dem Volke über Gottes Zorn zu sprechen.

Und als er sich in sein Ornat gekleidet hatte und eintrat und sich neigte vor dem Altare, da sah er, wie der Altar mit seltsamen Blumen bedeckt war, die er nie zuvor gesehen hatte. Fremd anzuschauen und von wunderlicher Schönheit waren sie. Und ihre Schönheit verwirrte ihn und ihr Duft zog lieblich in seine Nase. Eine Freude erfüllte ihn, und er wußte nicht, worüber er sich freute.

Und als er das Tabernakel geöffnet und der Monstranz, die darin stand, Weihrauch dargebracht und dem Volke die heilige Hostie gezeigt und sie dann wiederum hinter dem Schleier der Schleier verborgen hatte, da begann er zum Volke zu sprechen. Und sprechen wollte er vom Zorne Gottes, aber die Schönheit der weißen Blumen verwirrte ihn, und ihr Duft war lieblich in seiner Nase, und andere Worte, als er reden wollte, drängten sich auf seine Lippen, und er sprach nicht vom Zorne Gottes, sondern von dem Gotte, dessen Name Liebe ist. Und weshalb er also sprach, wußte er selbst nicht.

Und als er seine Predigt beendet hatte, weinte das Volk, und der Priester trat in die Sakristei zurück und seine Augen waren voll Tränen. Die Diakone traten herein und fingen an, ihn zu entkleiden: sie nahmen ihm

die Alba und den Gürtel ab, die Armstreifen und die Stola. Er aber glich einem Traumbefangenen.

Und als sie ihn entkleidet hatten, blickte er sie an und sprach: „Was für Blumen sind das, die auf dem Altare stehen, und woher sind sie?“

Und sie antworteten ihm: „Wir wissen nicht die Art der Blumen, aber sie kommen aus der Ecke des Schindangers!“

Da zitterte der Priester, ging in sein Haus und betete.

Und am frühen Morgen, als es noch dämmerte, zog er aus mit den Mönchen und mit den Musikanten und mit den Kerzenträgern und mit den Weihrauchschwingern und mit einer großen Menge zum Ufer der See herab und segnete die See und alle die wilden Geschöpfe, die sie birgt. Auch die Faune segnete er und die kleinen Wesen, die im Walde tanzen, und die glanz-äugigen Dingerchen, die durch das Blattwerk spähen. Alle Geschöpfe in Gottes Welt segnete er, und das Volk war der Freude und des Wunders voll. Nie wieder aber wuchsen Blumen irgendwelcher Art in der Ecke des Schindangers, denn das Feld blieb unfruchtbar, wie es zuvor gewesen war, und nie wieder kam das Meervolk in die Bucht, wie es ehemals zu tun pflegte, sondern es zog weit hinweg in einen andern Teil des Meeres.

4. Das Sternentind

Es waren einmal zwei arme Holzhauer, die gingen durch einen großen Tannenforst nach Hause. Es war Winter und eine bitterkalte Nacht. Dicker Schnee lag auf dem Boden und auf den Ästen der Bäume. Der Frost knickte die kleinen Zweige ab, zu beiden Seiten des Weges den sie gingen; und wie sie an den Wasserfall kamen, da hing dieser regungslos in den Lüften, denn der Eiskönig hatte ihn geküßt.

Es war so kalt, daß selbst das Wild und die Vögel nicht mehr wußten, wie sie sich schützen sollten.

„Huhu,“ heulte der Wolf, der den Schwanz zwischen die Beine geklemmt durch das Unterholz hinkte, „dieses Wetter ist wirklich ganz ungeheuerlich. Warum schreitet denn da die Regierung nicht ein?“

„Witte-witt, witte-witt,“ zwitscherten die grünen Hängslinge, „die alte Erde ist tot, und man hat sie aufgebahrt in ihrem weißen Totenlinnen.“

„Die Erde will Hochzeit machen, und dies ist ihr Brautkleid“, gurrten die Turteltauben einander zu. Ihre kleinen rosigen Füße waren ganz frosterstarrt, aber sie hielten es für ihre Pflicht, auch diese Situation romantisch aufzufassen.

„Unsinn!“ brummte der Wolf. „Ich sage euch, an allem trägt die Regierung schuld; und glaubt ihr mir nicht, so freß ich euch auf!“ Der Wolf war von ausgesprochen praktischer Gesinnung und an Beweisgründen fehlte es ihm nie.

„Ich meinerseits,“ murrte der Specht, der ein geborener Philosoph war, „schere mich keinen Deut um derlei Erläuterungen! Wie eine Sache ist, so ist sie; und augenblicklich ist es schrecklich kalt.“

Und schrecklich kalt war es. Die kleinen Eichhähchen, die in den hohen Fichten wohnten, rieben eins des andern Näschen, um sich gegenseitig warm zu halten, und die Kaninchen rollten sich in ihren Löchern zu Kugeln zusammen und wagten nicht aus der Thür zu gucken. Die einzigen, die hocheifrig schienen, waren die großohrigen Eulen. Ihre Federn waren ganz steif vom weißlichen Reif, aber sie achteten dessen nicht und rollten ihre großen, gelben Augen und riefen einander durch den Wald zu: „Tuwitt! tuhuh! tuwitt! tuhuh — du wundervolles Wetter!“

Indessen schritten die zwei Holzhauer fürbaß, bliesen munter auf ihre Finger und stampften mit den dicken, eisenbenagelten Stiefeln den sich ballenden Schnee. Einmal sanken sie tief ein und kamen daraus so weiß hervor, wie die Müller, wenn sie Korn mahlen. Ein andermal glitten sie auf dem glatten Eise des gefrorenen Sumpfes aus, und das Reifig fiel aus ihren Bündeln; sie mußten es wieder auffammeln und zusammenbinden. Wiederum wädhnten sie, des Weges verfehlt zu haben, und Entsetzen packte sie, da sie ja wußten, wie der Schnee so grausam für alle ist, die sich in seinen Armen schlafen legen. Doch sie setzten ihr Vertrauen auf den guten Heiligen Martinus, der über alle Wanderer wacht, und sie gingen zurück und schritten dann aufmerkamer voran. Und zu guter Letzt erreichten sie den Waldsaum und sahen tief zu ihren

Füßen unten im Thal die Lichter des Dorfes, darin sie wohnten.

So froh waren sie über ihre Erlösung, daß sie einander laut anlachten, und in der Erde eine Silberblume, im Monde eine Goldblume zu sehen glaubten!

Doch nachdem sie gelacht hatten, wurden sie wieder traurig, denn ihre Armut kam ihnen zum Bewußtsein, und der eine sprach zum andern: „Worüber haben wir eigentlich so gelacht? Sehen wir doch, daß den Reichen das Leben gehört und nicht den Armen, wie unsereins! Besser wäre es, wir wären im Walde vor Frost gestorben, oder es hätte sich ein wildes Tier auf uns gestürzt und zerfleischt.“

„Wahrhaftig,“ sprach sein Gefährte, „dem einen ist vieles gegeben und dem andern wenig. Nur die Ungerechtigkeit hat die Welt verteilt, und außer den Sorgen ist nichts den Menschen gleichmäßig zugemessen.“

Doch indem sie einander noch ihr Elend klagten, begab sich etwas Seltsames. Vom Himmel fiel ein leuchtend-heller, herrlicher Stern, glitt die Himmelswand entlang in seinem Sturze an den anderen Sternen vorüber: Und wie sie ihn noch verwundert nachblickten, schien es ihnen, als fänke er hinter einem Weidengebüsch nieder, das nur einen Steinwurf entfernt bei einer kleinen Schafhürde stand.

„Sieh! Da liegt ein Topf Goldes für jeden, der ihn findet“, riefen sie und fingen zu laufen an, so gierig waren sie nach dem Golde.

Und der eine war schneller als sein Kamerad und überholte ihn und erzwang sich den Weg durch die struppigen Weidenbüsche. Und als er jenseits angelangt

war, siehe! da lag wahrhaftig ein goldenes Etwas auf dem weißen Schnee; und er stürzte darauf zu und, sich niederbeugend, ergriff er es mit beiden Händen. Und es war ein Mantel aus Goldgewebe, mit sonderbaren Sternen durchwirkt und in viele Falten gelegt. Und er rief seinem Gefährten zu, er hätte den Schatz gefunden, der vom Himmel gefallen wäre. Und als der andere herangekommen war, setzten sich beide auf den Schnee und knüpften die Falten des Mantels auf, um die Goldstücke untereinander zu teilen. Aber ach! Es war nicht Gold darin, noch Silber, noch überhaupt irgendein Schatz, sondern nur ein kleines Kindlein, das schlief.

Und der eine sprach zum andern: „Dies ist ein bitteres Ende unserer Hoffnung! Wir haben eben kein Glück, denn was kann ein Kindlein einem Manne frommen? Lassen wir es hier und gehen wir unseres Weges! Sind wir nicht arme Leute und haben selbst Kinder, deren Brot wir anderen Kindern nicht geben dürfen?“

Sein Gefährte aber erwiderte: „Nicht doch, es wäre schlecht, dies Kind hier im Schnee untergehen zu lassen. Und obgleich ich so arm bin wie du und viele Schnäbel zu füttern und doch nur wenig im Topfe habe, so will ich es trotzdem mit nach Hause nehmen, und mein Weib soll es pflegen.“

Und so nahm er das Kindlein möglichst sanft in seine Arme, wickelte es in den Mantel, um es vor dem eisigen Froste zu schützen, und schritt bergab dem Dorfe zu, während sich sein Kamerad über seine Torheit und sein weiches Herz wunderte.

Und als sie ins Dorf kamen, sprach sein Gefährte zu ihm: „Du hast das Kind, darum gib mir den Mantel,

denn es ist nur recht und billig, daß jedem von uns sein Teil werde.“

Er aber antwortete: „Nimmermehr, denn der Mantel ist weder mein noch dein, sondern nur des Kindes Eigentum.“ Und er bot ihm ein Gottbefohlen, schritt seinem Hause zu und klopfte an.

Und als sein Weib die Thür öffnete und sah, daß ihr Mann wohlbehalten zurückgekehrt sei, schlang sie die Arme um seinen Hals und küßte ihn und nahm das Reisigbündel von seinem Rücken, legte den Schnee von seinen Schuhen und hieß ihn schnell eintreten.

Er aber sagte zu ihr: „Ich habe im Walde etwas gefunden und dir mitgebracht, damit du wohl darauf achtest“, und er rührte sich nicht von der Schwelle.

„Was ist es?“ rief sie. „Zeig' es mir; denn unser Haus ist leer und es ist Mangel an vielen Dingen.“ Da zog er den Mantel zur Seite und zeigte ihr das schlafende Kind.

„Ach, lieber Mann,“ sprach sie murrend, „haben wir nicht selbst Kinder genug? Mußt du noch durchaus einen Wechselbalg daherschleppen, daß er mit an unserm Herde sitze? Und wer weiß, ob er nicht Unheil über uns bringen wird? Und wie sollen wir ihn aufziehen?“ Und sie war ärgerlich über ihn.

„Es ist aber doch ein Sternentkind“, entgegnete er und erzählte ihr, wie er es gefunden hätte.

Sie aber wollte sich nicht beschwichtigen lassen, sondern höhnte ihn, redete sich in Zorn und rief: „Unsere Kinder hungern und wir sollen noch anderer Leute Kinder mit auffüttern? Wer sorgt denn für uns? Wer gibt denn uns Speise?“

„Gott sorgt ja selbst für die Sperlinge und speist sie“, erwiderte er.

„Verhungern denn die Sperlinge nicht auch im Winter?“ fragte sie. „Und ist jetzt nicht Winter?“ Der Mann fand kein Wort der Entgegnung, doch rührte er sich nicht von der Schwelle.

Und ein kalter Wind strich vom Walde her durch die offene Thür, daß sie bebte, und das Weib fröstelte und sprach zum Manne: „Willst du nicht die Thür zumachen? Es kommt ein eifiger Wind in das Haus, und mich friert?“

„Und kommt nicht immer ein eifiger Wind in ein Haus, darin ein hartes Herz ist?“ fragte er. Das Weib aber wußte keine Antwort, sondern kroch näher ans Feuer heran.

Und nach einer Weile wandte sie sich nach ihm um und sah ihn an, und ihre Augen waren voll Tränen. Da trat er rasch herein und legte das Kind in ihre Arme, und sie küßte es und brachte es in ein kleines Bettchen, darin bereits das jüngste ihrer eigenen Kinder schlief. Am andern Morgen aber nahm der Holzhauer den seltsamen Mantel von Gold und barg ihn in einer großen Truhe: und eine Kette von Bernstein, die um den Hals des Kindes hing, nahm das Weib und barg sie gleichfalls darin. —

So wurde das Sternentkind mit den Kindern des Holzhauers aufgezogen und saß an einem Tische mit ihnen und war ihr Spielgenosse. Und mit jedem Jahre ward es schöner anzusehen, so daß alle, die in dem Dorfe wohnten, staunten, denn während hier jeder dunkel war von Angesicht und schwarzen Haaren, blieb das Kind

weiß und zart wie gedrechseltes Elfenbein, und seine Locken glichen den Ringen der Goldwurzel. Seine Lippen waren wie die Blätter einer roten Blume und seine Augen wie Veilchen am Ufer eines klaren Wassers, und sein Leib war wie die Narzisse auf einem Felde, dem kein Schnitter zu nahe kommt.

Aber seine Schönheit brachte ihm Unheil, denn es wurde stolz und grausam und selbstsüchtig. Die Kinder des Holzhauers und die anderen Kinder des Dorfes wurden von ihm verachtet und es sagte, sie seien von niederer Herkunft, während es selber vornehm sei, da es von einem Stern stamme und es machte sich zum Herrn über sie und nannte sie seine Knechte. Auch hatte es kein Mitleid mit den Armen, noch mit jenen, die da blind oder mißgestaltet waren oder sonst irgendein Gebrechen hatten. Es warf sie mit Steinen und jagte sie auf die Landstraße hinaus und hieß sie anderwärts ihr Brot erbetteln, so daß nur die Geächteten ein zweites Mal den Weg ins Dorf wagten, um Almosen zu erflehen. Es war in seine Schönheit so verliebt, daß es der schwächlichen, vom Schicksal Benachteiligten spottete und sie verhöhnte. Sich selber aber liebte es; und zur Sommerzeit, wenn die Winde schlummerten, lag es still neben dem Brunnen in des Priesters Garten und blickte hinab auf die Wunder seines Angesichtes und lachte laut vor Freude über seine eigene Schönheit.

Oft schalten es der Holzhauer und sein Weib und sagten: „Wir haben an dir nicht so getan, wie du an jenen tust, die verlassen sind und keinen zum Troste haben, der ihnen hilft. Weshalb bist du so grausam gegen alle, die Mitleid brauchen?“

Oft schickte auch der alte Priester nach ihm und versuchte, das Kind über die Liebe zu den Lebenden zu belehren. Dann sprach er zu ihm: „Die Fliege ist dein Bruder, tu ihr nichts Böses. Die wilden Vögel, die durch das Dickicht streichen, sind frei, fange sie nicht um deiner Lust willen! Gott schuf die Blindschleiche und den Maulwurf, und jedem ward seine Stellung im All. Wer bist du, daß du Elend in Gottes Welt zu tragen wagst? Selbst das Vieh auf dem Felde preist ihn.“

Doch das Sternenkind achtete solcher Worte nicht, sondern verzog den Mund spöttisch oder runzelte die Stirn und ging zu seinen Gefährten zurück und stellte sich an ihre Spitze. Und seine Gefährten folgten ihm, denn es war schön und leichtfüßig und konnte tanzen und pfeifen und musizieren. Und wo immer das Sternenkind sie hinführte, folgten sie ihm, und was immer das Sternenkind gebot, sie taten es. Und wenn es mit einem spizen Schilfrohr dem Maulwurf die blöden Auglein ausbohrte, so lachten sie, und wenn es die Musfäfigen mit Steinen bewarf, so lachten sie auch. Und in allen Dingen herrschte es über sie, und ihre Herzen wurden hart wie seines.

Eines Tages aber kam ein armes Bettelweib durch das Dorf. Ihr Kleid war zerrissen und zerlumpt und ihre Füße bluteten von den steinigten Straßen, über die sie gegangen war, und sie war gar übel zugerichtet. Und weil sie müde war, so setzte sie sich unter einen Kastanienbaum, um dort ein wenig auszuruhen.

Das Sternenkind aber wurde ihrer kaum gewahr, so sprach es zu seinen Gespielen: „Seht, da sitzt ein schmutziges Bettelweib unter diesem schönen grünen

Baume! Kommt, wir wollen es fortjagen, denn es ist häßlich und scheußlich!"

Darauf eilte es näher und warf mit Steinen nach ihr und verspottete sie. Die Bettlerin aber blickte das Sternenkind mit Grauen an und wandte den Blick nicht von ihm ab. Und als der Holzhauer, der in einem nahen Schuppen Holz spaltete, das Tun des Sternenkindes sah, lief er herbei, schalt es aus und sprach: „Wahrlich, du bist harten Herzens und kennst kein Erbarmen, denn was hat dir dies arme Weib zuleide getan, daß du es derart behandelst?"

Und rot vor Zorn stampfte das Sternenkind mit den Füßen auf den Boden und entgegnete: „Wer bist du, daß du es wagst, mich über mein Tun zu befragen? Ich bin dein Sohn nicht, und schulde dir keinen Gehorsam.“

„Du sprichst freilich wahr,“ entgegnete der Holzhauer, „doch ich erbarmte mich deiner, als ich dich im Walde fand.“

Und da die Frau diese Worte hörte, stieß sie einen lauten Schrei aus und sank ohnmächtig zu Boden. Und der Holzhauer trug sie in sein Haus, und sein Weib nahm sich ihrer an, bis sie aus der Ohnmacht aufstand, in die sie gesunken war; und dann setzten sie ihr Speise und Trank vor und baten sie, guten Mutes zu sein.

Sie aber berührte nicht Speise noch Trank, sondern sprach zum Holzhauer: „Sagtest du nicht, daß das Kind im Walde gefunden wurde? Und war das nicht heute vor zehn Jahren?"

Und der Holzhauer erwiderte: „So ist es! Ich habe es im Walde gefunden, und heute sind es gerade zehn Jahre her.“

„Und welch Kennzeichen fandest du bei dem Kinde?“ rief sie. „Trug es nicht um den Hals eine Kette von Bernstein? War es nicht eingehüllt in einen Mantel aus Goldgewebe, mit Sternen durchwirkt?“

„Wahrhaftig,“ rief der Holzhauer aus, „dem war ganz so, wie du sagst.“ Und er holte den Mantel und die Bernsteinkette aus der Truhe, in der sie lagen, und zeigte ihr beides.

Als sie es sah, brach sie in Freudentränen aus und rief: „Es ist mein kleiner Sohn, den ich im Walde verloren hatte. Ich bitte dich, hol ihn sofort her, denn um ihn zu suchen, hab ich die weite Welt durchwandert.“

Darauf traten der Holzhauer und sein Weib vor die Tür und riefen das Sternenkind herbei und sagten: „Geh in das Haus, du sollst darin deine Mutter finden, die deiner harrt.“

Der Knabe lief hinein voll Staunen und Freude, doch als er sah, wer da wartete, lachte er verächtlich auf und sagte: „Wo soll denn meine Mutter sein? Seh ich doch niemand hier als dieses gemeine Bettelweib.“

Und das Weib antwortete: „Ich bin deine Mutter.“

„Das spricht der Wahnsinn aus dir!“ schrie zornig das Sternenkind. „Ich bin dein Sohn nicht, du Bettlerin, denn du bist häßlich und zerlumpt. Drum hebe dich weg von hier und laß mich dein häßliches Gesicht nicht länger sehen!“

„Sprich nicht so!“ rief sie. „Du bist in Wahrheit mein kleiner Sohn, den ich im Walde gebar“, und sie fiel auf die Knie und streckte ihm die Arme entgegen. „Die Räuber haben dich mir gestohlen und dich dem Tode preisgegeben“, stöhnte sie. „Ich aber erkannte dich

wieder, sobald ich dich erblickte, und auch die Zeichen hab ich wiedererkannt, den Mantel aus Goldgewebe und die Bernsteinkette. Drum bitte ich dich: komm mit mir! Bin ich doch durch die ganze Welt gewandert, um dich zu suchen. Komm mit mir, mein Sohn, denn ich sehne mich nach deiner Liebe.“

Aber ihr Sohn blieb unbewegt und die Tür seines Herzens blieb geschlossen, man hörte nur das Weinen der trostlosen Mutter. Aber endlich sprach er zu ihr, und seine Stimme war hart und bitter: „Bist du in Wahrheit meine Mutter, so wäre es weit besser gewesen, du wärst fortgeblieben und nicht hierher gekommen, um Schande über mich zu bringen. Wähnte ich doch das Kind eines Sternes zu sein und nicht eines Bettlers, wie du mich schiltst. Drum hebe dich fort von hier und laß dich nicht mehr von mir erblicken!“

„Ach, du mein Sohn, willst du mich nicht küssen, eh ich gehe? Hab ich doch soviel erduldet, nur um dich zu finden.“

„Niemals,“ rief das Sternentkind aus, „denn allzu garstig bist du anzusehen. Eher sollen meine Lippen eine Natter oder eine Kröte küssen als dich!“

Da stand das Weib schweigend auf und ging hinaus in den Wald und weinte bitterlich. Das Sternentkind aber freute sich, sobald es sah, daß sie gegangen war, und lief zurück zu seinen Spielgenossen, um mit ihnen weiterzuspielen.

Als sie ihn aber kommen sahen, verhöhnten sie ihn und sprachen: „Seht, er ist scheußlich wie eine Kröte und ekelhaft wie eine Natter! Marsch, fort mit dir!“

Wir dulden nicht, daß deinesgleichen noch mit uns spiele!“ Und sie trieben ihn aus dem Garten.

Das Sternenkind aber runzelte die Brauen und sprach zu sich selber: „Was sagen sie nur zu mir? Ich will zum Wasserbrunnen gehen und hineingucken, und er soll mir meine Schönheit zeigen.“

So ging es zum Wasserbrunnen und sah hinein; doch siehe, sein Kopf glich dem Kopfe einer Kröte und sein Leib war schuppig wie eine Schlange! Und es warf sich nieder in das Gras und schluchzte und sprach zu sich selber: „Wahrlich, dies ist meiner Sünden wegen über mich gekommen. Hab ich doch meine Mutter verleugnet und sie weggejagt! War ich doch stolz und grausam gegen sie! Nun will ich gehen und sie suchen in aller Welt und will nicht ruhen, bis ich sie gefunden habe.“

Und es trat die kleine Tochter des Holzhauers zu ihm, legte die Hand auf seine Schulter und sagte: „Was tut es, wenn du deine Schönheit verloren hast? Bleibe bei uns; ich will dich nicht verspotten.“

Er aber sprach zu ihr: „Nimmermehr! Denn ich war grausam gegen meine Mutter, und dies Leiden ist als Strafe über mich gekommen. Deshalb muß ich von hinnen gehen und durch die ganze Welt wandern, bis ich sie finde und bis mir die Verzeihung zuteil geworden ist.“

Und der Sohn lief hinein in den Wald und rief laut nach seiner Mutter, sie möge zu ihm kommen, aber keine Antwort erfolgte; und das Sternenkind rief den ganzen Tag hindurch nach ihr, und als die Sonne unterging, legte es sich zum Schläfe auf einen Laubhaufen nieder,

aber die Vögel und Tiere des Waldes flohen ihn, denn sie entsannen sich seiner Grausamkeit. Nichts Lebendes war bei ihm, außer der Kröte, die ihn betrachtete, und der trägen Natter, die vorüberkroch.

Am Morgen stand der Knabe auf und pflückte sich einige bittere Beeren vom Baum, aß sie und schlug mit leisem Weinen den Weg durch das große Dickicht ein. Und alles, was ihm begegnete, fragte er, ob er seine Mutter gesehen habe.

Er sprach zum Maulwurf: „Du kannst in die Erde kriechen, sag mir, birgt sich meine Mutter dort?“

Und der Maulwurf antwortete: „Du hast mir die Augen ausgestochen, wie sollte ich es wissen?“

Er sprach zum Hänfsling: „Du fliegst über die Wipfel der hohen Bäume und blickst weit über die Welt, Sag mir, kannst du meine Mutter sehen?“

Und der Hänfsling erwiderte: „Du hast meine Flügel gestutzt aus Muthwillen, wie könnte ich fliegen?“

Und zum kleinen Eichkätzchen, das im Fichtenbaume wohnte und einsam war, sprach er: „Wo ist meine Mutter?“

Und das Eichhörnchen erwiderte: „Du hast meine Mutter gemordet. Suchst du nun auch deine zu morden?“

Und das Sternenkind weinte und beugte das Haupt und bat Gottes Geschöpfe um Vergebung und wanderte weiter durch den Wald, um das Bettelweib zu suchen. Und am dritten Tage gelangte es auf die andere Seite des Waldes und stieg hinab in eine Ebene.

Und wo es durch die Dörfer schritt, verspotteten es die Kinder und warfen Steine nach ihm, und die Land-

leute wollten es nicht einmal in den Scheunen schlafen lassen, damit es nicht Mehltau über das aufgespeicherte Korn bringe: so scheußlich war es anzusehen! Und die Knechte trieben es hinweg und keiner hatte Erbarmen mit ihm.

Auch konnte es nirgends von dem Bettelweib vernehmen, das seine Mutter war, obgleich es schon drei lange Jahre durch alle Welt gewandert war und auch oftmals glaubte, sie vor sich auf dem Wege zu sehen, und ihr dann rief und hinter ihr herlief, bis die scharfen Rieselfsteine seine Füße bluten machten. Sie einzuholen vermochte es indessen nicht, und jene, die an der Landstraße wohnten, verneinten es stets, sie oder irgend jemand, der ihr gleich, gesehen zu haben, und sie trieben Scherz mit seinem Kummer.

Drei Jahre lang wanderte so das Sternentkind durch die weite Erde, und fand auf der Erde weder Liebe noch Güte noch Mitleid, denn überall war eine Welt, wie jene, die es sich selber einst geschaffen hatte in den Tagen seines hochmütigen Stolzes.

Und eines Abends kam er an das Thor einer starkbefestigten Stadt, die an einem Flusse lag. Und ob seine Füße auch müde waren und wund, wollte er dort hineingehen. Aber die Thorwächter kreuzten ihre Hellebarden vor dem Eingang und ließen ihn rauh an: „Was hast du in der Stadt zu suchen?“

„Ich suche meine Mutter,“ erwiderte er, „und ich bitte euch, laßt mich hinein, denn es mag sein, daß sie hier in der Stadt ist.“

Sie aber verhöhnten ihn und einer von ihnen schüttelte den schwarzen Bart, stieß den Schild auf die

Erde und rief: „Meiner Treu, deine Mutter wird sich nicht freuen, wenn sie dich sieht, denn du bist widerwärtiger als die Kröte im Sumpf oder die Ratter, die im Moor kriecht. Scher dich weg, deine Mutter wohnt nicht hier in dieser Stadt. Marsch, verschwinde!“

Und ein anderer, der ein gelbes Banner in der Hand hielt, fragte ihn: „Wer ist deine Mutter und warum suchst du sie?“

Und er antwortete: „Meine Mutter ist eine Bettlerin wie ich ein Bettler bin. Und ich habe schlecht an ihr gehandelt, und darum bitte ich euch, laßt mich eintreten, damit mir ihre Verzeihung werde, wofern sie in dieser Stadt weilen sollte. Aber sie verwehrten es ihm und stachen nach ihm mit ihren Speeren.

Und da er sich weinend von ihnen abwandte, kam einer, dessen Rüstung mit goldenen Blumen ausgelegt war und auf dessen Helm ein geflügelter Löwe ragte, und dieser fragte die Wachen, wer da Einlaß begehrt habe, und sie antworteten ihm: „Ein Bettler war es, einer Bettlerin Kind, und wir haben es fortgejagt.“

„Ei, nicht doch!“ rief der Ritter lachend aus, „dies Scheusal wollen wir als Sklaven verkaufen, und der Erlös soll uns einen Humpen süßen Weines eintragen!“

Zu gleicher Zeit schritt ein alter Mann mit bösem Gesicht vorbei und redete sie an und sprach: „Für diesen Preis will ich ihn kaufen!“ Und als er den Preis gezahlt hatte, nahm er das Sternenkind bei der Hand und führte es in die Stadt hinein.

Und nachdem sie durch viele Straßen gegangen waren, kamen sie an kleine Tür, die in eine Mauer gebrochen war, die ein Granatbaum beschattete. Und der

alte Mann berührte die Thür mit einem Ringe aus geschnittenem Jaspis und sie ging auf; und sie schritten fünf erzene Stufen hinab in einen Garten, darin schwarzer Mohn wuchs, wo grüne Krüge aus gebranntem Ton standen. Und der alte Mann zog ein Tuch von gemusterter Seide aus seinem Turban hervor und verband damit dem Sternenkind die Augen und trieb es vor sich her. Und als das Tuch von seinen Augen gelöst wurde, fand sich das Sternenkind in einem Kerker, der nur von einer Hornlaterne erhellt war.

Und der alte Mann setzte ihm auf einem Holzteller schimmeliges Brot vor und sprach: „Da iß!“ und gab ihm salziges Wasser in einem Becher und sprach: „Da trink!“ Und als es gegessen und getrunken hatte, ging der alte Mann hinaus, schloß die Thür hinter sich ab und sicherte sie mit einer eisernen Kette.

Und am nächsten Tage kam der alte Mann, der der schlaueste Zauberer Enbiens war und seine Kunst von einem erlernt hatte, der in den Gräbern des Nils hauste, wieder zu ihm herein, blickte ihn finster an und sprach: „In einem Walde, unfern der Tore dieser Giaurenstadt, liegen drei Klumpen Goldes versteckt; der eine ist weißes Gold, der zweite ist gelbes Gold und das Gold des dritten ist rot. Heute sollst du mir den Klumpen weißen Goldes bringen, und bringst du ihn nicht, so erhältst du hundert Geißelhiebe. Fort mit dir! Bei Sonnenuntergang werde ich dich an der Gartentür erwarten. Paß auf, daß du mir das weiße Gold bringst, oder es soll dir übel ergehen, denn du bist mein Sklave, und ich habe dich für einen Humpen süßen Weines gekauft.“ Und er verband dem Sternenkind die Augen

mit dem Tuche aus gemusterter Seide und führte es durch das Haus und den Garten voll schwarzen Mohnes und die fünf erzenen Stufen hinan. Und nachdem er die kleine Tür mit seinem Ringe geöffnet hatte, stieß er das Kind auf die Straße hinaus. Und das Sternentkind ging aus der Stadt hinaus und kam an den Wald, von dem der Zauberer gesprochen hatte.

Und der Wald war von außen schön anzuschauen und schien voll singender Vögel und süßduftender Blumen zu sein. Und das Sternentkind betrat ihn voll Freude; doch half ihm die Schönheit gar wenig, denn wohin auch sein Fuß trat, überall sproßten scharfe Dörner und Stacheln vom Boden auf und umklammerten es, und hinterlistige Nesselstacheln stachen es, und die Disteln verletzten es mit ihren Dolchen, so daß es in böser Not war. Auch vermochte es nirgends den Klumpen weißen Goldes zu finden, von dem ihm der Zauberer gesprochen hatte, obschon es danach vom Morgen bis zur Mittagsstunde und von Mittag bis zum Sonnenuntergange suchte. Und mit Sonnenuntergang wandte es das Gesicht heimwärts und schluchzte bitterlich, denn es wußte, was nun seiner harrte.

Doch als er den Rand des Waldes erreicht hatte, vernahm er aus dem Dickicht einen Schrei, wie von einem, der in Not ist. Da vergaß er seines eigenen Kammers und lief zur Stelle hin und sah ein Häschen, das gefangen saß in einer Falle, die ihm ein Jäger gestellt hatte.

Und er fühlte Mitleid mit ihm und machte ihn frei und sagte zu ihm: „Ich bin selber nur ein Sklave; gut, daß ich wenigstens dir die Freiheit schenken kann.“

Und das Häschen antwortete ihm und sprach: „Wahrlich, du hast mir die Freiheit geschenkt! Doch was kann ich dir dafür geben?“

Da sprach das Sterntkind zu ihm: „Ich suche einen Klumpen weißen Goldes, doch kann ich ihn nirgend finden. Und bringe ich ihn meinem Meister nicht heim, so wird er mich schlagen.“

„Komm mit mir,“ sagte das Häschen, „und ich will dich zu der Stelle hinführen; denn ich weiß, wo er versteckt liegt und zu welchem Zwecke.“

Und so ging das Sterntkind mit dem Häschen und siehe, in der Spalte einer großen Eiche ward es des Klumpens weißen Goldes gewahr, den es suchte. Und es war der Freude voll und nahm es und sagte zu dem Häschen: „Den Dienst, den ich dir getan habe, hast du mir vielmals vergolten, und was ich dir an Güte erwies, hast du mir hundertfach zurückgezahlt.“

„Nicht doch,“ entgegnete das Häschen, „nur wie du an mir tatest, habe auch ich an dir getan.“ Und schnellfüßig sprang das Tierchen von dannen, und das Sterntkind schritt der Stadt zu.

Und am Tore der Stadt saß ein Ausfäziger. Ein Lappen grauen Linnens war über sein Gesicht gebreitet, und durch die Augenlöcher glühten seine Augen wie rote Kohlen. Als der das Sterntkind kommen sah, schlug er auf ein hölzernes Becken und rasselte mit seiner Klingel und rief ihm zu und sprach: „Gib mir ein Stück Geldes oder ich muß Hungers sterben. Denn sie haben mich aus der Stadt gestoßen, und es ist keiner der Erbarmen mit mir hätte.“

„Ach,“ klagte das Sternenkind, „ich hab in meinem Ranzen an Geld nichts als einen Klumpen Goldes, und wenn ich den nicht meinem Meister bringe, so schlägt er mich, denn ich bin sein Sklave.“

Der Ausfällige aber flehte und bat, bis das Sternenkind vor Mitleid weich wurde und ihm den Klumpen weißen Goldes schenkte.

Und da es zu des Zauberers Hause kam, öffnete ihm der Zauberer und führte es hinein und sprach zu ihm: „Hast du den Klumpen weißen Goldes?“ Das Sternenkind erwiderte: „Ich habe ihn nicht.“ Da fiel der Zauberer über den Knaben her und schlug ihn und setzte ein leeres hölzernes Tellerchen vor ihn hin und sagte: „Da iß!“ und stellte ihm einen leeren Becher hin und sagte: „Da trink!“ und warf es wieder in den Kerker.

Am nächsten Morgen aber kam der Zauberer von neuem zu ihm und sprach: „Wenn du mir heute nicht den Klumpen gelben Goldes bringst, so will ich wahrhaftig an dir tun, wie an einem Sklaven und dir dreihundert Rutenstreiche aufzählen.“

Und das Sternenkind ging in den Wald und suchte den langen Tag hindurch den Klumpen gelben Goldes. Doch es konnte ihn nirgends finden. Und als die Sonne sank, warf es sich auf den Boden nieder und hub zu schluchzen an. Und als es schluchzte, da kam das Häschen zu ihm, das es aus der Falle befreit hatte.

Und das Häschen fragte: „Warum weinst du, und was suchst du hier im Walde?“

Und das Sternenkind erwiderte: „Ich suche den Klumpen gelben Goldes, der hier versteckt liegen soll.“

Und wenn ich ihn nicht finde, will mich mein Meister schlagen und an mir tun, wie an seinem Sklaven.“

„Folge mir!“ rief das Häschen und lief durch den Wald, bis es zu einem Tümpel Wasser kam. Und auf dem Grunde dieses Wassers lag der Klumpen gelben Goldes.

„Wie soll ich dir nur danken?“ sprach das Sternenskind. „Siehe, schon zum zweiten Male hast du mir geholfen.“

„Ja, aber du warst es, der zuerst mit mir Erbarmen hatte“, sprach das Häschen und schnellfüßig sprang es von dannen.

Und das Sternenskind nahm den Klumpen gelben Goldes und steckte ihn in sein Ränzelt und rannte der Stadt zu. Doch der Ausfällige sah es nahen und lief ihm entgegen und sank in die Knie und schrie: „Gib mir etwas Geld oder ich muß Hungers sterben!“

Das Sternenskind sprach zu ihm: „Ich trage in meinem Ränzelt nichts als einen Klumpen gelben Goldes. Und bringe ich den nicht meinem Meister, so wird er mich schlagen und an mir tun, wie an seinem Sklaven.“

Doch der Ausfällige bat so sehr, daß das Sternenskind Mitleid mit ihm hatte und ihm den Klumpen gelben Goldes gab.

Und als es zum Hause des Zauberers kam, öffnete ihm der Zauberer und ließ ihn ein und sprach: „Hast du den Klumpen gelben Goldes?“ Und das Sternenskind sagte: „Ich habe ihn nicht.“ Da fiel der Zauberer über den Knaben her und schlug ihn und legte ihn in schwere Ketten und warf ihn wieder in den Kerker.

Und am nächsten Morgen kam der Zauberer von neuem zu ihm und sagte: „Wenn du mir heute den Klumpen roten Goldes bringst, will ich dir die Freiheit geben. Doch bringst du ihn mir nicht, dann will ich dich totschlagen.“

So ging das Sternenkind abermals in den Wald hinaus und suchte den ganzen Tag hindurch nach dem Klumpen roten Goldes, doch es konnte ihn nirgends finden. Und als der Abend fiel, setzte es sich hin und weinte. Und wie es so weinte, kam das Häschen wieder zu ihm.

Und das Häschen sprach zu ihm: „Der Klumpen roten Goldes, den du suchst, liegt in der Höhle hinter dir. Deshalb weine nicht mehr, sondern freue dich!“

„Wie soll ich dir's lohnen!“ rief das Sternenkind; „denn siehe, schon zum dritten Male hast du mir geholfen!“

„Ja, aber du warst es, der zuerst Mitleid mit mir fühlte“, erwiderte das Häschen und sprang schnellfüßig von dannen.

Und das Sternenkind trat in die Höhle und in ihrem entlegensten Winkel fand es den Klumpen roten Goldes und legte ihn in sein Ränzchen und eilte der Stadt zu. Der Aussätzige sah es kommen und stellte sich in die Mitte des Weges und schrie und sprach zu ihm: „Gib mir den Klumpen roten Goldes — oder ich muß sterben.“ Und das Sternenkind hatte auch heute Mitleid mit ihm und gab ihm den Klumpen roten Goldes und sprach: „Deine Not ist größer als die meine.“ Doch sein Herz war schwer, denn es wußte, welches bittere Schicksal ihn erwartete.

Doch siehe! Als es durch das Thor der Stadt schritt, neigten sich die Wächter tief vor ihm und huldigten ihm und sprachen: „Wie herrlich anzusehen ist unser Herr!“ Und eine Menge Bürger folgten ihm und riefen laut: „Wahrlich, niemand in der ganzen Welt gleicht ihm an Schönheit“, so daß das Sternenkind weinte und zu sich selber sprach: „Sie verhöhnen mich und spotten meines Elends.“ Und so groß war der Zulauf des Volkes, daß es den Weg verlor und sich plötzlich auf einem großen Plage fand, auf dem sich der Palast eines Königs erhob.

Und das Thor des Palastes öffnete sich, und die Priester und hohen Würdenträger der Stadt eilten ihm entgegen, und sie beugten sich alle tief vor ihm und sprachen: „Du bist unser Herr, auf den wir gewartet haben, und unseres Königs Sohn!“

Da antwortete ihnen das Sternenkind und sprach: „Ich bin keines Königs Sohn, sondern das Kind eines armen Bettelweibes; und wie mögt ihr sagen, ich sei schön, da ich doch weiß, daß ich gar häßlich anzusehen bin!“

Da hielt jener, dessen Rüstung mit goldenen Blumen verzieret war und auf dessen Helm ein geflügelter Löwe ragte, seinen Schild vor ihn hin und rief: „Warum sagt doch mein Herr, daß er nicht schön sei?“

Und das Sternenkind blickte in den Schild hinein und erkannte, daß sein Antlitz wieder war wie ehemals und all seine Schönheit ihm zurückgekehrt war. In seinen Augen aber bemerkte es etwas, was es selbst zuvor noch nie darin gesehen hatte.

Und die Priester und die hohen Würdenträger knieten nieder und sprachen zu ihm: „Es war seit altersher prophezeit, daß er am heutigen Tage kommen würde, der über uns herrschen soll. So nehme denn unser Herr diese Krone und dieses Zepter an, und in seiner Gerechtigkeit und Gnade sei er König über uns!“

„Er aber sprach zu ihnen: „Ich bin nicht würdig, denn ich habe die Mutter verleugnet, die mich geboren hat, und kann nicht bleiben, ehe ich die Mutter gefunden habe und ehe mir von ihr Verzeihung ward. Drum laßt mich gehen, denn ich muß von neuem wandern, über die ganze Welt hin, und darf hier nicht verweilen, und bötet ihr mir auch Krone und Zepter.“ Und da es so sprach, wandte es das Antlitz weg von ihnen, der Straße zu, die zu dem Stadttor führt, und siehe, in der Mitte der Menge, die sich um die Soldaten drängte, sah es das Bettelweib, das sich seine Mutter nannte; und an ihrer Seite stand der Ausfällige, der am Wege gegessen hatte.

Und ein Freudenschrei kam von seinen Lippen, und der Knabe stürzte auf sie zu und kniete nieder und küßte die wundgelaufenen Füße seiner Mutter und nekte sie mit seinen Tränen und neigte das Haupt in den Staub und schluchzte, und wie einer, dessen Herz fast brechen will, sprach er zu ihr: „O Mutter, ich habe dich in der Stunde meines Stolzes verleugnet. Nimm du mich hin in der Stunde meine Erniedrigung! Mutter, ich gab dir Haß, gib du mir Liebe! Mutter, ich verschmähte dich, nimm jezt dein Kind zu dir!“ Doch das Bettelweib antwortete kein einziges Wort.

Und das Sternentkind streckte die Hände aus und umklammerte die abgestorbenen Füße des Ausfägigen und sprach zu diesem: „Ich hatte dreimal Erbarmen mit dir: bitte du meine Mutter, damit sie nur ein Wort zu mir spreche.“ Doch der Ausfägige antwortete ihm kein einziges Wort.

Und wieder fing der Knabe an zu schluchzen und sprach: „Mutter, mein Leid ist schwerer, als ich zu tragen vermag. Schenk' mir deine Verzeihung und laß mich heimkehren in meinen Wald.“ Da legte das Bettelweib die Hände auf sein Haupt und sprach zu ihm: „Stehe auf!“ Und der Ausfägige legte die Hände auf sein Haupt und auch er sprach zu ihm: „Stehe auf!“

Da stand er auf und sah die beiden an. Und siehe! sie waren ein König und eine Königin. Und die Königin sprach zu ihm: „Dies ist dein Vater, dem du halfest.“ Und der König sagte: „Dies ist deine Mutter, deren Füße du mit deinen Tränen wuschest.“

Und sie fielen ihm um den Hals und küßten den Knaben und führten ihn in den Palast und kleideten ihn in schöne Gewänder und setzten ihm die Krone auf das Haupt und gaben ihm das Zepter in die Hand und er herrschte über die Stadt am Fluß, und er war ihr Herr. Viel Gerechtigkeit und Mitleid erzeugte das Sternentkind allen und verbannte nur den bösen Zauberer. Und dem Holzhauer und seinem Weibe sandte der junge König gar viele reiche Gaben und verlieh auch ihren Kindern hohe Ehren. Und er duldete nicht, daß irgendeiner grausam gegen die Vögel oder sonst irgendwelche Tiere sei, sondern lehrte Liebe und

Güte und Barmherzigkeit, und gab den Armen Brot und den Nackten Kleidung, und Freude und Wohlstand waren im Lande immerdar.

Doch er herrschte nicht lange, denn sein Leid war groß und das Feuer seiner Prüfung stark gewesen, so daß er nach drei Jahren starb. Und jener, der nach ihm kam, herrschte übel.

D r i t t e r T e i l

Ernst und Scherz, Liebe und Leidenschaft

1. Der glückliche Fürst

Hoch über der Stadt stand auf einer großen Säule die Statue des Glücklichen Fürsten. Sie war überzogen mit Blättchen von feinem Golde, zwei glänzende Saphire hatte sie statt der Augen und ein großer, roter Rubin glühte am Griffe des Schwertes.

Die Statue wurde wirklich aufs äußerste bewundert. „Sie ist so schön wie ein Wetterhahn“, bemerkte ein Stadtrat, der als Mann von künstlerischem Geschmack gelten wollte; „wenn auch nicht ganz so nützlich“, fügte er hinzu, aus Furcht, man könnte ihn für unpraktisch halten, was er jedoch durchaus nicht war.

„Warum nimmst du dir kein Beispiel an dem glücklichen Fürsten?“ fragte eine gefühlvolle Mutter ihren kleinen Knaben, der den Mond haben wollte und bitterlich weinte. „Der glückliche Fürst denkt nicht im Traume daran, um etwas zu weinen.“

„Ich bin froh, daß es wenigstens einen in der Welt gibt, der ganz glücklich ist“, murmelte ein Enttäuschter, indem er die wundervolle Bildsäule bestaunte.

„Er sieht aus wie ein Engel, genau so“, sagten die Waisenkinder, die in ihren Purpurmänteln und den sauberen weißen Schürzen aus der Kathedrale kamen.

„Woher wißt ihr das?“ fragte der Mathematiklehrer, „habt ihr denn schon einmal einen Engel gesehen?“

„O doch, in unseren Träumen“, antworteten die Kinder; und der Mathematiklehrer runzelte die Brauen und blickte gar strenge drein, denn er war nicht einverstanden damit, daß Kinder träumten. —

Da flog eines Nachts ein kleines Schwälbchen über die Stadt. Seine Freunde waren schon sechs Wochen vorher nach Aegypten gezogen, aber es war noch zurückgeblieben, denn es liebte eine ganz wunderschöne Schilfblume. Zeitig im Frühjahr hatte es sie zum erstenmal erblickt, als es gerade, hinter einer dicken gelben Motte her, den Fluß hinabflog, und ihre schlanke Taille hatte ihr so gefallen, daß es sich niedersezte, um mit ihr zu plaudern.

„Soll ich dich lieben?“ fragte das Schwälbchen, das gern geradewegs auf sein Ziel losging; und das Schilfblümchen machte ihr eine tiefe Verbeugung. So flog der Schwälberich dann rund um es herum und berührte das Wasser mit seinen Flügeln und peitschte es zu silbernen Kreisen. So machte er ihr den Hof und das dauerte den ganzen Sommer über.

„Es ist ein lächerliches Verhältniß!“ zwitscherten die anderen Schwalben, „das Fräulein hat kein Geld und viel zu viel Verwandtschaft.“ — Und in der That war der ganze Fluß mit Schilf bestanden. Und als dann der Herbst kam, flogen alle Schwalben davon.

Als sie fortgeflogen waren, fühlte sich das Schwälbchen sehr einsam und begann seiner Liebsten überdrüssig zu werden. „Es plaudert sich schlecht mit ihr,“ dachte es, „und ich fürchte sehr, daß sie kokett ist, denn sie flirtet immer mit dem Wind.“ Und es war in der That so, daß die Schilfblume, sooft der Wind blies, ihr

mit Anmut Verbeugungen machte. „Ich gebe ja zu, daß sie häuslich ist,“ fuhr das Schwälbchen in seinen Gedanken fort, „aber ich liebe das Reisen, und meine Frau muß also das Reisen ebenfalls gern haben.“ —

„Willst du mit mir kommen?“ fragte sie der Schwälberich endlich. Aber das Rohrbäumchen schüttelte den Kopf, denn es war ja an ihrem Heim festgewachsen.

„Du hast deinen Scherz mit mir getrieben,“ rief der Schwälberich, „ich reise zu den Pyramiden. Leb wohl!“ Und er flog fort.

Den ganzen Tag lang flog er, und am Abend erreichte er die Stadt. „Wo soll ich absteigen?“ fragte er sich. „Ich hoffe, die Stadt hat einige Empfangsvorbereitungen getroffen!“

Da gewahrte das Schwälbchen die Statue auf der gewaltigen Säule.

„Hier will ich absteigen!“ rief es aus. „Das ist ein schönes Plätzchen, und frische Luft gibt es hier genügend.“ Und es ließ sich gerade zwischen den Füßen des glücklichen Fürsten nieder.

„Ich habe ja ein goldenes Schlafzimmer“, sagte es leise zu sich selbst, indem es sich umfah und sich zum Schlafen anschickte. Aber gerade wie es seinen Kopf unter die Flügel stecken wollte, fiel ein schwerer Wassertropfen auf ihn nieder. „Wie merkwürdig,“ rief das Schwälbchen; „am Himmel steht keine einzige Wolke, die Sterne sind hell und klar, und doch regnet es! Das Klima im nördlichen Europa ist doch wirklich abscheulich. Das Rohrbäumchen liebte ja den Regen, aber das war nichts als Egoismus.“

Ein zweiter Tropfen fiel.

„Wozu ist denn eine Bildsäule eigentlich nütze, wenn sie nicht einmal den Regen abhalten kann?“ fragte es sich. „Ich schaue mich lieber nach einem soliden Schornstein um!“ Und es wollte schon davonsfliegen.

Aber bevor es noch seine Flügel entfaltet hatte, fiel ein dritter Tropfen und da blickte es in die Höhe und sah — ach, was sah es?

Die Augen des glücklichen Fürsten waren voll Tränen und die Tränen rollten an den goldenen Wangen hernieder. Und sein Gesicht war so wunderschön im Mondlicht, daß der Schwälberich von tiefem Mitleid erfüllt war.

„Wer bist du?“ fragte er.

„Ich bin der glückliche Fürst.“

„Warum weinst du dann?“ fragte der Vogel weiter. „Du hast mich ganz durchnäßt.“

„Als ich lebte und noch ein Menschenherz hatte,“ antwortete die Statue, „da wußte ich nicht, was Tränen sind, denn ich lebte im Schlosse Sorgenfrei, wo die Sorge nicht eintreten darf. Tagsüber spielte ich mit meinen Kameraden im Garten und abends führte ich in der großen Halle den Tanz an. Rings um den Garten lief eine sehr hohe Mauer, aber ich kümmerte mich niemals um das, was hinter dieser Mauer lag, denn alles um mich her war so wunderschön. Meine Hofleute nannten mich daher den glücklichen Fürsten und ich war in der That glücklich, wenn Vergnügen dasselbe ist wie Glück. So lebte ich und so starb ich. Und nun, da ich gestorben bin, haben sie mich hier so hoch aufgestellt, daß ich alle Häßlichkeit und alles Elend meiner Stadt sehen kann, und obgleich

mein Herz aus Blei ist, kann ich nichts anderes tun als weinen.“

„Wie, es ist nicht durch und durch Gold?“ sprach das Schwälbchen zu sich selbst, denn es war doch zu höflich, um solch eine persönliche Bemerkung laut zu machen.

„Weit von hier,“ fuhr die Bildsäule mit einer leisen, aber klangvollen Stimme fort, „weit, weit von hier steht ein armseliges Häuschen in einer kleinen Gasse. Eines der Fenster steht offen und ich sehe eine Frau an einem Tische sitzen: ihr Gesicht ist schmal und verhärtet und sie hat rauhe, rote Hände, ganz zerstoichen von der Nadel; denn es ist eine Näherin. Sie sticht Passionsblumen in ein Seidengewand für die lieblichste aller Ehrendamen der Königin, und das Fräulein will es auf dem nächsten Hofball tragen. In einem Bett in einer Ecke des Zimmers liegt der Näherin kleiner kranker Sohn. Ihn schüttelt das Fieber und er möchte Apfelsinen haben. Seine Mutter aber kann ihm nichts geben als Wasser aus dem Fluß, und daher weint er. Schwälbchen, Schwälbchen, kleines Schwälbchen, willst du ihr nicht den Rubin aus meinem Schwertgriff bringen? Meine Füße sind am Sockel festgenietet und ich kann mich nicht bewegen.“

„Man erwartet mich in Ägypten“, sagte der Vogel. „Meine Freunde fliegen den Nil auf und ab und flüstern mit den großen Lotosblumen. Bald werden sie schlafen gehen im Grabe des großen Königs. Der liegt im bemalten Sarge in gelbes Linnen gehüllt und mit Gewürzen einbalsamiert. Um seinen Hals schmiegt sich eine Kette aus blassem, grünem Edelstein und seine Hände gleichen vertrockneten Blättern.“

„Schwälbchen, Schwälbchen, kleines Schwälbchen,“ fragte der Fürst, „willst du nicht noch diese eine Nacht bei mir bleiben und mein Bote sein? Der Junge hat so großen Durst und seine Mutter ist gar so traurig.“

„Weißt du, ich mache mir nicht viel aus Jungen“, antwortete das Schwälbchen. „Als ich im letzten Sommer am Flusse wohnte, waren dort zwei rohe Buben, die Söhne des Müllers, und sie warfen immer Steine nach mir. Natürlich trafen sie mich nicht, denn wir Schwalben fliegen viel zu schnell und überdies stamme ich aus einer Familie, die wegen ihrer Schnelligkeit berühmt ist. Trotzdem war es ein Zeichen mangelnder Achtung.“

Aber der glückliche Fürst blickte so traurig drein, daß der kleine Schwalbenmann betrübt wurde. „Es ist zwar sehr kalt hier,“ sagte er, „aber ich will dennoch eine Nacht bei dir bleiben und dein Bote sein.“

„Ich danke dir, kleine Schwalbe“, sagte der Fürst.

Und so pickte der Schwälberich den großen Rubin aus dem Schwertgriffe des Prinzen, faßte ihn mit dem Schnabel und flog damit über die Dächer der Stadt.

Er flog am Turm der Kathedrale vorbei, wo die weißen Marmorengel stehen, er flog am Palast vorbei und hörte darin Tanz und Musik. Ein schönes Mädchen kam mit ihrem Geliebten auf den Balkon. „Wie wundervoll die Sterne sind,“ sagte er zu ihr, „und wie wundervoll die Macht der Liebe ist!“

„Ich hoffe, mein Kleid wird für den Hofball pünktlich fertig werden“, antwortete sie. „Ich habe mir Passionsblumen daraufflicken lassen, aber die Schneiderinnen sind so faul.“

Er flog über den Fluß dahin und sah die Laternen an den Masten der Schiffe. Er flog über das Ghetto dahin und sah die alten Juden miteinander feilschen und ihr Geld in kupfernen Schalen wiegen. Endlich kam er zu dem armseligen Häuschen und schaute hinein. Der Knabe lag hustend und fiebernd in seinem Bette und die Mutter war vor Müdigkeit eingeschlafen. Der Schwälberich hüpfte ins Zimmer hinein und legte den großen Rubin auf den Tisch, grade neben den Fingerhut der Frau. Dann kreifte er um das Bett und fächelte mit seinen Schwingen die Stirne des Knaben. „Ach, wie kühl es wird,“ sagte das Kind, „jetzt wird mir gewiß wieder besser werden.“ Und er sank in einen erquickenden Schlaf.

Dann flog der Vogel zurück zum glücklichen Fürsten und erzählte ihm, was es getan hatte. „Es ist merkwürdig,“ setzte er hinzu, „aber mir ist mit einem Male ganz warm geworden, obgleich es doch so kalt ist.“

„Das kommt daher, weil du eine gute Tat vollbracht hast“, sagte der Fürst; und der kleine Vogel begann nachzudenken und dann schlief er ein. Denken machte ihn immer schläfrig.

Als der Tag anbrach, flog das Schwälbchen zum Flusse und nahm ein Bad. „Welch eine seltsame Erscheinung,“ sagte der Professor der Ornithologie, der gerade über die Brücke ging, „eine Schwalbe im Winter!“ Und er schrieb darüber einen langen Artikel im Ortsblättchen. Jedermann sprach davon, aber der Aufsatz war so voll Gelehrsamkeit, daß ihn niemand so recht verstehen konnte.

„Heute nacht reise ich nach Ägypten“, sagte der Vogel und war äußerst vergnügt bei dieser Aussicht. Er besuchte in der Stadt alle öffentlichen Denkmäler und saß lange Zeit auf der Kirchturmspitze. Wohin er kam, zwitscherten die Sperlinge und sagten zueinander: „Welch ein vornehmer Fremdling!“ Und das freute den Schwälberich über alle Maßen.

Als der Mond aufging, flog er zurück zum glücklichen Fürsten. „Hast du Aufträge für Ägypten?“ rief er. „Ich reise jetzt dahin!“

„Schwälbchen, Schwälbchen, kleines Schwälbchen“, sagte der Fürst, „willst du nicht noch eine Nacht bei mir bleiben?“

„Man erwartet mich in Ägypten“, antwortete der Vogel. „Morgen fliegen meine Freunde bis zum zweiten Katarakt: dort liegt das Nilpferd im hohen Schilf und auf einem großen granitenen Thron sitzt Gott Memnon. Jede Nacht blickt er unaufhörlich die Sterne an, und wenn der Morgenstern aufblitzt, so stößt er einen langen Freudenschrei aus und dann ist er wieder stumm. Und zu Mittag kommen die gelben Löwen ans Ufer zur Tränke. Sie haben Augen wie grüne Berylle und ihr Brüllen ist lauter als das Brüllen des Wasserfalles.“

„Schwälbchen, Schwälbchen, kleines Schwälbchen“, sagte der Fürst. „Weit, weit am andern Ende der Stadt sehe ich einen jungen Mann sitzen in einer Dachstube. Er sitzt an seinem Schreibtisch, der mit Papieren über und über bedeckt ist und neben ihm in einem Glase steht ein Sträußchen verweilter Weilchen. Sein Haar ist braun und lockig, und seine Lippen sind rot

wie eine Granatblüte, und er hat große, träumerische Augen. Er versucht ein Schauspiel für das Theater zu beendigen, aber er kann die Finger nicht rühren vor Kälte. Im Ofen brennt kein Feuer mehr, und der Hunger hat ihn schwach gemacht.“

„Ich will abermals eine Nacht bei dir bleiben“, sagte der Schwälberich, der im Grunde ein gutes Herz hatte; „soll ich ihm auch einen Rubin bringen?“

„Ach, ich habe keinen Rubin mehr,“ sagte der Fürst, meine Augen sind alles, was mir noch geblieben ist. Sie bestehen aus seltenen Saphiren, die man vor vielen tausend Jahren aus Indien herbeibrachte. Pickt eines meiner Augen heraus und bring es ihm. Er wird es zu einem Juwelier tragen und sich Nahrung und Feuerung dafür kaufen und sein Stück zu Ende schreiben können.“

„Teurer Fürst,“ sagte der Vogel, „das kann ich nicht tun!“ Und er begann zu weinen.

„Schwälbchen, Schwälbchen, kleines Schwälbchen,“ „tue, was ich dir befahl.“

So pickte denn der Schwälberich dem Fürsten ein Auge aus und flog damit zur Dachkammer des Studenten. Es war leicht hineinzukommen, denn im Dache war ein Loch. Durch dieses Loch schlüpfte der Vogel in das kleine Zimmer. Der junge Mann hatte seinen Kopf in den Händen vergraben und hörte darum nicht gleich das Flattern der Flügel, doch als er aufsaß, fand er den schönen Saphir auf den verwelkten Beilchen liegen.

„Man beginnt mich zu würdigen“, rief er aus. „Dieser Stein kommt gewiß von irgendeinem meiner

Bewunderer: und nun kann ich mein Stück vollenden!“ Und er schaute ganz glücklich darein.

Am nächsten Tage flog das Schwälbchen zum Hafen hinunter, setzte sich auf den Mast eines der größten Schiffe und sah zu, wie die Matrosen an Seilen große Risten aus dem Schiffsrumpfe aufs Deck hinaufwanden. „Hallo!“ schrien sie, so oft ein Ballen emportkam. „Ich reise nach Ägypten“, rief das Schwälbchen, aber niemand kümmerte sich darum, und als der Mond aufging, flog der Vogel zurück zu dem glücklichen Fürsten.

„Ich komme, um dir Lebewohl zu sagen“, rief er ihm zu.

„Schwälbchen, Schwälbchen, kleines Schwälbchen, willst du nicht noch eine Nacht bei mir bleiben?“

„Es ist Winter,“ antwortete das Schwälbchen, „und der kalte Schnee wird bald da sein. In Ägypten scheint die Sonne warm, und die Palmen sind so grün, und die Krokodile liegen im Schlamm und blinzeln träge vor sich hin. Meine Gefährten bauen ihr Nest im Tempel von Baalbeck, und rot und weiß gesprenkelte Tauben schauen ihnen zu und girren. Lieber Fürst, ich muß dich verlassen, aber ich werde dich nie vergessen, und im nächsten Frühjahr bringe ich dir zwei schöne Edelsteine mit an Stelle derer, die du weggegeben hast. Der Rubin soll roter sein als eine rote Rose und der Saphir blau wie die weite See.“

„Da unten auf dem Plage,“ sagte der glückliche Fürst, „steht ein kleines Bündholzmädel, die hat ihre Bündhölzchen in die Gasse fallen lassen, und nun sind sie alle verdorben. Ihr Vater wird sie schlagen, wenn sie kein Geld nach Hause bringt, und darum weint sie. Sie

geht barfuß und ihr kleiner Kopf ist unbedeckt. Bitte mir nur das andere Auge aus und bringe es ihr, und ihr Vater wird sie nicht züchtigen."

"Ich will noch eine Nacht bei dir bleiben," sagte der Schwälberich, „aber ich kann dein anderes Auge nicht ausspicken: dann wärest du ja ganz blind."

„Schwälbchen, Schwälbchen, liebes Schwälbchen," sagte der Fürst, „tue, was ich dir befehl."

So pickte denn der kleine Vogel dem Prinzen das andere Auge aus und flog damit hinunter. Er schwirrte an dem Zündholzmädel vorüber und ließ das Jewel in ihre Hand fallen. „Welch ein entzückendes Stückchen Glas!" rief das kleine Mädchen und lief lachend nach Hause.

Dann kam das Schwälbchen zurück zum Fürsten. „Nun bist du blind," sagte es, „und ich werde immer bei dir bleiben."

„Nein, kleines Schwälbchen," sagte der Fürst, „du mußt jetzt fort nach Ägypten."

„Ich will immer bei dir bleiben", sagte das Schwälbchen und schloß zu den Füßen des Fürsten ein.

Den ganzen nächsten Tag saß es auf des Fürsten Schulter und erzählte ihm Geschichten von all den fremden Ländern, die es gesehen hatte. Es erzählte ihm von den roten Ibissen, die in langen Reihen an den Ufern des Nils stehen und Goldfische mit ihren Schnäbeln fangen: von der Sphinx, die so alt wie die Welt ist und in der Wüste lebt und alles weiß: von den Kaufleuten, die langsam neben den Kamelen einhertrotten und Rosenkränze aus Umbra in Händen tragen: vom König der Mondberge, der so schwarz wie Ebenholz

ist und einen großen Kristall anbetet: von der großen grünen Schlange, die auf einer Palme schlummert und zwanzig Priester hat, die sie mit Honigkuchen füttern: und von den Pygmäen, die auf breiten, flachen Blättern über einen großen See hinsegeln und immer mit den Schmetterlingen in Fehde liegen.

„Liebes, kleines Schwälbchen,“ sagte der Fürst, „du erzählst mir von wunderbaren Dingen, aber wunderbarer als alles ist das Leiden von Mann und Weib. Und das Mysterium des Glends ist das größte von allen. Fliege über meine Stadt, kleines Schwälbchen, und erzähle mir dann, was du darin gesehen hast.“

So flog denn der Vogel über die große Stadt und sah, wie die Reichen in den schönen Häusern praßten, indes die Bettler an den Toren kauerten. Er flog in dunkle Gäßchen hinein und sah die blassen Gesichter hungernder Kinder abgestumpft die schwarze Straße hinabschauen. Unter einem Brückenbogen lagen zwei kleine Bengel, einer in des andern Arm, und versuchten aneinander warm zu werden. „Wir haben solchen Hunger!“ sagten sie. „Ihr dürft hier nicht liegen!“ herrschte sie der Wächter an und sie wanderten hinaus in den Regen.

Da flog das Schwälbchen zurück und erzählte dem glücklichen Fürsten, was es gesehen hatte.

„Ich bin ganz bedeckt mit feinem Golde,“ sagte der Fürst, „und das mußt du ablösen, Blättchen für Blättchen, und es meinen Armen geben. Die Lebenden glauben immer, daß sie das Gold glücklich machen kann.“

Das Schwälbchen pickte Blättchen für Blättchen des feinen Goldes ab, bis der glückliche Fürst ganz düster

und grau ausseh. Und Blättchen für Blättchen des feinen Goldes brachte das Schwälbchen den Armen, und die Gesichter der Kinderchen wurden rosig und sie lachten und spielten vergnügt in den Straßen und riefen: „Nun haben wir Brot!“

Dann kam der Schnee und nach dem Schnee kam der Frost. Die Straßen sahen aus, als wären sie mit Silbersteinen gepflastert, und sie glänzten und glitzerten: lange Eiszapfen hingen gleich gläsernen Dolchen von den Dachtraufen an den Häusern herunter; die Leute gingen in dicke Pelze verhummt und die kleinen Jungen trugen scharlachrote Mützen und liefen Schlittschuh auf dem Eise. Dem armen kleinen Schwälbchen wurde kälter und kälter, aber es wollte den Fürsten nicht verlassen, denn es liebte ihn zu sehr. Es pickte Brotkrumen vor des Bäckers Tür auf, wenn der Bäcker grade nicht hinsah, und versuchte sich zu erwärmen, indem es mit seinen Flügeln schlug.

Aber endlich mußte der arme Vogel doch, daß er sterben müsse. Er hatte gerade noch soviel Kraft, um noch einmal auf die Schulter des Fürsten zu flattern. „Lebwohl, liebster Fürst!“ lispelte er ganz leise; „willst du mich deine Hand küssen lassen?“

„Ich bin froh, daß du endlich nach Ägypten gehst, kleines Schwälbchen!“ sagte der Fürst. „Du bist schon zu lange hier geblieben, guter Vogel. Aber du mußt mich auf den Mund küssen, denn ich liebe dich!“

„Ich gehe nicht nach Ägypten“, sagte das Schwälbchen. „Ich gehe zum Hause des Todes. Der Tod ist der Bruder des Schlafes, nicht wahr?“

Und das Schwälbchen küßte den glücklichen Fürsten auf den Mund und fiel tot zu seinen Füßen nieder.

In diesem Augenblicke gab es ein merkwürdiges Knacken in der Bildsäule, als ob etwas gebrochen sei. Und wirklich war das bleierne Herz in zwei Teile gesprungen. Der Frost war aber auch zu streng und hart gewesen!

Früh am nächsten Morgen spazierten unten auf dem Platz der Bürgermeister in Gesellschaft der Stadträte herum. Als sie an der Säule vorüberkamen, sah der Bürgermeister an dem Standbild hinauf.

„O du meine Güte,“ rief er, „wie schäbig doch der glückliche Fürst aussieht!“

„Schrecklich schäbig!“ stimmten die Stadträte ein, die immer mit dem Bürgermeister einer Meinung waren; und sie traten näher hinan, um besser zu sehen.

„Der Rubin ist aus dem Schwertgriff herausgefallen, und seine Augen sind fort und die Vergoldung ist weg“, sagte der Bürgermeister. „Er sieht wirklich aus wie ein Bettler.“

„Wie ein Bettler“, bestätigten die Stadträte.

„Und da liegt auch ein toter Vogel zu seinen Füßen“, fuhr der Bürgermeister fort. „Wir müssen wirklich eine Verordnung erlassen, daß die Vögel hier nicht sterben dürfen.“ Und der Stadtschreiber notierte sich diese Anregung.

Und so wurde das Standbild des glücklichen Fürsten von seiner Säule heruntergerissen. „Da er nicht mehr so schön ist, ist er auch zu nichts mehr nütze“, erklärte der Professor an der Universität.

Hierauf wurde die Statue in einem Brennofen zerschmolzen, und der Bürgermeister rief eine Ratsitzung ein, um zu entscheiden, was mit dem Metall zu geschehen habe. „Wir müssen natürlich ein anderes Denkmal haben,“ sagte er, „und das soll mein Bildnis sein.“

„Mein Bildnis!“ sagte jeder der Stadträte, und sie gerieten in Streit. Als ich zuletzt von ihnen hörte, zankten sie sich noch immer darum.

„Wie merkwürdig“, sagte der Werkführer in der Schmelzhütte. „Dieses gebrochene Bleiherz will durchaus nicht schmelzen. Wir müssen es wohl wegwerfen.“ So warfen sie es auf einen Müllhaufen, wo auch schon das tote Schwälbchen lag.

„Bring mir die beiden kostbarsten Dinge dieser Stadt“, sagte Gott zu einem seiner Engel: und der Engel brachte ihm das bleierne Herz und den toten Vogel.

„Du hast gut gewählt,“ sagte Gott, „denn im Garten des Paradieses soll nun dieser kleine Vogel in Ewigkeit singen, und in meiner goldenen Stadt soll mich der Glückliche Fürst lobpreisen!“

2. Die Nachtigall und die Rose

„Sie sagte mir, daß sie mit mir tanzen würde, wenn ich ihr rote Rosen brächte!“ rief der junge Student. „Aber in meinem ganzen Garten ist keine rote Rose.“

Die Nachtigall hörte ihn aus ihrem Neste in der hohen Eiche und guckte durch das Blättergewirr und wunderte sich.

„Keine einzige rote Rose in meinem ganzen Garten!“ rief er aus, und seine schönen Augen füllten sich mit Tränen. „Ach, von welchen Kleinigkeiten das Glück mitunter abhängt. Ich habe alles gelesen, was die weisen Männer geschrieben haben, alle Geheimnisse der Philosophie sind mein Eigentum, nur weil ich keine rote Rose habe, ist mein Leben unglücklich.“

„Da gibts endlich einmal einen treuen Liebhaber“, sagte die Nachtigall. „Jede Nacht hab’ ich von ihm gesungen, obgleich ich ihn nicht kannte. Jede Nacht habe ich seine Geschichte den Sternen erzählt und nun sehe ich ihn endlich einmal in Wirklichkeit. Sein Haar ist dunkel wie die Hyazinthe und sein Mund ist rot wie die Rose seiner Sehnsucht. Aber Leidenschaft gab seinem Gesicht die Farbe des Elfenbeins und der Kummer drückte ihm sein Siegel auf die Stirn.“

„Der Prinz gibt morgen abend einen Ball,“ murmelte der junge Student; „und meine Angebetene wird dort sein. Wenn ich ihr eine rote Rose bringe, will sie mit mir tanzen bis zum Morgen. Wenn ich ihr eine rote Rose bringe, werde ich sie an mich drücken und ihre Hand wird in meiner Hand liegen. Aber es gibt in meinem Garten keine rote Rose, und so werde ich einsam sitzen, und sie wird an mir vorübergehen. Sie wird mich nicht beachten, und mir wird das Herz brechen.“

„Das ist wirklich ein treuer Liebhaber“, sagte die Nachtigall. „Was ich besinge, erleidet er. Was für mich Freude ist, ist für ihn Schmerz. Wirklich etwas Wundervolles ist die Liebe: Liebe ist kostbarer als Smaragd und wertvoller als der feinste Opal: man

kann sie nicht kaufen um Perlen und Edelsteine und sie ist auf keinem Markt feil: sie ist nicht bei den Händlern käuflich, und auf der Goldwaage kann sie nicht gewogen werden.“

„Die Musiker werden auf der Galerie sitzen,“ sagte der junge Student, „und sie werden auf den Saiten ihrer Instrumente spielen, und sie, die ich liebe, wird tanzen zum Ton der Harfen und Geigen. Sie wird so leicht tanzen, daß ihre Füßchen den Boden kaum berühren, und die Hofleute in ihren bunten Staatskleidern werden sie umschwärmen. Aber mit mir wird sie nicht tanzen, denn ich habe keine rote Rose, die ich ihr geben könnte“, und er warf sich ins Gras und vergrub sein Gesicht in die Hände und weinte.

„Warum weint er denn?“ fragte eine kleine Eidechse, die mit dem Schwanz in der Luft an ihm vorüberrannte.

„Warum denn?“ fragte ein Schmetterling, der einen Sonnenstrahl umflatterte.

„Ja, warum?“ fragte ein Gänseblümchen.

„Er weint um eine rote Rose!“ sagte die Nachtigall.

„Um eine rote Rose?“ riefen alle; „wie lächerlich!“

Und die kleine Eidechse, die etwas zynisch war, lachte laut los.

Aber die Nachtigall verstand den Kummer des Studenten und saß schweigend in ihrer Eiche und sann über das Geheimnis der Liebe nach.

Plötzlich breitete sie ihre braunen Flügel aus und erhob sich in die Luft. Sie huschte wie ein Schatten durch den Hain und segelte wie ein Schatten durch den Garten.

In der Mitte des Rasenplatzes stand ein wunderschöner Rosenstock, und als sie den erblickte, flog sie darauf zu und ließ sich auf einen Zweig nieder.

„Gib mir eine rote Rose,“ sagte sie, „und ich will dir mein süßestes Lied singen.“

Aber der Strauch schüttelte den Kopf:

„Meine Rosen sind weiß,“ antwortete er, „so weiß wie der Schaum des Meeres und weißer als der Schnee auf den Bergen. Aber geh zu meinem Bruder, der sich drüben um die alte Sonnenuhr schlingt; vielleicht gibt dir der, was du wünschst.“

So flog denn die Nachtigall zum Rosenstrauch hinüber, der um die alte Sonnenuhr sich rankte.

„Gib mir eine rote Rose,“ sagte sie, „und ich will dir mein süßestes Lied singen.“

Aber der Strauch schüttelte den Kopf:

„Meine Rosen sind gelb,“ antwortete er, „so gelb wie das Haar des Meermädchens, das auf einem Bernsteinthron sitzt, und gelber als die Goldwurzel, die auf den Wiesen blüht, bevor der Schnitter mit seiner Sense kommt. Aber geh zu meinem Bruder, der unter dem Fenster des Studenten wächst; vielleicht gibt dir der, was du wünschst.“

So flog die Nachtigall zum Rosenstrauch, der unter dem Fenster des Studenten stand.

„Gib mir eine rote Rose,“ sagte sie, „und ich werde dir mein süßestes Lied singen.“

Aber der Strauch schüttelte den Kopf:

„Wohl sind meine Rosen rot,“ antwortete er, „so rot wie die Füße der Taube und röter als die Korallen im Meeresgrunde. Aber der Winter hat meine

Adern erstarrt, und der Frost hat meine Knospen zernagt, und der Sturm hat meine Zweige gebrochen: und so werde ich dieses Jahr keine Rosen mehr haben.“

„Eine einzige rote Rose ist alles, was ich haben will,“ sagte die Nachtigall, „eine einzige rote Rose. Gibt es denn keinen Weg, sie mir zu verschaffen?“

„Es gibt ein Mittel,“ antwortete der Rosenstrauch, „aber es ist so schrecklich, daß ich es dir kaum zu nennen wage.“

„Nenn es mir nur,“ sagte die Nachtigall, „ich fürchte mich nicht.“

„Wenn du eine rote Rose haben willst,“ sagte der Strauch, „so forme sie im Licht des Mondes aus deinem Liede und färbe sie mit deinem eigenen Herzblut. Du mußt mir dein Lied singen und einen Dorn gegen die Brust drücken. Die ganze Nacht hindurch mußt du für mich singen, und der Dorn muß dabei dein Herz durchbohren, und dein Lebensblut muß durch meine Adern fließen und meins werden.“

„Sterben ist ein hoher Preis für eine rote Rose,“ rief die Nachtigall, „und das Leben ist allen teuer. Es ist so schön, im grünen Walde zu sitzen und zu sehen, wie die Sonne im goldenen Wagen herauffährt und wie der Mond kommt in seiner Perlenkutsche. Süß ist der Duft des Weißdorns, und süß sind die Glockenblumen, die heimlich im Tale läuten, und süß ist das Heidekraut, das auf den Hügeln blüht. Aber Liebe ist mehr als Leben, und was ist das Herz eines Vogels im Vergleich zum Herzen eines Menschen?“

Und so breitete sie ihre braunen Flügel zum Fluge aus und erhob sich in die Luft. Sie flog wie ein

Schatten durch den Garten und segelte wie ein Wölkchen durch den Hain.

Der junge Student lag noch immer im Grase, wo sie ihn verlassen hatte, und die Tränen waren in seinen schönen Augen noch immer nicht getrocknet.

„Werde glücklich,“ rief die Nachtigall, „werde glücklich! Denn du sollst deine rote Rose haben! Ich will sie im Lichte des Mondes formen aus meinem Liede, und mit meinem eigenen Herzblut will ich sie färben. Alles, was ich dafür von dir verlange, ist, daß du ein treuer Liebhaber bleibst, denn Liebe ist weiser als die Philosophie, so weise diese auch sein mag, und mächtiger als die Macht, so mächtig diese auch sein mag. Flammenfarbig sind ihre Flügel und feuerlohend ist ihr Leib. Ihre Lippen sind süß wie Honig und ihr Atem ist gleich dem Weihrauch.“

Der Student blickte vom Rasen auf und horchte, aber er konnte nicht verstehen, was die Nachtigall ihm sang, denn er verstand nur, was in den Büchern geschrieben steht.

Aber der Eichbaum verstand alles und wurde sehr traurig, denn er liebte die kleine Nachtigall, die ihr Nest in seinen Zweigen gebaut hatte.

„Sing mir noch ein letztes Lied“, flüsterte er. „Ich werde sehr einsam sein, wenn du fort bist.“ Und die Nachtigall sang dem Eichbaum ein Lied, und ihre Stimme war dem Wasser gleich, das aus einer silbernen Schale sprudelt.

Als sie ihr Lied beendet hatte, stand der Student auf und zog ein Notizbuch und einen Bleistift aus der Tasche.

„Sie hat Form,“ sagte er zu sich selbst, als er aus dem Garten schritt, „das ist unleugbar; aber hat sie auch Gefühl? Ich glaube kaum. Sie gleicht den meisten Künstlern: alles ist Stil, nichts Aufrichtiges. Sie würde sich für andere gewiß nicht opfern. Sie denkt ausschließlich an ihre Musik, und jedermann weiß ja, wie selbstsüchtig die Künstler sind. Aber man muß zugeben, daß sie einige sehr schöne Töne in ihrer Kehle hat. Schade, schade, daß sie keinen tieferen Sinn haben und praktisch keinen Zweck!“ Und er ging in sein Zimmer und legte sich auf sein Feldbett und begann über seine Liebe nachzudenken; und nach kurzer Zeit war er eingeschlafen.

Und als der Mond am Himmel erschien, flog die Nachtigall zum Rosenstrauch und drückte ihre Brust gegen einen Dorn. Die ganze Nacht sang sie, den Dorn gegen ihre Brust gepreßt, und der kalte, kristallene Mond neigte sich herab und hörte zu. Die ganze Nacht sang sie, und der Dorn drang immer tiefer und tiefer in ihre Brust, und ihr Lebensblut floß dahin.

Sie sang zuerst vom Entstehen der Liebe im Herzen eines Jünglings und eines Mädchens. Und auf der obersten Zweigspitze des Rosenstrauches entsproßte eine wunderbare Rose, und Blatt fügte sich an Blatt, wie Lied auf Lied folgte. Zuerst war sie bleich wie der Nebel, der über dem Flusse hängt, bleich wie die Füße des Morgens und silbern wie die Flügel der Dämmerung. Wie der Schatten einer Rose in einem Silberspiegel, wie der Schatten einer Rose in einem Teich, so war die Rose, die da aufblühte an der obersten Zweigspitze des Rosenstrauches.

Aber der Strauch rief der Nachtigall zu, sich den Dorn noch tiefer einzudrücken. „Drücke ihn tiefer, kleine Nachtigall,“ rief der Strauch, „sonst kommt der Tag, bevor die Rose vollendet ist.“

Und so drückte die Nachtigall sich den Dorn tiefer in ihre Brust, und lauter und lauter erscholl ihr Lied, denn sie sang jetzt von dem Erwachen der Leidenschaft in der Seele von Mann und Jungfrau.

Und ein zartes Rosa erschien auf den Blättern der Rose, wie sich das Antlitz des Bräutigams rötet, wenn er die Lippen seiner Braut küßt. Aber der Dorn hatte ihr Herz noch nicht erreicht, und so blieb das Innere der Rose weiß, denn nur das Herzblut einer Nachtigall färbt das Herz einer Rose mit dem tiefen Rot.

Und der Strauch rief der Nachtigall zu, sich den Dorn noch tiefer einzudrücken. „Drück ihn tiefer, kleine Nachtigall,“ rief der Strauch, „sonst wird es Tag, bevor die Rose vollendet ist.“

So drückte die Nachtigall den Dorn tiefer und tiefer in ihre Brust, und der Dorn berührte ihr Herz und sie fühlte den heftigen Stich eines Schmerzes. Der Schmerz war groß und bitter, und wilder und wilder klang ihr Lied, denn sie sang von der Liebe bis zum Tode, von der Liebe, die auch im Grabe nicht stirbt.

Und die wunderbare Rose wurde rot wie die Rose des östlichen Himmels. Rot war der Kranz ihrer Blätter und rot wie ein Rubin war ihr Herz.

Aber die Stimme der Nachtigall wurde schwächer und ihre kleinen Flügel begannen zuckend zu schlagen und über ihre Augen deckte sich ein leichter Schleier.

Schwächer und schwächer wurde ihr Gesang, und sie fühlte etwas Würgendes in der Kehle.

Dann noch einmal das Lied wie ein letzter Aufschrei. Der weiße Mond hörte es und vergaß die Morgenröte und verweilte am Himmel. Die rote Rose hörte es, und alle ihre Blätter zitterten vor Wonne und öffneten sich der kühlen Morgenluft. Das Echo trug es in seine purpurne Höhle in den Bergen und weckte die ruhenden Hirten aus ihren Träumen. Das Lied zitterte durch das Schilf am Stromufer und gab die Botschaft weiter bis ans Meer.

„Sieh nur,“ rief der Strauch, „jetzt ist die Rose vollendet!“ Aber die Nachtigall gab keine Antwort, denn sie lag tot im hohen Grase mit dem Dorn in ihrem Herzen.

Um Mittag öffnete der Student sein Fenster und schaute hinaus.

„Welch ein wundervolles Glück,“ rief er; „da ist ja eine rote Rose! Ich habe in meinem ganzen Leben noch keine solche Rose gesehen! Sie ist so schön, daß sie sicher einen langen lateinischen Namen hat.“ Und er lehnte sich zum Fenster hinaus und pflückte sie. Dann setzte er sich den Hut auf und rannte hinüber zum Hause des Professors, mit der Rose in der Hand. Des Professors Töchterlein saß im Hausflur und wickelte blaue Seide auf eine Spule, und ihr kleiner Hund lag zu ihren Füßen.

„Sie versprachen mir, daß Sie mit mir tanzen würden, wenn ich Ihnen eine rote Rose brächte“, sagte der Student. „Hier ist die roteste Rose der ganzen Welt. Sie werden sie heute abend an Ihrem Herzen

tragen, und wenn wir zusammen tanzen, wird sie Ihnen sagen, wie sehr ich Sie liebe. Aber das Mädchen runzelte die Stirn.

„Ich glaube nicht, daß die Rose zu meinem Kleide passen wird,“ antwortete sie; „und überdies hat mir der Neffe des Kammerherrn echte Juwelen geschickt, und man weiß doch allgemein, daß Edelsteine kostbarer sind als Blumen.“ „Sie sind wirklich recht undankbar“, sagte der Student gereizt und warf die Rose auf die Straße, wo sie in die Gasse fiel und ein Wagenrad sie überfuhr. „Undankbar?“ sagte das Mädchen. „Nun, ich finde, Sie sind recht ungezogen, mein Herr. Und überdies, was sind Sie denn eigentlich? Nur ein Student. Ich glaube nicht einmal, daß Sie silberne Schnallen an Ihren Schuhen haben wie der Neffe des Kammerherrn.“ Und sie erhob sich von ihrem Stuhle und ging ins Haus.

„Liebe ist doch etwas recht Dummes“, sagte der Student zu sich, als er fortging. „Sie ist nicht halb soviel wert als die Logik, denn sie beweist nichts und erzählt einem nur immer von Dingen, die nicht eintreffen, und macht einen nur immer an Dinge glauben, die nicht wahr sind. Sie ist wirklich äußerst unpraktisch, und da heutzutage praktisch zu sein die Hauptsache ist, so will ich doch lieber wieder zur Philosophie übergehen und Metaphysik studieren.“

So ging er denn auf sein Zimmer zurück und suchte sich ein dickes, staubiges Buch hervor und begann darin zu lesen.

3. Der selbstflüchtige Riese

Jeden Nachmittag gingen die Kinder, wenn sie aus der Schule kamen, in des Riesen Garten und spielten dort.

Es war ein reizender großer Garten mit zartem grünen Rasen. Da und dort sprossen aus dem Grase schöne Blumen gleich Sternen hervor, und zwölf Pfirsichbäume waren da, die im Frühling schneeweiße und rosarote Blüten und im Herbst reiche Früchte trugen. Die Vögel saßen auf den Bäumen und sangen so süß, daß die Kinder manches liebe Mal im Spielen aufhörten, um ihnen zuzuhören. „Wie glücklich wir doch hier sind!“ riefen sie einander zu.

Eines Tages kam der Riese zurück. Er hatte seinen Freund, den gehörnten Menschenfresser besucht und war sieben Jahre lang bei ihm gewesen. Als die sieben Jahre um waren, hatte er ihm alles gesagt, was er ihm zu sagen hatte, denn seine Redegabe war beschränkt, und so beschloß er denn, in sein Schloß zurückzukehren. Als er ankam, sah er die Kinder in seinem Garten spielen.

„Was tut ihr hier?“ rief er mit grober Stimme, und die Kinder liefen davon.

„Mein Garten ist mein Garten,“ sagte der Riese, „das muß jedermann einsehen, und ich ganz allein darf nur darin spielen.“ Deshalb ließ er eine hohe Mauer um den Garten ziehen und pflanzte eine Warnungstafel auf:

Eintritt streng verboten!

Er war ein sehr selbstfüchtiger Riese.

Die armen Kinder aber hatten jetzt kein Plätzchen mehr, wo sie spielen konnten. Sie versuchten es mit der Straße, aber die Straße war sehr staubig und voll harter Steine, und das mochten sie nicht. Sie wanderten also, wenn die Schule aus war, um die hohe Mauer herum und sprachen nur von dem schönen Garten, der dahinter lag. „Wie glücklich waren wir da!“ sagten sie zueinander.

Dann kam das Frühjahr, und im ganzen Lande gab es zarte Blüten und kleine Vögel. Nur im Garten des selbstfüchtigen Riesen war immer noch Winter. Die Vögel hatten keine Neigung zu singen, da keine Kinder mehr da waren, und die Bäume vergaßen zu blühen. Einmal steckte zwar eine schöne Blume ihr Köpfchen aus dem Gras, aber als sie die Warnungstafel sah, war sie so traurig wegen der Kinder, daß sie in die Erde zurückschlüpfte und wieder schlafen ging. Die einzigen Leute, die sich darüber freuten, waren der Schnee und der Frost. „Der Frühling hat unsern Garten vergessen,“ riefen sie, „so werden wir das ganze Jahr hindurch hier leben können!“ Der Schnee bedeckte das Gras mit einem großen weißen Mantel, und der Frost strich alle Bäume silberweiß an. Dann luden sie den Nordwind ein, zu ihnen zu kommen, und er kam auch. Er war ganz in Pelze gehüllt und schrie den ganzen Tag im Garten herum und blies die Schornsteine von den Dächern herab. „Das ist hier ein herrlicher Ort,“ sagte er, „wir müssen den Hagel auch einmal zu Besuch herbiten.“ Und so kam der Hagel. Jeden Tag prasselte er drei Stunden lang auf das Dach des Schlosses herunter,

bis er die meisten Dachziegel zerbrochen hatte, und dann tobte er im Garten umher, so rasch er nur konnte. Er war ganz in Grau gekleidet, und sein Atem war wie Eis so kalt.

„Ich verstehe nicht, warum der Frühling so spät kommt?“ sagte der selbstsüchtige Riese, der am Fenster saß und in seinen weißen, kalten Garten hinausblickte. „Ich hoffe, das Wetter wird sich doch bald ändern?“

Aber der Frühling kam nicht und der Sommer ebensowenig. Der Herbst bescherte jedem Garten goldene Früchte, aber dem Garten des Riesen nichts. „Er ist so selbstsüchtig“, sprach der Herbst. So war dort nur immer Winter, und Nordwind, Hagel und Schnee tanzten immerfort um die fahlen Bäume herum.

Eines Morgens lag der Riese wach in seinem Bette, als er eine liebliche Musik vernahm. Sie klang so süß an sein Ohr, daß er glaubte, des Königs Musikanten zögen draußen vorbei. Es war tatsächlich nur ein kleiner Hänfling, der vor dem Fenster sang, aber es war solange her, daß der Riese keinen Vogel mehr in seinem Garten hatte singen hören, so daß ihm jetzt die Stimme des Hänflings wie die schönste Musik der Welt vorkam. Da hörte der Hagel auf, über seinem Kopfe zu tanzen, und der Nordwind brüllte nicht mehr, und ein wunderbarer Duft drang durchs offene Fenster zu ihm ans Bett. „Ich glaube, der Frühling ist endlich gekommen!“ sagte der Riese. Und er sprang aus dem Bette und sah hinaus.

Und was sah er da?

Da hatte er einen wunderbaren Anblick. Durch ein kleines Loch in der Mauer waren die Kinder in den

Garten geschlüpft und saßen nun in den Zweigen der Bäume. In jedem Baum, den er sehen konnte, saß ein kleines Kind. Und die Bäume waren so glücklich, die Kinder wieder bei sich zu haben, daß sie sich über und über mit Blüten bedeckt hatten und ihre Arme über den Köpfen der Kinder anmutig hin und her wiegten. Die Vögel flogen umher und zwitscherten voll Entzücken, und die Blumen schauten durch das grüne Gras nach oben und lachten. Es war ein ganz reizendes Bild. Nur in einem Winkel des Gartens war noch Winter, es war die entfernteste Ecke des Gartens, und dort stand ein kleiner Junge. Er war so klein, daß er noch nicht an die Zweige heranreichen konnte, und so trippelte er immer um den Stamm herum und weinte bitterlich. Der arme Baum war noch ganz bedeckt mit Schnee und Reif, und der Nordwind blies und tobte um ihn herum. „Komm doch herauf, kleiner Junge“, sagte der Stamm und bog seine Zweige so tief herab wie er nur konnte. Aber der Junge war doch noch zu klein.

Und des Riesen Herz schmolz, als er das sah. „Wie bin ich doch selbstüchtig gewesen!“ sagte er. „Nun weiß ich, warum der Frühling nicht kommen wollte. Ich will den armen kleinen Jungen auf die Spitze des Baumes setzen, und dann will ich die Mauer niederreißen, und mein Garten soll wieder für ewige Zeiten ein Spielplatz sein.“ Es tat ihm wirklich sehr leid, daß er so selbstüchtig gehandelt hatte.

Also schlich er die Treppe hinuter und öffnete ganz leise die Haustür und trat in den Garten hinaus. Als ihn aber die Kinder erblickten, erschrafen sie so, daß

sie alle fortrannten, und sogleich war wieder Winter im Garten. Nur der kleine Bube lief nicht fort, denn seine Augen waren so mit Tränen gefüllt, daß er den Riesen nicht hatte kommen sehen. Und der Riese stahl sich leise hinter ihn heran und nahm ihn sanft bei der Hand und setzte ihn auf den Baum hinauf. Und sogleich bedeckte sich der Baum mit Blüten, und die Vögel kamen und sangen darin, und der kleine Bursche streckte seine Ärmchen aus und schlang sie um des Riesen Hals und küßte ihn. Und als die anderen Kinder sahen, daß der Riese gar nicht mehr böse war, kamen sie zurückgelaufen, und mit ihnen kam auch der Frühling. „Das ist jetzt euer Garten, Kinderchen!“ sagte der Riese und nahm eine große Axt und schlug die Mauer nieder. Und als die Leute mittags zu Markte gingen, sahen sie, wie der Riese mit den Kindern in dem schönsten Garten spielte, den es jemals gab.

Den ganzen Tag spielten sie, und am Abend kamen sie zum Riesen, um ihm Gutenacht zu wünschen.

„Wo ist denn aber euer kleiner Kamerad,“ fragte er; „der Junge, den ich den Baum hinaufgehoben habe?“ Der Riese liebte ihn am meisten, weil er ihn geküßt hatte.

„Das wissen wir nicht,“ sagten die Kinder, „er ist fortgegangen!“

„Ihr müßt ihm sagen, daß er morgen sicher wiederkomme“, bat der Riese. Aber die Kinder sagten, sie wüßten nicht, wo er wohne, und sie hätten ihn bis dahin nie gesehen. Und da wurde der Riese sehr traurig.

Jeden Nachmittag, wenn die Schule aus war, kamen die Kinder und spielten mit dem Riesen. Aber der

Kleine Junge, den der Riese liebte, ließ sich nicht wieder sehen. Der Riese war sehr lieb zu allen Kindern, aber er sehnte sich doch nach seinem ersten kleinen Freunde und sprach oft von ihm. „Wie gern möcht' ich ihn einmal wiedersehen!“ pflegte er dann immer zu sagen.

Jahre gingen vorüber, und der Riese wurde sehr alt und schwach. Er konnte nicht mehr mit den Kindern spielen und saß in seinem riesigen Lehnstuhl, schaute ihnen bei ihren Spielen zu und freute sich über seinen Garten. „Ich habe viel schöne Blumen,“ sagte er, „aber die Kinder sind doch die aller schönsten Blumen von allen.“

Eines Wintermorgens blickte er aus seinem Fenster, als er sich gerade ankleidete. Er haßte jetzt auch den Winter nicht mehr, denn er wußte, daß im Winter der Frühling nur schlief und daß sich die Blumen ausruhten.

Plötzlich rief er sich ganz verwundert die Augen und schaute und schaute. Es war wirklich ein höchst wunderbarer Anblick. In der fernsten Ecke des Gartens stand ein Baum, ganz bedeckt mit lieblichen weißen Blüten. Seine Zweige waren aus eitel Gold und silberne Früchte hingen daran, und darunter stand wieder der kleine Junge, den er so geliebt hatte.

In großer Freude lief der Riese die Treppe hinunter und hinaus in den Garten. Er eilte durch das Gras und näherte sich dem Kinde. Aber als er ganz nahe gekommen war, wurde sein Gesicht rot vor Zorn und er rief: „Wer hat es gewagt, dich zu verwunden?“ Denn in den Flächen der Kinderhändchen waren die

Male von zwei Nägeln, und die Male von zwei Nägeln waren auch auf den kleinen Füßen.

„Wer hat es gewagt, dich zu verwunden?“ schrie der Riese. „Sag es mir, und ich nehme mein großes Schwert und schlage ihn tot!“

„Nein, nein!“ antwortete das Kind, „denn dies sind die Wunden der Liebe.“

„Wer bist du?“ fragte der Riese, und ein seltsame Ehrfurcht befiel ihn, und er kniete vor dem kleinen Kinde nieder.

Und das Kind lächelte den Riesen an und sagte: „Du hast mich einmal in deinem Garten spielen lassen, heute sollst du mit mir kommen in meinen Garten, und das ist das Paradies!“

Und als die Kinder nachmittags in den Garten hineinstürmten, fanden sie den Riesen tot unter dem Baume liegen, über und über bedeckt mit weißen Blüten.

4. Der ergebene Freund

Eines Morgens steckte der alte Wasserrak seinen Kopf aus dem Loch hervor. Er hatte helle Kugelauglein und einen grauen borstigen Schnurrbart, und sein Schwanz sah aus wie ein langes Stück schwarzen Gummis. Die kleinen Entchen schwammen gerade im Teich umher und glichen ganz einer Gesellschaft von gelben Kanarienvögeln, und ihre Mutter, die ganz weiß war mit ausgesprochen roten Füßen, versuchte sie das Kopfstehen im Wasser zu lehren.

„Ihr werdet nie in die feine Gesellschaft kommen, wenn ihr nicht auf dem Kopfe stehen könnt“, predigte sie unaufhörlich. Und fortwährend zeigte sie ihnen, wie es gemacht werden müsse. Aber die kleinen Entlein gaben darauf nur wenig acht: sie waren ja noch so jung, daß sie gar nicht wußten, welch Vorteil es überhaupt sei, in die feine Gesellschaft zu kommen.

„Was sind das für unartige Kinder,“ schrie der alte Ratz, „sie verdienen wirklich ersäuft zu werden!“

„Aber nicht doch,“ antwortete Mutter Ente; „aller Anfang ist schwer, und Eltern können nie geduldig genug sein.“

„Puh, ich verstehe nichts von elterlichen Gefühlen,“ sagte der Wasserrat, „ich bin kein Familienmensch! Ich war immer unverheiratet und denke auch gar nicht daran, jemals zu heiraten. Die Liebe mag ja in ihrer Art ganz nett sein, aber Freundschaft steht doch viel höher. Ich kenne nichts in der Welt, was edler oder seltener wäre als eine echte Freundschaft.“

„Und wie, bitte, stellen Sie sich denn die Pflichten einer echten Freundschaft vor?“ fragte ein grüner Häsling, der in der Nähe auf einer Weide saß und dem Gespräche zugehört hatte.

„Ja, das möchte ich auch wissen“, sagte die Ente und schwamm zum andern Ende des Teiches und stellte sich wieder auf den Kopf, um ihren Kindern ein gutes Beispiel zu geben.

„Was für eine dumme Frage“, schrie der alte Ratz. „Der ergebene Freund muß mir selbstverständlich treu sein!“

„Und was würden Sie für ihn tun?“ fragte der kleine Vogel und schaukelte auf einem silberigen Zweig, indem er mit seinen zarten Flügeln schlug.

„Ich verstehe Sie nicht!“ antwortete der Wasserrag.

„Ich will Ihnen eine Geschichte über dies Thema erzählen“, sagte der Hänfling.

„Betrifft die Geschichte mich?“ fragte der Wasserrag.

„Dann will ich gerne zuhören, denn ich liebe Romane ungemein.“

„Sie können die Geschichte auch auf sich beziehen“, antwortete der Hänfling. Und er flog herab und ließ sich am Ufer nieder und erzählte die Geschichte von ergebene Freunde.

„Es war einmal,“ begann der Hänfling, „ein braver kleiner Kerl namens Hans.“

„War irgendwas Besonderes mit ihm los?“ fragte der Wasserrag.

„Nein,“ antwortete der Hänfling, „ich glaube nicht, daß irgendwas Besonderes an ihm war, es wäre denn sein gutes Herz gewesen und sein rundes, drolliges und gutmütiges Gesicht. Er lebte in einem kleinen Häuschen ganz allein und arbeitete jeden Tag in seinem Garten. In der ganzen Gegend gab es kaum einen schöneren Garten: Federnelken wuchsen darin und Levkoien, und Hirtentäschelkraut und Frauenhaar. Da gab es weiße Rosen und gelbe Rosen und lila Krokus, Veilchen, goldene, purpurne und weiße Butterblumen! Löwenzahn und Kresse, Majoran und Thymian, Primeln, Lilien und Narzissen blühten und dufteten der Reihe nach, wie es die Monate mit sich brachten, und eine Blume trat an die Stelle der anderen

Blume, so daß immer schöne Sachen zu sehen waren und es immer herrliche Düfte zu riechen gab.

Der kleine Hans hatte eine Menge Freunde, aber der ergebenste von allen war Hugo, der dicke Müller. Ja, der reiche Müller war dem kleinen Hans so ergeben, daß er niemals an dessen Garten vorbei konnte, ohne sich über den Zaun zu lehnen und einen großen Strauß voll Blumen oder eine Handvoll duftender Kräuter zu pflücken, oder seine Taschen mit Pflaumen oder Kirschen zu füllen, wenn es gerade zur Obstzeit war.“

„Wahre Freunde müssen alles gemeinsam haben“, pflegte der Müller zu sagen; und der kleine Hans nickte und lächelte und war sehr stolz darauf, einen Freund mit so edlen Ansichten zu haben.

Manchmal meinten die Nachbarn allerdings, es sei sonderbar, daß der reiche Müller dem kleinen Hans nicht auch einmal etwas schenkte, obwohl er doch an hundert Säcke Mehl in seiner Mühle liegen hatte und sechs Milchkühe im Stalle und eine große Herde wolliger Schafe. Aber Hans kümmerte sich nicht viel um solche Sachen und nichts machte ihm größere Freude, als wenn er dem Müller zuhören konnte, wenn dieser die wunderbarsten Dinge von der Uneigennützigkeit der wahren Freundschaft erzählte.

So arbeitete der kleine Hans emsig weiter in seinem Garten, und im Frühling, im Sommer und im Herbst war er immer sehr glücklich, aber wenn der Winter kam und er keine Früchte und Blumen auf den Markt bringen konnte, litt er nicht wenig durch Hunger und Kälte und mußte oft zu Bett gehen ohne weiteres Abendbrot als einige getrocknete Birnen oder ein paar

Walnüsse. Im Winter fühlte er sich außerdem recht einsam, denn der Müller kam da niemals, um ihn zu besuchen.

„Es hat keinen Zweck, daß ich den kleinen Hans besuche, solange der Schnee liegt,“ pflegte dann der Müller zu seiner Frau zu sagen; „denn wenn die Leute Sorgen haben, muß man sie mit sich allein lassen und nicht mit Besuchen behelligen. Das ist wenigstens *m e i n e* Ansicht von Freundschaft, und ich bin überzeugt, daß ich recht habe. Ich will also lieber warten, bis der Frühling kommt: dann werde ich ihn besuchen, und dann kann er mir auch einen großen Korb Primeln schenken: und das wird ihn sicher glücklich machen.“

„Du bist wirklich sehr besorgt um deine Mitmenschen,“ antwortete seine Frau, die in einem bequemen Urnstuhl am lodernden Kaminfeuer saß, „wirklich sehr. Es ist ein Genuß, dich über Freundschaft reden zu hören. Ich bin fest davon überzeugt, daß selbst der Pfarrer nicht so schöne Dinge darüber sagen kann wie du, wenn er auch in einem dreistöckigen Hause wohnt und einen goldenen Ring am kleinen Finger trägt.“

„Aber könnten wir den kleinen Hans nicht einmal zu uns einladen?“ fragte der jüngste Sohn des Müllers. „Wenn der arme Hans in Not ist, will ich ihm die Hälfte von meiner Hasfergrütze abgeben und ihm meine weißen Kaninchen zeigen.“

„Du dummer Junge du,“ rief der Müller; „ich weiß wirklich nicht, wozu wir dich in die Schule schicken? Du scheinst doch auch rein gar nichts zu lernen! Wenn der kleine Hans herkäme und unser warmes Feuer, unser gutes Essen und unsern großen Krug Rotwein sehen

würde, so könnte er neidisch werden! Und Neid ist doch schrecklich, weil er leicht den Charakter verdirbt! Ich möchte um keinen Preis schuld daran sein, daß Hansens Charakter Schaden litte. Ich bin sein bester Freund und werde immer über ihn wachen und darauf halten, daß er nicht in Versuchung komme. Überdies könnte mich Hans, wenn er herkäme, vielleicht um etwas Mehl anborgen: und das könnte ich nicht tun! Denn Mehl und Freundschaft sind zwei ganz verschiedene Dinge, und man soll sie nicht miteinander vermischen. Das sind zwei ganz verschiedene Worte, die ganz verschieden geschrieben werden. Das sieht doch wohl jedermann ein?"

„Wie schön du doch sprichst“, sagte die Müllerin, und goß sich ein großes Glas Warmbier ein. „Ich bin schon ganz schläfrig, genau so, als ob ich in der Kirche säße.“

„Es gibt eine Masse Leute, die gut handeln, aber sehr wenige Leute, die gut sprechen, und das zeigt deutlich, daß Sprechen viel schwieriger ist und auch das viel Feinere!“ Und dabei blickte der Müller streng über den Tisch auf seinen kleinen Sohn, der sich so schämte, daß er den Kopf hängen ließ, dunkelrot wurde und laut in seinen Tee weinte. Er war aber noch so jung, und da muß man so etwas entschuldigen.

„Ist die Geschichte zu Ende?“ fragte der alte Wasserratz.

„O nein,“ antwortete der grüne Hänfling, „das ist erst der Anfang.“

„Dann sind Sie bedeutend hinter Ihrer Zeit zurück“, sagte der Wasserratz. „Jeder gute Romanschreiber beginnt heutzutage mit dem Ende, kommt dann auf

den Anfang und endet mit der Mitte. Das ist die neue Methode! Neulich ging hier nämlich ein Kritiker mit einem jungen Mann um den Teich spazieren, und da habe ich alles darüber vernommen. Er sprach mit großer Ausführlichkeit über seinen Gegenstand, und ich bin fest davon überzeugt, daß er durchaus recht hatte, denn er trug eine blaue Brille und hatte ein fahles Haupt, und so oft der junge Mann eine Bemerkung machte, antwortete er immer nur Hm! — Aber bitte, fahren Sie in Ihrer Geschichte fort. Ich habe den Müller riesig gerne. Ich selbst habe nämlich auch eine Menge allerhand schöner Gefühle in mir und so sympathisiere ich mit ihm sehr!”

„Schön!“ sagte der Hänfling und hüpfte einige Male von einem Bein auf das andere. „Sobald nun der Winter vorüber war und die Primeln ihre blassen, gelben Sterne zu öffnen anfangen, da sagte der Müller zu seiner Frau, daß er nun einmal hinuntergehen wolle, um den kleinen Hans zu besuchen.

„Was für ein gutes Herz du doch hast!“ rief die Müllerin. „Du denkst immer nur an andere! Und vergiß nicht den großen Korb für die Blumen mitzunehmen.“

So band denn der Müller die Flügel der Windmühle mit einer starken Eisenkette fest und ging mit dem Korb am Arm den Hügel hinab.

„Guten Morgen, Hänschen“, sagte der Müller.

„Guten Morgen“, sagte Hans, auf seinen Spaten gelehnt und lächelte über das ganze breite Gesicht.

„Na, wie ist es dir den Winter über ergangen?“ fragte der Müller.

„Ach,“ sagte Hans, „es ist wirklich sehr lieb von dir, daß du danach fragst. Ich habe leider eine recht schwere Zeit durchgemacht, aber nun ist ja der Frühling da und ich bin wieder ganz glücklich, denn alle meine Blumen gedeihen gut.“

„Wir haben sooft von dir gesprochen, Hänschen,“ sagte der Müller, „und uns immer gefragt, wie es dir wohl ginge?“

„Das war sehr gütig von euch,“ sagte Hans; „ich fürchtete beinahe, ihr hättet mich schon vergessen.“

„Ich staune, Hans!“ rief der Müller, „Freundschaft vergißt einander niemals! Das ist ja gerade das Schöne dabei! Aber ich fürchte fast, daß du die Poesie des Lebens nicht recht verstehst. Übrigens, wie schön deine Primeln aussehen!“

„Ja, sie stehen sehr gut,“ sagte Hans, „und es ist für mich viel Glück, daß ich diesmal soviel davon habe. Ich will sie nämlich auf den Markt bringen und sie der Tochter des Bürgermeisters verkaufen; und mit dem Geld will ich dann meinen Schubkarren zurückkaufen.“

„Deinen Schubkarren zurückkaufen? Hast du ihn denn verkauft? Wie kann man so eine Dummheit machen?“

„Ja, Tatsache ist's,“ sagte Hans, „ich mußte es leider tun. Der Winter war eine zu böse Zeit für mich, und ich hatte wirklich keinen roten Heller mehr für Brot. So verkaufte ich zuerst die Silberknöpfe an meinem Sonntagsrock, dann meine silberne Uhrkette, dann meine lange Pfeife und endlich sogar meinen Schubkarren. Aber nun kann ich mir ja alles wieder zurückkaufen.“

„Hans,“ sagte der Müller, „ich werde dir meinen Schubkarren geben. Er ist freilich nicht mehr in sehr gutem Zustande: die eine Seite fehlt ganz und etwas ist auch in den Speichen nicht recht in Ordnung, aber dennoch will ich ihn dir geben. Ich weiß, das ist sehr großzügig von mir, und die Leute werden mich für verrückt halten, weil ich ihn weggebe, aber ich bin nun einmal nicht so wie die anderen. Ich glaube eben, daß Großmut die Hauptsache in der Freundschaft ist, und ohnehin habe ich mir schon einen neuen Schubkarren gekauft. Du kannst also ganz ruhig sein, lieber Hans, ich gebe dir meinen Schubkarren!“

„Das ist wirklich recht großmütig von dir“, sagte der kleine Hans, und sein drolliges, rundes Gesicht strahlte vor Freude. „Ich kann ihn leicht ausbessern, denn ich habe allerlei Bretter im Hause.“

„Allerlei Bretter?“ rief der Müller, „das trifft sich ja prächtig, denn ich kann grade welche für mein Scheunendach gebrauchen. Das hat nämlich ein großes Loch, und das Korn wird mir noch naß werden, wenn ich es nicht stopfe. Wie gut, daß du grade davon sprichst! Merkwürdig, wie doch e i n e gute Handlung immer eine a n d e r e gebärt! Ich habe dir meinen Schubkarren gegeben, und du gibst mir nun deine Bretter. Natürlich ist der Schubkarren viel mehr wert als deine Bretter, aber wahre Freundschaft kümmert sich darum nicht. Geh, hole mir doch gleich die Bretter, und ich werde sofort meine Scheune ausbessern!“

„Aber gern!“ rief der kleine Hans und eilte spornstreichs in seinen Schuppen und brachte die Bretter angeschleppt.

„Es sind ja nicht viel,“ sagte der Müller, indem er sie beschaute, „und ich fürchte fast, wenn ich damit mein Dach ausgebessert habe, wird für dich noch kaum etwas übrig bleiben, um den Schubkarren auszufüllen. Aber das ist natürlich nicht meine Schuld! Und wo ich dir nun meinen Schubkarren gegeben habe, wirst du gewiß so gut sein und mir noch einige Blumen geben. Hier ist der Korb und mach' ihn nur ganz voll!“

„Ganz voll?“ fragte der kleine Hans und sah recht betrübt drein, denn er wußte, daß ihm für den Markt keine Blumen mehr übrig bleiben würden, wenn er den ziemlich großen Korb füllen sollte, und er hätte doch so gerne seine Silberknöpfe zurückgehabt!

„Na weißt du,“ sprach der Müller, „es ist doch wahrhaftig nicht zuviel verlangt, wenn ich dich um ein paar armselige Blumen angehe, wo ich dir meinen Schubkarren gegeben habe. Vielleicht habe ich unrecht, aber ich sollte doch denken, daß wahre Freundschaft frei ist von jedem Eigennutz?“

„Aber mein teurer Freund, mein bester Freund,“ rief der kleine Hans, „du kannst ja alle Blumen in meinem Garten haben! Zudem liegt mir an deiner guten Meinung mehr, als an den silbernen Knöpfen, wirklich!“ Und er lief und pflückte alle seine schönen Primeln ab und füllte den Korb des Müllers damit.

„Leb wohl, Hänschen“, sagte der Müller und stieg den Hügel hinauf, mit den Brettern auf der Schulter und dem vollen Korb in der Hand.

„Leb wohl“, sagte der kleine Hans und begann vergnügt weiter zu graben, denn er freute sich sehr über den Schubkarren.

Am nächsten Tage band er grade Geißblattranken über der Haustür fest, als er hörte, wie ihn der Müller von der Straße her anrief. Sofort sprang Hans von der Leiter, lief den Garten hinab und blickte über den Zaun.

Da stand der Müller mit einem großen Sack Mehl auf der Schulter.

„Lieber, kleiner Hans,“ sagte der dicke Hugo, „möchtest du nicht so gut sein und diesen Mehlsack für mich auf den Markt tragen?“

„Es tut mir unendlich leid,“ sagte Hans, „aber grade heute hab ich wirklich sehr viel zu tun. Ich muß alle meine Schlingpflanzen anbinden, meine Blumen begießen und den Rasen mähen.“

„Na weißt du,“ sagte der Müller, „in Anbetracht des Schubkarrens, den ich dir geben will, ist es nicht gerade sehr freundlich von dir, mir dies abzuschlagen!“

„Das solltest du nicht sagen,“ rief der kleine Hans, „ich möchte um alles in der Welt nicht für ungeschicklich gehalten werden!“ Und er holte schnell seine Mütze und trabte mit dem schweren Sack auf den Schultern davon.

Es war ein sehr heißer Tag, und die Landstraße war schrecklich staubig, und bevor Hans noch den sechsten Meilenstein erreicht hatte, war er so müde, daß er sich gerne niedergesetzt hätte, um auszuruhen. Aber er ging gleich wieder tapfer vorwärts und erreichte endlich den Markt, und nachdem er da eine Zeitlang gewartet hatte, verkaufte er den Sack Mehl für einen sehr guten Preis und kehrte sofort nach Hause zurück, denn er fürchtete, daß er beim Heimweg leicht Räubern begegnen könnte, falls er länger verweile.

„Das war ein schwerer Tag,“ sagte der kleine Hans, als er zu Bett ging; „aber ich bin froh, daß ich dem Müller seine Bitte nicht abge schlagen habe, denn er ist ja doch mein bester Freund, und dann will er mir ja auch seinen Schubkarren geben.“

Früh am nächsten Morgen erschien schon der Müller, um sein Geld für das Mehl zu holen, aber der kleine Hans war so müde, daß er noch im Bette lag.

„Das nenn' ich faul sein!“ schalt der Müller. „In Anbetracht des Schubkarrens, den ich dir geben will, glaube ich, daß du schon etwas fleißiger sein könntest. Faulheit ist eine große Sünde, und ich liebe es nicht, wenn meine Freunde faul und träge sind. Du darfst mir über meine Offenheit nicht böse sein, denn ich bin natürlich nur zu meinen Freunden so offen! Aber ist es nicht gerade das Schönste in der Freundschaft, daß man immer sagen darf, was man meint? Liebenswürdige Sachen kann jeder sagen, schmeicheln und schöne Worte machen; aber ein wahrer Freund sagt immer unangenehme Dinge und kümmert sich nicht darum, ob es dem andern wehe tut! Ja noch mehr, der wahre Freund tut mit Vorliebe wehe, weil er weiß, daß er damit eine gute Tat begeht.“

„Es tut mir leid,“ sagte der kleine Hans, rieb sich die Augen aus und warf die Nachtmütze in die Ecke, „aber ich war zu müde, so daß ich noch ein bißchen im Bett bleiben wollte, um den Vögeln zuzuhören. Weißt du, ich arbeite immer viel besser, wenn ich die Vögel habe singen hören.“

„Das freut mich“, sagte der dicke Müller und klopfte dem Hans auf den Rücken. „Denn du mußt gleich,

sobald du angezogen bist, auf die Mühle kommen und mir das Scheunendach ausbessern.“

Der kleine Hans hatte sich zwar vorgenommen, an seine Gartenarbeit zu gehen, denn er hatte seine Blumen schon seit zwei Tagen nicht begossen, aber er wollte dem Müller seine Bitte nicht abschlagen, weil er doch ein gar so guter Freund von ihm war.

„Glaubst du, es wäre sehr ungefällig von mir, wenn ich dir sagte, daß ich heute selber für mich zu tun habe?“ fragte er mit ängstlicher Stimme.

„Na weißt du,“ sagte der Müller, „ich verlange doch wirklich nicht viel von dir, in Anbetracht des Schufarrens, den ich dir geben will, aber natürlich, wenn du nicht willst, dann geh ich und mache es selbst.“

„Unter keinen Umständen!“ rief der kleine Hans und sprang aus dem Bett, zog sich an und ging mit dem Müller zur Scheune.

Dort arbeitete er den ganzen Tag bis Sonnenuntergang, und dann erschien der Müller, um nachzuschauen, was er geschafft hatte.

„Hast du das Loch im Dach schon ausgebessert?“ fragte der Dicke heiter.

„Alles fertig!“ antwortete der kleine Hans und kletterte die Leiter herab.

„Ach,“ sagte der Müller, „es gibt doch nichts Röstlicheres als die Arbeit, die man für den andern tut.“

„Es ist wirklich herrlich, dich so reden zu hören,“ antwortete der kleine Hans, setzte sich nieder und trocknete sich die feuchte Stirn; „ein sehr großes Vergnügen! Aber ich fürchte, ich werde niemals so schöne Gedanken haben wie du.“

„Oh, das kommt schon,“ sagte der Müller; „du mußt dir nur rechte Mühe geben. Bis jetzt kennst du nur die Praxis der Freundschaft, eines Tages wirst du auch die Theorie erkennen.“

„Glaubst du wirklich?“ fragte der kleine Hans.

„Ich zweifle nicht daran“, entgegnete der Müller. „Aber, wo du jetzt mein Dach ausgebessert hast, wird es dir gut tun, nach Hause zu gehen und dich auszu-ruhen, denn morgen brauche ich dich noch: da mußt du meine Schafe auf den Berg treiben.“

Der arme kleine Hans getraute sich nichts zu sagen, und früh am nächsten Morgen brachte der Müller alle seine Schafe zu ihm, und Hans machte sich mit ihnen auf den Weg zum Berge hinauf. Er brauchte den ganzen Tag zum Hin- und Rückweg, und als er nach Hause kam, war er so müde, daß er in seinem Stuhle einschlief und nicht eher aufwachte, bis es heller lichter Tag war.

„Wie schön wird es heute in meinem Garten werden!“ sagte er zu sich und ging sofort an die Arbeit.

Aber er kam nie dazu, nach seinen Blumen zu sehen, denn sein Freund, der Müller, kam fortwährend und schickte ihn auf zeitraubende Besorgungen aus oder brauchte ihn zur Aushilfe in der Mühle, so daß der kleine Hans zuweilen ganz bekümmert war, denn er fürchtete, seine Blumen könnten glauben, daß er sie ganz vergäße. Aber er tröstete sich immer mit dem Gedanken, daß der Müller doch sein bester Freund sei, und daß er ihm ja auch seinen Schubfarr'n geben wolle, und das ist doch ein Zeichen von seltener Großmut.

So arbeitete der kleine Hans für den Müller, und der Müller redete immer eine Menge schöner Sachen über die Freundschaft, und Hans trug alles in ein Notizbuch ein: und abends pflegte er in diesem Notizbuch zu lesen, denn er war ein sehr gelehriger Schüler.

Nun geschah es, daß er eines Abends an seinem Ofen saß, als ein Schlag gegen die Tür erfolgte. Es war eine sehr stürmische Nacht, und der Wind sauste und brauste so um das Haus, daß Hans zuerst glaubte, es sei der Sturm, der an der Tür rüttle. Aber ein zweiter Schlag folgte dem ersten, und dann kam ein dritter, der noch lauter war als die früheren.

Es ist irgendein armer Reisender, sagte sich der kleine Hans und lief zur Türe.

Da stand der Müller draußen mit der Laterne in der einen und einem dicken Stock in der anderen Hand.

„Liebes Hänschen,“ rief der Müller, „ich bin in großer Angst. Mein Kleiner ist von der Leiter gefallen und hat sich verletzt, und ich muß den Doktor holen. Aber er wohnt so weit weg, und die Nacht ist so schlimm, daß mir einfiel, es wäre eigentlich viel besser, wenn du statt meiner gingst. Du weißt, daß ich dir meinen Schubkarren schenke, und so ist es eigentlich anständig, daß du auch einmal für mich etwas tust.“

„Aber gewiß,“ rief der kleine Hans, „ich bin froh, daß du an mich gedacht hast, und ich werde mich gleich auf die Beine machen. Aber du mußt mir deine Laterne borgen, denn die Nacht ist stockfinster und ich könnte leicht in den Graben fallen.“

„Es tut mir sehr leid,“ erwiderte der Müller, „aber

es ist meine allerbeste Laterne, und es wäre für mich ein großer Schade, wenn etwas damit passierte.“

„Dann laß nur, dann geh ich auch ohne Laterne!“ rief der kleine Hans, nahm seinen Pelzrock vom Nagel und seine warme Mütze, schlang ein Tuch um den Hals und machte sich auf die Reise.

Das Unwetter war schrecklich und die Nacht so dunkel, daß Hans kaum sehen konnte, und der Sturm blies so heftig, daß er Mühe hatte, sich auf den Beinen zu halten. Aber er ging tapfer vorwärts und nach einem dreistündigen Marsch kam er beim Hause des Doktors an und klopfte an die Tür.

„Wer ist da?“ rief der Arzt und steckte den Kopf aus dem Schlafzimmerfenster.

„Der kleine Hans, Herr Doktor.“

„Und was willst du, kleiner Hans?“

„Der Sohn des Müllers ist von der Leiter gefallen und hat sich verletzt, und der Müller bittet Sie, gleich zu ihm zu kommen.“

„Schön“, sagte der Doktor, ließ das Pferd aus dem Stalle holen, ferner hohe Stiefel, nahm seine Laterne, kam die Treppe herab und ritt nach der Mühle, während der kleine Hans hinterhertrabte.

Aber der Sturm wurde immer heftiger, und der Regen goß in Strömen, und der kleine Hans konnte kaum mehr sehen, wo er ging und konnte mit dem Pferde nicht mehr Schritt halten. Schließlich verlor er ganz den Weg, irrte im Moor herum, was sehr gefährlich war, denn es gab da viele tiefe Löcher, und hier ertrank denn der arme kleine Hans. Am nächsten Morgen wurde seine Leiche von einigen Ziegenhirten

in einem großen Wassertümpel gefunden, und sie brachten ihn heim.

Die ganze Nachbarschaft beteiligte sich an dem Leichenbegängnis des kleinen Hans, denn man liebte ihn allgemein, und der Hauptleidtragende war der dicke Müller.

„Da ich sein bester Freund war,“ sagte der Müller, „so geziemt es sich auch, daß ich an erster Stelle gehe“, und so schritt er denn an der Spitze des Zuges in einem langen schwarzen Rock voraus, und dann und wann wischte er sich die Augen mit seinem großen Taschentuch.

„Der Tod des kleinen Hans ist gewiß ein großer Verlust für uns alle“, sagte der Schmied, als das Leichenbegängnis vorüber war, und die Leidtragenden behaglich im Wirtshaus saßen und Glühwein tranken und süßen Kuchen aßen.

„Für mich ist es jedenfalls ein besonders großer Verlust!“ sagte der Müller. „Ich hatte ihm meinen Schubkarren schon so gut wie geschenkt, und nun weiß ich nicht, was ich damit anfangen soll. Er ist mir zu Hause sehr im Wege, und er ist in so schlechtem Zustande, daß ich fast nichts dafür kriege, wenn ich ihn verkaufen wollte. Ich werde mich in Zukunft jedenfalls hüten, wieder etwas zu verschenken. Man hat nur Leid, wenn man zu großzügig ist.“

„Nun?“ fragte der alte Wasserrag nach einer langen Pause.

„Nun, das ist der Schluß“, sagte der Hänfling.

„Und was wurde denn aus dem Müller?“ fragte der Wasserrag.

„Das weiß ich wirklich nicht,“ sagte der Hänfpling, „und kümmert mich auch nicht.“

„Da sieht man ganz deutlich, daß Sie kein Mitgefühl haben“, sagte der Wasserrak.

„Ich glaube beinahe, Sie verstehen die Moral der Geschichte nicht ganz“, sagte der Hänfpling.

„Die was?“ schrie der Wasserrak.

„Die Moral!“

„Wollen Sie etwa damit sagen, daß die Geschichte eine Moral enthält?“

„Ganz gewiß!“ sagte der Hänfpling.

„Wirklich?“ sagte der Wasserrak sehr ärgerlich, „das hätten Sie auch gleich sagen können, ehe Sie zu erzählen anfangen, dann hätte ich gewiß nicht zugehört, sondern Hm! gesagt, wie der Kritiker. Übrigens kann ich das ja noch tun.“ Und so rief er denn sein Hm! mit durchdringender Stimme, schlug einen Kreis mit seinem Schwanz und zog sich wieder in sein Loch zurück.

„Können Sie die Wasserratte leiden?“ fragte die Ente den Hänfpling, als sie einige Minuten später herangepaddelt kam. „Der Alte hat vielleicht eine ganze Menge guter Eigenschaften, aber ich für mein Teil habe nun einmal meine Muttergefühle und kann keinen unverbesserlichen Junggesellen sehen, ohne daß mir die Tränen in die Augen kommen.“

„Ich glaube fast, daß ich ihn gelangweilt habe“, sagte der Hänfpling. „Ich hab’ ihm tatsächlich eine Geschichte mit einer Moral erzählt.“

„Oh, das ist stets eine gefährliche Sache“, sagte die Ente.

Und da stimme ich ganz mit überein.

5. Die merkwürdige Kutsche

Des Kronprinzen Hochzeit stand bevor, und es herrschte überall große Freude. Er hatte ein ganzes Jahr lang auf seine Braut gewartet, und endlich war sie gekommen. Es war eine russische Prinzessin, und sie hatte die ganze Reise von Finnland her in einem von sechs Renttieren gezogenen Schlitten gemacht. Der Schlitten war wie ein großer goldener Schwan gebaut, und zwischen den Schwanenflügeln ruhte die kleine Prinzessin. Ihr langer Hermelinmantel reichte bis zu ihren Füßen, auf ihrem Kopfe trug sie ein kleines, aus Silber gewebtes Häubchen, und sie war so bleich wie der Schneepalast, in dem sie immer gewohnt hatte. So bleich war sie, daß sich alle Leute darob verwunderten, als sie durch die Straßen fuhr. „Sie ist wie eine weiße Rose!“ sagten alle und warfen dabei von den Balkonen Blumen auf sie herab.

Am Tor des Palastes stand der Prinz und erwartete seine Braut, um sie zu empfangen. Er hatte träumerische veilchenblaue Augen, und sein Haar war wie Gold. Als er sie erblickte, ließ er sich auf ein Knie nieder und küßte ihr die Hand.

„Dein Bild war schön,“ murmelte er, „aber du selbst bist noch schöner als dein Bild.“ Und die kleine Prinzessin errötete.

„Sie glich vorhin einer weißen Rose,“ sagte ein junger Page zu seinem Nachbar, „aber nun ist sie wie eine rote Rose.“ Und der ganze Hof war entzückt.

In den nächsten drei Tagen gingen alle umher und sagten: „Rote Rose, weiße Rose, weiße Rose, rote Rose!“ und der König gab Befehl, daß des Pagen Gehalt verdoppelt werden sollte. Da er indessen überhaupt kein Gehalt bezog, so nützte ihm das nicht viel, aber man betrachtete es als eine große Ehre, und der Hof- und Staatsanzeiger nahm vorschriftsmäßige Notiz davon.

Als die drei Tage vorüber waren, wurde die Hochzeit gefeiert. Es war eine wunderbare Feier, und Braut und Bräutigam schritten Hand in Hand einher unter einem Baldachin aus Purpursammet, der mit kleinen Perlen bestickt war. Dann gab es eine Hostafel, die fünf Stunden dauerte. Der Prinz und die Prinzessin saßen obenan in der großen Halle und tranken aus einer Schale von weißem Kristall. Nur treu Liebende konnten aus dieser Schale trinken, denn wenn sie falsche Lippen berührten, wurde sie grau und trüb und wolfig.

„Es ist ganz klar, daß sie einander lieben,“ sagte der kleine Page, „so klar wie Kristall.“ Und der König verdoppelte ein zweites Mal sein Gehalt, und alle Hofleute riefen: „Welche Ehre!“

Nach dem Bankett gab es einen großen Ball. Braut und Bräutigam tanzten den Rosentanz, und der König hatte versprochen, dazu die Flöte zu spielen. Er spielte sehr schlecht, aber niemand hätte es zu sagen gewagt, denn er war eben der König. Er kannte nur zwei Stücke und war nie ganz sicher, welches er gerade spielte. Aber das schadete nichts, denn, was er auch immer tat, alle Leute schrien: „Entzückend!“

Die letzte Nummer des Festes bildete ein großes Feuerwerk, das genau um Mitternacht abgebrannt werden sollte. Die kleine Prinzessin hatte noch nie in ihrem Leben ein Feuerwerk gesehen, und so hatte der König dem königlichen Hoffeuerwerker den Auftrag gegeben, am Tage der Hochzeit selbst dabei zu sein.

„Wie schaut ein Feuerwerk aus?“ hatte die Prinzessin den Prinzen gefragt, als sie eines Morgens auf der Terrasse spazieren gingen.

„Es sieht aus wie ein Nordlicht, nur viel natürlicher“, antwortete der König, der immer auf Fragen antwortete, die an andere Leute gerichtet waren. „Ich für mein Teil ziehe es sogar den Sternen vor, denn man weiß immer, wann so ein Feuerwerk losgeht, und es ist so schön wie mein Flötenspiel. Das mußt du unbedingt sehen.“

Am Ende des königlichen Gartens war ein großes Gerüst aufgeschlagen, und sobald der königliche Hoffeuerwerker alles in Ordnung gebracht hatte, begannen die Feuerwerkskörper miteinander zu reden.

„Die Welt ist doch wirklich schön!“ sagte ein kleiner Schwärmer. „Schaut euch nur einmal diese gelben Tulpen an. Sie könnten nicht schöner sein, und wenn es wirklich Schwärmer wären. Ich bin doch sehr froh, daß ich Reisen gemacht habe. Reisen bildet den Geist in wunderbarer Weise und räumt mit allen Vorurteilen gründlich auf.“

„Der königliche Garten ist nicht die Welt, du närrischer Schwärmer“, sagte eine dicke römische Kerze. „Die Welt ist ein riesiger Platz, man braucht mindestens drei Tage, um sie gründlich zu besuchen.“

„Jedes Plätzchen, das man liebt, ist für uns eine Welt“, sagte ein nachdenkliches Feuerrad, das seit seiner Jugend an einer alten Holzschachtel befestigt worden war und sich nun seines gebrochenen Herzens rühmte. „Aber die Liebe ist nicht mehr modern, die Dichter haben sie getötet: sie schrieben so viel darüber, daß ihnen niemand mehr glaubt, was mich auch gar nicht besonders wundert. Wahre Liebe leidet und plaudert nicht. Ich erinnere mich, daß ich selbst einmal — aber warum darüber reden? Die Romantik gehört der Vergangenheit an.“

„Unfinn,“ sagte die römische Kerze, „Romantik stirbt niemals aus. Sie gleicht dem Monde und ist unsterblich. Braut und Bräutigam zum Beispiel lieben einander unaussprechlich. Ich habe diesen Morgen alles von einer braunen Patrone gehört, die zufälligerweise in demselben Kasten lag wie ich und die neuesten Hofnachrichten kannte.“

„Aber das Feuerrad schüttelte den Kopf: „Die Romantik ist tot, die Romantik ist tot, die Romantik ist tot“, murmelte sie, denn das Feuerrad gehörte zu jenen Leuten, die da glauben, daß eine Sache endlich wahr wird, wenn man sie unaufhörlich wiederholt.“

Plötzlich hörte man ein scharfes, trockenes Husten, und alles blickte sich um.

Das Husten kam von einer schlanken, hochmütig aussehenden Rakete, die ans Ende eines langen Stockes gebunden war. Sie hustete immer, bevor sie eine Bemerkung machte, um dadurch die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

„Hm! hm!“ räusperte sie, und alles hörte zu, mit Ausnahme des armen Feuerrades, das noch immer den Kopf schüttelte und murmelte: „Die Romantik ist tot!“

„Zur Ordnung!“ schrie ein Schwärmer. Er litt stark an politischen Anwandlungen und hatte bei den Wahlen immer eine hervorragende Rolle gespielt, und so kannte er die gebräuchlichen parlamentarischen Ausdrücke.

„Ganz tot!“ flüsterte das Feuerrad und schloß ein.

Sobald tiefe Stille eingetreten war, hustete die Rakete zum dritten Male und begann. Sie sprach mit einer langsamen und eindringlichen Stimme, als ob sie ihre Lebenserinnerungen diktierte und blickte immer den, mit dem sie gerade redete, über die Achsel an. Tatsächlich hatte sie wirklich äußerst vornehme Manieren.

„Wie glücklich sich das doch für den Kronprinzen trifft,“ bemerkte sie, „daß er gerade an dem Tage heiratet, wo ich losgelassen werden soll. Selbst wenn man die ganze Sache mit Absicht so angelegt hätte, könnte es für ihn gar nicht besser ausfallen; aber Prinzen haben immer Glück.“

„O Gott,“ sagte der kleine Schwärmer, „ich dachte, die Sache läge gerade umgekehrt, und wir sollten zu Ehren des Prinzen losgelassen werden.“

„Das trifft bei Ihnen vielleicht zu,“ sagte die Rakete, „ich bin sogar überzeugt, daß dem so ist; aber bei mir ist es doch etwas anders. Ich bin eine ganz besondere Rakete und stamme von ganz besonderen Eltern ab. Meine Mutter war das berühmteste Feuerrad ihrer Zeit und war ihres graziösen Tanzes wegen berühmt. Als sie vor dem Publikum auftrat, drehte sie sich neun-

zehnmal um sich selbst, bevor sie erlosch, und dabei schleuderte sie sieben rosa Sterne in die Luft. Sie hatte dritthalb Fuß im Durchmesser und war aus dem besten Schießpulver hergestellt. Mein Vater war eine Rakete wie ich und von französischer Abkunft. Er flog so hoch, daß man allgemein fürchtete, er würde nie wieder zur Erde kommen. Er tat es aber schließlich doch, denn er war sehr liebenswürdig veranlagt, und sein Fall war ein einziger Funkenschauer goldenen Regens. Die Zeitungen besprachen seine Leistung in den schmeichelhaftesten Ausdrücken und der Hof- und Staatsanzeiger nannte ihn einen Triumph der Pyrotechnik.“

„Pyrotechnik meinen Sie wohl, Pyrotechnik“, sagte ein bengalisches Licht. „Ich weiß, es heißt Pyrotechnik, denn es steht auf meiner Blechbüchse geschrieben.“

„Ich aber sage Pyrotechnik“, antwortete die Rakete sehr gemessen und das bengalische Licht fühlte sich so geduckt, daß es sofort den kleinen Schwärmer anzurempeln begann, um zu zeigen, daß ein bengalisches Licht doch auch eine Person von einiger Wichtigkeit wäre.

„Ich sagte also,“ fuhr die Rakete fort, „ich sagte —: ja, was sagte ich doch gleich?“

„Sie sprachen von sich selbst“, sagte die römische Kerze.

„Natürlich! Ich wußte doch, daß ich ein interessantes Thema behandelte, als ich so unfein unterbrochen wurde. Ich hasse die Roheit und die schlechten Manieren, denn ich bin sehr empfindsam! Niemand in der ganzen Welt ist wohl so empfindsam wie ich. Davon bin ich überzeugt.“

„Was heißt denn das: empfindsam?“ fragte der Schwärmer die römische Kerze.

„Empfindsam ist jemand, der andere Leute immer auf die Beine tritt, weil er selbst Hühneraugen hat“, antwortete die römische Kerze, und der Schwärmer plakte beinahe vor Lachen.

„Bitte, worüber lachen Sie?“ fragte die Rakete, „ich lache doch nicht!“

„Ich lache, weil ich glücklich bin“, antwortete der Schwärmer.

„Das ist ein sehr eigennütziger Grund“, sagte die Rakete ärgerlich. „Welches Recht haben Sie, glücklich zu sein? Sie sollten an andere Leute denken: zum Beispiel an mich! Ich denke immer an mich, und ich erwarte, daß alle andern das gleiche tun. Das nennt man Sympathie. Es ist eine sehr schöne Tugend, und ich besitze sie im hohen Maße! Nehmen Sie zum Beispiel an, es würde mir heute nacht etwas zustoßen. Welch ein Unglück wäre das für die ganze Welt! Der Prinz und die Prinzessin würden nie wieder glücklich sein können und ihr ganzes eheliches Leben wäre gestört. Und was den König betrifft, so weiß ich, er käme nicht wieder darüber hinweg. Wahrhaftig! Wenn ich über die Bedeutung meiner Stellung nachzudenken anfangе, so bin ich fast zu Tränen gerührt.“

„Wenn Sie anderen ein Vergnügen machen wollen, so bleiben Sie gefälligst hübsch trocken“, bemerkte die römische Kerze.

„Gewiß!“ rief das bengalische Licht, das jetzt schon wieder besser aufgelegt war, „das lehrt ja der gemeine Menschenverstand.“

„Der gemeine Menschenverstand?“ grollte die Rakete verächtlich. „Ihr vergeßt eben alle, daß ich gar nicht gemein bin, sondern etwas ganz Besonderes vorstelle. Gemeinen Menschenverstand kann jeder haben, vorausgesetzt, daß man keine Phantasie hat. Aber ich habe Phantasie, denn ich denke an die Dinge niemals, wie sie wirklich sind, sondern ich denke sie mir immer als ganz anders. Und was nun mein Trockenbleiben anbetrifft, so ist augenscheinlich niemand hier, der überhaupt meine gefühlvolle Natur begreifen könnte. Glücklicherweise ist mir das höchst gleichgültig! Das einzige, was einen im Leben aufrechthält, ist das Bewußtsein der ungeheuren Unterlegenheit aller anderen, und das ist ein Gefühl, das ich immer gepflegt habe. Herz hat von euch doch kein einziger! Ihr lacht und seid glücklich; genau so, als ob der Prinz und die Prinzessin heute nicht Hochzeit hätten.“

„Warum auch nicht?“ rief eine kleine Leuchtkugel. „Hochzeitmachen ist doch ein sehr freudiger Anlaß, und wenn ich durch die Luft segle, will ich allen Sternen davon berichten. Ihr werdet sehen, wie die Sterne blinzeln, wenn ich ihnen von der hübschen Braut berichte.“

„Das nenne ich eine gewöhnliche Weltanschauung“, sagte die Rakete. „Aber ich habe nichts anderes von Ihnen erwartet: in Ihnen ist nichts, Sie sind hohl und leer. Vielleicht wohnen der Prinz und die Prinzessin später in einer Gegend, wo ein tiefer Fluß ist, und vielleicht haben sie auch einmal einen einzigen Sohn, einen kleinen blondgelockten Knaben mit Weisenaugen, wie sie der Prinz hat. Vielleicht wird das Kind eines Tages von der Amme spazieren geführt. Kann nicht

die Amme unter einem Fliederbusch einschlafen? Kann nicht das kleine Kind in den Fluß fallen und ertrinken? Welch ein schreckliches Unglück! O die Ärmsten, die ihr einziges Kind verlieren! Es ist zu schrecklich! Ich werde nie darüber wegkommen.“

„Aber sie haben ja noch gar nicht ihr einziges Kind verloren“, sagte die römische Kerze. „Es ist ihnen ja überhaupt noch kein Unglück zugestoßen.“

„Das habe ich ja auch gar nicht gesagt“, erwiderte die Rakete, „sondern nur, daß ihnen ein Unglück zugestoßen k ö n n t e. Wenn sie ihren einzigen Sohn wirklich verloren hätten, dann hätte es gar keinen Zweck, noch ein Wort darüber zu sprechen, denn ich hasse die Leute, die wegen vergossener Milch weinen. Wenn ich aber denke, daß sie den einzigen Sohn verlieren k ö n n t e n, bin ich schon im höchsten Grade affektiert.“

„Das glaube ich“, sagte das bengalische Licht. „Sie sind die affektierteste Person, der ich je begegnet bin.“

„Und Sie sind die roheste Person, die ich je kennen gelernt habe“, erwiderte die Rakete, „und können meine Freundschaft für den Prinzen nicht begreifen.“

„Aber Sie kennen ihn ja überhaupt nicht“, brummte die römische Kerze.

„Ich habe auch nie gesagt, daß ich ihn kenne“, erwiderte die Rakete, „und ich glaube auch, daß ich durchaus nicht sein Freund wäre, wenn ich ihn kennen würde. Es ist überhaupt eine sehr gefährliche Sache, seine Freunde zu kennen.“

„Denken Sie lieber daran, trocken zu bleiben“, sagte die kleine Leuchtkugel; „das ist die Hauptsache.“

„Wichtig für Sie, das glaube ich; aber ich weine, wann es mir paßt!“

Und wirklich brach jetzt die Rakete in echte Tränen aus, die wie Regentropfen an ihrem Stod herunterrieselten und beinahe zwei kleine Käfer ertränkt hätten, die gerade mit dem Gedanken umgingen, sich einen eigenen Hausstand zu gründen und nach einem trockenen Fleckchen dazu umsehen.

„Die Rakete scheint wirklich sehr romantischer Natur zu sein,“ meinte das Feuerrad, „denn sie weint, wo gar kein Anlaß dazu ist.“ Und es seufzte tief auf und träumte von der hölzernen Schachtel.

Aber die römische Kerze und das bengalische Licht waren äußerst empört und riefen ganz laut: „Schwindel! alles Schwindel!“ Es waren eben praktische Naturen, und wenn ihnen etwas nicht zusagte, so nannten sie es gleich Schwindel!

Da ging der Mond auf wie ein wunderbarer Schild aus Silber, und die Sterne fingen an zu leuchten, und heitere Musik erscholl aus dem Palaste.

Der Prinz und die Prinzessin führten den Tanz an. Sie tanzten so schön, daß die hohen weißen Lilien durch das Fenster hineinnickten und zusahen, und die großen roten Klatfchrosen den Kopf wiegten und den Takt dazu schlugen.

Dann schlug die Uhr zehn, und dann elf und endlich zwölf, und mit dem letzten Schlage der Mitternacht kam alles auf die Terrasse hinaus, und der König schickte nach dem königlichen Hoffeuerwerker.

„Das Feuerwerk soll beginnen“, sagte der König, und der königliche Hoffeuerwerker machte einen tiefen

Diener und eilte hinab ans Ende des Gartens. Er hatte sechs Gehilfen bei sich, und jeder trug eine brennende Fackel am Ende einer langen Stange.

Es gab tatsächlich ein wunderbares Schauspiel.

„Sss!“ machte das Feuerrad, als es sich zu drehen begann. „Bum! Bum!“ machte die römische Kerze. Dann tanzten die Schwärmer über den ganzen Platz, und die bengalischen Lichter färbten alles scharlachrot. „Lebt wohl!“ rief die kleine Leuchtkugel, als sie emporstieg und kleine blaue Funken fallen ließ. „Quak!“ antworteten die Feuerfrösche, die sich riesig freuten. Und alles hatte einen großen Erfolg mit Ausnahme der merkwürdigen Rakete. Sie war vom Weinen so naß geworden, daß sie überhaupt nicht losging. Das Beste an ihr war das Schießpulver, und das war von ihren Tränen so durchnäßt worden, daß es keinen Wert hatte. All ihre armseligen Verwandten, von denen sie sonst nur mit verächtlichem Lächeln sprach: alle flogen fröhlich in die Luft empor gleich wunderbaren goldenen Blumen mit feurigen Blüten. „Hurra, hurra!“ schrie der ganze Hof, und die kleine Prinzessin lachte laut vor Vergnügen.

„Gewiß hebt man mich für eine ganz große Gelegenheit auf,“ sagte sich die Rakete, „und das ist zweifellos so, ganz sicher ist es so!“ Und sie sah hochmütiger aus als je.

Am nächsten Morgen kamen die Arbeiter, um aufzuräumen. „Das ist gewiß eine Deputation,“ sagte die Rakete zu sich selbst, „und die will ich mit gebührender Würde empfangen.“ Und sie steckte die Nase hoch in die Luft und runzelte die Stirn, als denke sie weiß Gott

über welche Wichtigkeit nach. Aber die Arbeiter nahmen gar keine Notiz von ihr, und erst als sie sich schon entfernen wollten, bemerkte sie einer. „Sieh da!“ rief er, „hier liegt noch eine schlechte Rakete!“ und warf sie über die Mauer in den Graben.

„Schlechte Rakete, schlechte Rakete?“ sagte sie, als sie durch die Luft wirbelte. „Unmöglich! Große Rakete hat der Mann sicher gesagt! Schlecht und groß klingt sehr ähnlich und bedeutet auch oft dasselbe.“ Und damit fiel sie in den Schlamm.

„Sehr angenehm ist es hier ja gerade nicht,“ bemerkte sie, „aber es ist gewiß irgendein elegantes Moorbad, und man hat mich meiner angegriffenen Gesundheit wegen hierhergeschickt: meine Nerven sind ja auch ohne Zweifel etwas zerrüttet, und ich brauche Ruhe!“

Da schwamm ein kleiner Frosch mit glänzenden Auglein und einem grünschweifigen Rock auf sie zu.

„Ein neuer Gast“, sagte der Frosch; „ja, es gibt auch nichts Besseres als den Schlamm. Habe ich nur Regenwasser und einen Graben, dann bin ich vollkommen glücklich. Glauben Sie, daß es heute nachmittag noch regnen wird? Ich wünschte es wohl, aber der Himmel ist ganz blau und wolkenlos. Schade!“

„Hm, hm!“ machte die Rakete und begann zu husten.

„Welch eine entzückende Stimme Sie haben,“ rief der Frosch; „sie klingt fast wie unser Quak quak! Und Quaken ist doch das Musikalischste, was es in der Welt gibt. Sie werden heute abend unseren Gesangsverein hören! Wir tagen im alten Ententeich hinterm Pächterhaus, und sobald der Mond aufsteigt, legen wir los. Unser Gesang ist so hinreißend, daß alles wach liegt in

den Betten, nur um uns zuzuhören. Gestern erst hörte ich, wie die Pächtersfrau zu ihrer Mutter sagte, daß sie unfertwegen nicht eine Sekunde lang die Augen hätte zutun können. Es ist sehr erfreulich, wenn man so beliebt ist.“

„Hm, hm!“ machte die Rakete verdrießlich, denn sie war sehr ärgerlich, daß sie gar nicht ein Wort einwerfen konnte.

„Eine reizende Stimme, in der Tat!“ fuhr der Frosch fort. „Ich hoffe, Sie kommen heute ein bißchen zum Ententeich hinüber. Aber jetzt muß ich erst mal nach meinen Töchtern sehen: ich habe nämlich sechs hübsche Töchter und ich fürchte, es könnte ihnen der Hecht begegnen. Das ist ein gräßliches Untier, und er würde keinen Augenblick zögern, sie zum Frühstück zu verspeisen. Also auf Wiedersehen; ich habe mich sehr gefreut, mit Ihnen so nett geplaudert zu haben.“

„Sehr gut,“ sagte die Rakete, „Sie haben die ganze Zeit über allein gesprochen. Das nenne ich keine Unterhaltung.“

„Einer muß zuhören,“ antwortete der Frosch, „und ich besorge das Sprechen gern allein. Man erspart damit Zeit und Streit!“

„Aber ich liebe den Streit!“ rief die Rakete aus.

„Hoffentlich doch nicht“, sagte der Frosch liebenswürdig. „Streit ist etwas sehr Gemeines, denn in guter Gesellschaft haben alle dieselbe Ansicht. Also nochmals auf Wiedersehen. Dort hinten sehe ich schon meine Töchter.“ Und der kleine Frosch schwamm fort.

„Sie fallen mir auf die Nerven,“ sagte die Rakete, „und Sie sind sehr schlecht erzogen! Ich hasse Leute,

die gleich Ihnen immer von sich selber sprechen, wenn man, wie ich, von sich selbst sprechen will. Das nenne ich eigennützig, und Eigennutz ist ganz abscheulich, besonders bei meinem Temperament, denn ich bin meines sympathischen Wesens halber überall sehr beliebt. Sie sollten sich an mir ein Beispiel nehmen, denn Sie könnten gar kein besseres Vorbild finden! Und weil Sie gerade jetzt dazu Gelegenheit haben, sich zu bilden, so sollten Sie sie rasch benutzen, denn ich gehe in kürzester Zeit an den Hof zurück. Ich bin sehr gut angeschrieben bei Hofe. Mir zu Ehren haben der Prinz und die Prinzessin gestern geheiratet. Natürlich wissen Sie von all den Dingen nichts, denn Sie sind ein Provinziale."

„Es hat keinen Zweck, wenn Sie ihm was vorschwätzen," sagte eine Küchenfliege, die auf der Spitze eines großen braunen Rohrkolbens saß, „der Frosch ist nämlich schon längst fort."

„Das ist kein Schade und nicht meiner", knurrte die merkwürdige Katete. „Ich werde nicht aufhören, mit ihm zu reden, nur deshalb, weil er nicht zuhört. Ich höre mich selbst sehr gern sprechen, das ist mein größtes Vergnügen. Ich führe oft lange Selbstgespräche, und dabei rede ich so geschickt, daß ich selber oft kein einziges Wort von dem verstehe, was ich sage."

„Dann sollten Sie Vorträge über Philosophie halten", sagte die Fliege; darauf breitete sie ein Paar entzündende Gazeflügel aus, erhob sich und segelte in den Himmel.

„Wie dumm von ihr, daß sie nicht dablief", sagte die Katete. „Solch eine Gelegenheit, den Geist zu bilden, findet sie nicht oft. Was aber gehts mich an! Ein

Genie wie das meine findet eines Tages doch seine Anerkennung.“ Und sie versank noch etwas tiefer in den Schlamm.

Nach einiger Zeit kam eine dicke weiße Ente zu ihr angeschwommen. Sie hatte gelbe Füße mit Schwimmhäuten und galt ihres Watschelganges halber als große Schönheit.

„Quak,“ sagte sie, „was für ein komisches Gestell Sie doch sind! Darf ich mir die Frage erlauben, ob Sie schon so geboren wurden oder erst durch einen Unglücksfall so geworden sind?“

„Es ist klar, daß Sie immer nur auf dem Lande gelebt haben,“ antwortete die Rakete, „sonst würden Sie wissen, wer ich bin. Aber ich entschuldige ihre Unwissenheit, denn es wäre unbillig, von anderen Leuten zu verlangen, daß sie ebenso bedeutend seien, als man selber ist. Sie werden gewiß überrascht sein, zu hören, daß ich bis in den Himmel fliegen und dann in einem Schauer von goldenem Regen wieder auf die Erde hinabkommen kann.“

„Na, davon halte ich nicht viel,“ sagte die Ente, „weil ich nicht einsehen kann, was das für einen Zweck hat! Ja, sehen Sie, wenn Sie Felder pflügen könnten wie der Ochse oder einen Wagen ziehen wie das Pferd oder die Schafe bewachen wie der Schäferhund, das wäre etwas.“

„Armes Geschöpf,“ rief die Rakete in einem sehr überlegenen Ton, „ich sehe schon, Sie gehören zu den untersten Klassen! Eine Person von meinem Range hat niemals einen Zweck! Wir haben gewisse Talente und das ist mehr als genügend. Ich persönlich habe

indessen gar keine Sympathie für irgendwelche Beschäftigung, am allerwenigsten mit der, die Sie mir da anpreisen. Ich war immer der Ansicht, daß nur die Leute zur Arbeit ihre Zuflucht nehmen, die nichts anderes zu tun haben.“

„Schön, schön“, sagte die Ente, die von Natur sehr friedfertig war und niemals leicht mit jemand Streit anfang. „Jeder hat eben seinen Geschmack. Ich hoffe indessen, daß Sie sich hier bei uns niederlassen werden?“

„O nein!“ rief die Rakete, „ich bin hier nur Besuch, vornehmer Besuch! Ich finde den Ort sehr langweilig, denn es gibt hier weder Gesellschaft noch Einsamkeit. Es riecht hier alles nach Vorstadt, und ich werde deshalb wahrscheinlich an den Hof zurückkehren, denn ich weiß, daß ich dazu auserlesen bin, in der Welt noch einmal Aufsehen zu machen.“

„Ich habe auch schon einmal daran gedacht, in das öffentliche Leben zu treten,“ bemerkte die Ente, „denn es gibt soviel Dinge, die verbessert werden müßten. Vor einiger Zeit hab ich auch wirklich bei einer Versammlung den Vorsitz geführt, und wir faßten allerhand Beschlüsse, die alles verurteilten, was wir nicht leiden mochten. Aber sie scheinen keinen Eindruck gemacht zu haben. Jetzt gehe ich ganz in meiner Häuslichkeit auf und kümmerge mich nur um meine Familie.“

„Ich bin für die Öffentlichkeit geboren,“ antwortete die Rakete, „und auch alle meine Verwandten, selbst die bescheidensten sind es ebenso! Wo und wann wir nur erscheinen, erregen wir die größte Aufmerksamkeit. Ich selbst bin zwar noch nicht in die Öffentlichkeit getreten, aber wenn es erst dazu kommt, wird es ein

unvergleichlicher Anblick werden. Was jedoch die Häuslichkeit betrifft, so altert man dadurch rasch und unser Geist wird von höheren Dingen abgelenkt!"

„Ach ja, die höheren Dinge im Leben, die sind wohl schön," sagte die Ente, „und das erinnert mich daran, wie ich hungrig bin." Und sie schwamm den Bach hinunter und machte „Quak, Quak".

„Kommen Sie zurück, kommen Sie doch zurück," rief die Rakete, „ich habe Ihnen noch eine Menge zu sagen!" Aber die Ente schenkte ihr keine Aufmerksamkeit. „Ich bin froh, daß sie fort ist", sagte die Rakete zu sich selbst. „Sie hat entschieden was Spießbürgerliches an sich", und sie sank wieder ein bißchen tiefer in den Schlamm und begann über die Einsamkeit des Genies nachzudenken, als zwei kleine Jungen in weißen Kitteln ans Ufer gelaufen kamen, die einen Kessel und trockenes Reisig trugen.

„Das muß die Deputation sein", sagte die merkwürdige Rakete und suchte sehr würdevoll auszusehen.

„Hallo," schrie einer der Jungen, „sieh doch den kleinen Stock da. Wie ist denn der hierhergekommen?" Und er fischte die Rakete aus dem Graben auf.

„Kleiner Stock?" sagte die Rakete. „Unmöglich! Feiner Stock sagte er gewiß! Feiner Stock ist sehr schmeichelhaft. Er hält mich gewiß für einen Würdenträger vom Hofe."

„Wir wollen ihn ins Feuer legen," sagte der andere Junge, „dann wird der Kessel schneller ins Kochen kommen."

Sie häuften nun das Reisig übereinander, legten die Rakete darauf und zündeten ein Feuer an.

„Das ist großartig“, rief die Rakete. „Sie lassen mich bei hellem Tageslicht aufsteigen, so daß mich jeder sehen kann.“

„Jetzt werden wir erst ein bißchen schlafen“, sagten die beiden Jungen, „und wenn wir aufwachen, wird der Kessel heiß sein.“

Und sie legten sich ins Gras und schlossen die Augen. Die Rakete war sehr durchnäßt und so dauerte es ziemlich lange, ehe sie Feuer fing. Aber endlich brannte sie doch an.

„Nun gehe ich los!“ schrie sie und machte sich steif und starr. „Ich weiß, ich werde viel höher steigen als die Sterne, viel höher als der Mond, viel höher als die Sonne. Ich werde wirklich so hoch steigen, daß —“

„Fzzz, fzzz, fzzz!“ und sie stieg kerzengrade in die Luft.

„Entzückend!“ schrie sie, „nun werde ich ewig so weiter steigen. Ich habe einen ganz wunderbaren Erfolg.“

Aber niemand sah sie.

Da begann sie ein merkwürdiges Prickeln am ganzen Leibe zu fühlen.

„Nun werde ich gleich explodieren!“ jubelte sie. „Ich werde die ganze Welt in Brand setzen und dabei solch einen Lärm machen, daß man ein ganzes Jahr von nichts anderem sprechen wird.“ Und in diesem Augenblick explodierte sie wirklich. „Bauz, bum!“ machte das Schießpulver. Darüber bestand gar kein Zweifel.

Aber niemand hörte den Knall, nicht einmal die beiden kleinen Rangen, denn sie schliefen fest.

Und alles, was von ihr übrigblieb, war der Stoß,

und dieser fiel einer Gans auf den Rücken, als sie eben am Rande des Grabens watschelte.

„Großer Gott,“ schrie die Gans, „jetzt regnets schon Stöcke“, und sie plumpfte schleunigst ins Wasser.

„Ich mußte doch, daß ich ein riesiges Aufsehen machen würde“, leuchte die Rakete und ging aus . . .!

6. Die Sphing ohne Geheimnis

(Eine Radierung)

Eines Nachmittags saß ich vor dem Café de la Paix und betrachtete den Glanz und das Glend des Pariser Lebens und wunderte mich bei meinem Glase Vermut über das merkwürdige Panorama von Pracht und Armut, das da vorüberzog. Da hörte ich, wie mich jemand bei Namen rief. Ich drehte mich um und sah Lord Murchison. Wir waren einander nicht wieder begegnet, seitdem wir vor nunmehr zehn Jahren zusammen das gleiche Gymnasium besucht hatten, und so war ich denn sehr erfreut ihn wiederzusehen und wir schüttelten uns herzlich die Hände. In Oxford waren wir gute Freunde gewesen. Ich hatte ihn immer riesig gern gehabt, denn er war so hübsch, so geistreich und so anständig, und wir pflegten damals zu sagen, daß er gewiß der beste Junge auf der Welt wäre, wenn er nur nicht immer die Wahrheit sagen würde. Aber ich glaube, daß wir ihn grade wegen seiner Offenheit so stark bewunderten. Ich fand ihn jetzt ziemlich verändert, er sah verlegen und besorgt aus, und er schien

von irgendeinem Zweifel geplagt zu sein. Ich dachte mir, das könne kein moderner Skeptizismus sein, denn Murchison war durch und durch konservativ und glaubte an den Pentateuch ebenso fest wie ans Haus der Lords. So war ich denn der Überzeugung, daß es sich offenbar um eine Frau handele, und fragte ihn, ob er schon verheiratet sei.

„Ich verstehe zu wenig von Frauen“, antwortete er.

„Mein lieber Gerald,“ sagte ich, „Frauen wollen nur geliebt und nicht verstanden werden.“

„Ich kann nicht lieben, wo ich nicht vertrauen kann“, erwiderte er.

„Ich glaube, du hast ein Geheimnis in deinem Leben, Gerald?“ rief ich aus. „Erzähle mir doch davon.“

„Wollen wir nicht eine Spazierfahrt machen? Hier ist es zu voll“, antwortete er. „Nein, keinen gelben Wagen, lieber eine andere Farbe; da, der dunkelgrüne, der ist mir recht.“ Und einige Augenblicke später rollten wir den Boulevard in der Richtung auf die Madeleine hinunter.

„Wohin wollen wir eigentlich?“ fragte ich.

„Wohin du willst“, antwortete er. „Meinetwegen zum Restaurant im Bois. Wir werden dort dinieren, und du wirst mir von dir erzählen.“

„Ich möchte erst etwas von dir hören“, sagte ich. „Erzähle mir dein Geheimnis.“

Er zog aus seiner Rocktasche ein kleines silberbeschlagenes Ledertäschchen und reichte es mir. Ich öffnete sie. Es enthielt die Photographie einer Frau. Sie war groß und schön und sah seltsam malerisch aus mit ihren großen, etwas abweisenden Augen und dem

offenen Haar: etwa wie eine Hellseherin, und war in reiches Pelzwerk gekleidet.

„Was hältst du von diesem Gesicht?“ fragte er. „Ist es aufrichtig?“

Ich studierte es aufmerksam. Das Gesicht sah aus wie das eines Menschen, der ein Geheimnis hat, aber ob dies Geheimnis gut oder böse sei, konnte ich nicht herausfinden. Ihre Schönheit war wie aus vielen Geheimnissen gebildet, eine Schönheit, die psychologischer und nicht plastischer Natur ist, und das flüchtige Lächeln, das ihre Lippen umspielte, war viel zu scharf, um wirklich süß zu sein.

„Nun,“ rief er ungeduldig, „was sagst du?“

„Eine Gioconda in Zobel“, antwortete ich. „Sag mir doch, was du von ihr weißt?“

„Nicht jetzt,“ sagte er, „nach Tisch.“ Und er begann von anderen Dingen zu sprechen.

Als uns der Kellner Kaffee und Zigaretten brachte, erinnerte ich Gerald an sein Versprechen. Er stand von seinem Stuhle auf und ging zwei- oder dreimal auf und ab, ließ sich dann in einen Lehnstuhl fallen und erzählte mir folgende Geschichte:

„Eines Tages ging ich so um fünf Uhr die Bond Street hinunter: es herrschte ein furchtbares Gewirr von Wagen, und der Verkehr war gehemmt. Ganz hart am Damm stand ein kleiner gelber Brougham, der aus irgendeinem Grunde meine Aufmerksamkeit erregte. Und als ich vorüberging, blickte das Antlitz aus dem Wagen, das ich dir vorhin gezeigt habe. Es fesselte mich sofort. Die ganze Nacht mußte ich daran denken und auch noch den ganzen nächsten Tag. Ich wanderte

die verdamnte Straße auf und ab, stierte in jeden Wagen und wartete auf den gelben Brougham. Aber ich konnte ma belle inconnue nicht wiederfinden und schließlich begann ich zu glauben, daß sie nur ein Traum gewesen sei. Etwa eine Woche später speiste ich bei Madame de Rostail. Das Diner war für acht angelegt, aber um halb neun Uhr warteten wir noch immer im Salon. Endlich öffnete der Diener die Tür und meldete Lady Alroy. Es war die Frau, die ich solange gesucht hatte. Sie kam ganz langsam herein, sah aus wie ein in graue Spitzen gehüllter Mondstrahl, und zu meinem unbeschreiblichen Entzücken wurde ich aufgefordert, sie zu Tische zu führen. Als wir saßen, bemerkte ich ganz unschuldig: „Ich glaube, daß ich Sie vor einiger Zeit ganz flüchtig in der Bond Street gesehen habe, Lady Alroy.“ Sie wurde ganz blaß und sagte leise zu mir: „Bitte, sprechen Sie nicht so laut, man könnte Sie hören.“ Ich fühlte mich recht unbehaglich, da ich mich so schlecht eingeführt hatte und stürzte mich mit Todesmut in ein Gespräch über französische Poffen. Sie war sehr wortkarg und sprach immer mit demselben weichen musikalischen Flüstern und schien in ewiger Angst zu schweben, daß sie jemand belauschen könne. Ich verliebte mich leidenschaftlich, unsinnig, und die unerklärbare Atmosphäre des Geheimnisses, die sie umgab, erregte meine heftigste Neugierde. Als sie fortging — und sie verabschiedete sich schon frühzeitig nach dem Diner — fragte ich sie, ob ich sie besuchen dürfe. Sie zögerte einen Augenblick, sah sich hastig um, als ob sie fürchtete, es könne jemand in der Nähe sein, und sagte dann: „Ja, morgen um dreiviertel fünf.“ Ich bat

Madame de Kostail, mir etwas über sie zu sagen, aber alles, was ich erfahren konnte, war, daß sie eine Witwe sei, die ein wunderschönes Haus in Park Lane habe — und als irgendein wissenschaftlicher Idiot eine lange Abhandlung über Witwen begann, um an Beispielen zu beweisen, daß die Überlebenden eben die zur Ehe Geeignetsten wären, empfahl ich mich und ging nach Hause.

Am nächsten Tage erschien ich pünktlich zur angegebenen Zeit in Park Lane, aber der Hofmeister sagte mir, daß Lady Alron soeben ausgegangen sei. Ich ging in meinen Klub und war unglücklich und aufgeregt darüber, was ich davon zu halten hätte. Nach langer Überlegung schrieb ich ihr einen Brief, in dem ich anfragte, ob sie mir erlauben würde, an einem anderen Tage mein Glück zu versuchen. Einige Tage lang bekam ich keine Antwort, aber endlich erhielt ich ein Briefchen des Inhalts, daß sie am Sonntag um vier Uhr zu Hause sein würde. Und das Briefchen hatte folgende sonderbare Nachschrift: Bitte, schreiben Sie mir nicht wieder hierher. Ich werde Ihnen den Grund bei unserem Wiedersehen sagen. Am Sonntag empfing sie mich und war entzückend; aber als ich mich verabschiedete, bat sie mich, wenn ich ihr je wieder etwas zu schreiben hätte, den Brief an Frau Knor in Whittakers Buchhandlung zu adressieren. „Es gibt Gründe, warum ich in meinem Hause keine Briefe in Empfang nehmen kann“, sagte sie.

Den ganzen Winter über besuchte ich sie sehr oft, und die Atmosphäre des Geheimnisses wich niemals von ihr. Manchmal glaubte ich, sie sei in der Gewalt irgend-

eines Mannes; aber sie sah so unnahbar aus, daß ich diese Meinung bald wieder fallen ließ. Es war für mich wirklich sehr schwer, zu irgendeinem Schlussergebnis zu kommen, denn sie glich jenen seltsamen Kristallen, die man in Museen sieht, und die einen Augenblick ganz klar und dann im nächsten wieder ganz trübe und undurchsichtig sind. Endlich entschloß ich mich, sie zu fragen, ob sie meine Frau werden wolle. Ich war ganz krank und erschöpft von dem ewigen Geheimnis, mit dem sie alle meine Besuche und die wenigen Briefe umgab, die ich ihr sandte. Ich schrieb ihr also wieder in die Buchhandlung, um sie zu fragen, ob sie mich am nächsten Montag um sechs Uhr empfangen könne. Sie antwortete mit Ja, und ich war im siebenten Himmel. Ich war einfach ganz verheert: trotz des Geheimnisses, dachte ich damals, wegen des Geheimnisses, wie ich jetzt weiß. Nein, es war die Frau selbst, die ich liebte. Das Geheimnis beunruhigte mich, machte mich verrückt! Ach, warum hat mir der Zufall auf die Spur geholfen?"

„Du hast es also entdeckt?“ rief ich aus.

„Ich fürchte fast“, antwortete er. „Aber urteile selbst.“

Als der Montag kam, ging ich mit meinem Onkel frühstücken, und etwa um vier Uhr war ich in der Marylebone Road. Wie du weißt, wohnt mein Onkel in Regents Park. Ich wollte nach Piccadilly und schnitt den Weg ab, indem ich durch eine ganze Menge armlöcheriger Straßen ging. Plötzlich sah ich Lady Alroy vor mir, dicht verschleiert und schnell ausschreitend. Als sie bis zum letzten Haus der Straße gekommen war, ging sie die Stufen hinauf, zog einen Schlüssel aus der

Tasche, öffnete und trat ein. Hier ist das Geheimnis, sagte ich zu mir selbst, stürzte vor und betrachtete das Haus: es sah aus wie eines, das möblierte Zimmer zu vermieten hatte. Auf der Türschwelle lag ihr Taschentuch, das sie hatte fallen lassen. Ich hob es auf und steckte es ein. Dann begann ich nachzudenken, was nun zu tun sei. Ich kam zu dem Schlusse, daß ich kein Recht hätte, ihr nachzuspionieren und fuhr in meinen Klub. Um sechs Uhr machte ich ihr meinen Besuch. Sie lag auf dem Sofa, in einem silberdurchwirkten Nachmittagskleid, das mit einigen seltsamen Mondsteinen zusammengehalten war, die sie immer trug. Sie sah ganz entzückend aus. „Ich freue mich sehr, Sie zu sehen“, sagte sie. „Ich war den ganzen Tag nicht aus.“ Ich sah sie ganz verblüfft an, dann zog ich das Taschentuch aus meiner Tasche und übergab es ihr. „Sie haben das heute nachmittag in Cumnor Street fallen lassen, Lady Alton“, sagte ich sehr ruhig. Sie sah mich ganz erschrocken an, machte aber keinen Versuch, das Taschentuch an sich zu nehmen. „Was haben Sie dort getan?“ fragte ich. „Welches Recht haben Sie, danach zu fragen?“ antwortete sie. „Das Recht eines Mannes, der Sie liebt. Ich kam heute hierher, Sie zu bitten, meine Frau zu werden.“ Sie verbarg ihr Gesicht in den Händen und brach in Weinen aus. „Sie müssen es mir sagen“, fuhr ich fort. Sie stand auf, blickte mir voll ins Gesicht und sagte: „Lord Murchison, ich habe nichts zu sagen!“ „Sie wollten dort jemand treffen“, rief ich: „das ist Ihr Geheimnis!“ Sie wurde furchtbar bleich und sagte: „Ich wollte dort niemand treffen.“ „Können Sie denn nicht die Wahrheit sagen?“ rief ich

aus. „Ich habe sie gesagt“, antwortete sie. Ich war toll, außer mir, und ich weiß nicht, was ich sagte, aber ich sagte ihr furchtbare Dinge. Endlich stürzte ich aus dem Hause. Sie schrieb mir am nächsten Tage einen Brief. Ich sandte ihn ihr uneröffnet zurück und fuhr mit Alan Colville nach Norwegen. Nach einem Monat kam ich zurück und das erste, was ich in der Morning Post sah, war die Todesanzeige von Lady Alton. Sie hatte sich in der Oper erkältet und war fünf Tage später an Lungenentzündung gestorben. Ich schloß mich ein und wollte keinen sehen: ich hatte sie so wahnsinnig geliebt. Großer Gott, wie hatte ich dieses Weib geliebt!“

„Du gingst natürlich in die Straße — und ins Haus?“ fragte ich.

„Ja“, antwortete er.

„Eines Tages ging ich in die Cumnor Street. Ich konnte nicht anders, ich mußte! Der Zweifel quälte mich. Ich klopfte an die Tür, und eine würdige Dame öffnete. Ich fragte sie, ob hier Zimmer zu vermieten wären. „Ja, mein Herr!“ sagte sie, „der Salon ist eigentlich vermietet; aber ich habe die Dame schon seit drei Monaten nicht mehr gesehen, und da er also nicht bezahlt ist, können Sie den Salon haben.“ „Ist das die Dame?“ fragte ich und zeigte ihr die Photographie. „Gewiß!“ rief sie aus, „das ist sie. Und wann kommt sie denn wieder?“ „Die Dame ist tot“, antwortete ich. „Mein Gott! Hoffentlich nicht!“ rief die Frau, „sie war meine beste Mieterin. Sie zahlte mir drei Guineen die Woche, bloß um manchmal da im Zimmer zu sitzen.“ „Traf sie hier jemand?“ fragte ich. Aber die Frau versicherte mir, daß sie immer allein kam

und niemand traf. „Aber was in aller Welt tat sie dann hier?“ rief ich aus. „Sie saß nur hier, las Bücher und nahm manchmal einen Tee“, antwortete die Frau. Ich wußte nicht, was ich darauf entgegnen sollte. So gab ich der Wirtin einen Sovereign und ging. Was glaubst du nun, hat das alles zu bedeuten? Glaubst du, daß die Frau die Wahrheit gesagt hat?“

„Gewiß glaube ich das“, antwortete ich.

„Warum aber ging Lady Alroy dahin?“

„Mein lieber Gerald,“ antwortete ich, „Lady Alroy war ganz einfach eine Frau mit der Manie für das Geheimnisvolle. Sie nahm dieses Zimmer nur zu dem Vergnügen, um verschleiert hingehen zu dürfen und sich einzubilden, daß sie eine Heldin sei. Sie hatte eine Leidenschaft für das Geheimtun, aber sie selbst war nur eine Sphinx ohne Geheimnis.“

„Glaubst du wirklich?“

„Ich bin fest überzeugt davon“, entgegnete ich.

Lord Murchison zog wieder die Saffianledertasche heraus, öffnete sie und blickte auf die Photographie. „Seltsam!“ sagte er endlich.

7. Der Millionär und das Modell

(Ein Huldigungsblatt)

Solange man nicht reich ist, hat es wenig Zweck, ein lebenswürdiger Junge zu sein. Romantik ist das Vorrecht der Reichen, nicht der Beruf der Arbeitslosen. Ein Armer muß praktisch und prosaisch sein. Es ist besser, ein sicheres Einkommen zu haben, als andere

zu bezaubern. Das sind die großen Wahrheiten des modernen Lebens, die Hughie Erstine niemals verwirklichte. Armer Hughie! In intellektueller Beziehung, zugegeben, war er freilich nicht von großer Bedeutung: er sagte niemals in seinem Leben ein glänzendes Wort, nicht einmal ein bösertiges! Aber er sah wunderhübsch aus mit seinem krausen, braunen Haar, seinem scharfgeschnittenen Profil und seinen grauen Augen. Er war ebenso gern gesehen bei Männern wie bei Frauen, und er hatte alle Talente, nur nicht das, Geld machen zu können. Sein Vater hatte ihm seinen Kavalleriesäbel hinterlassen und eine Geschichte des Krimkrieges in fünfzehn Bänden. Hughie hing den Ballasch über seinen Spiegel und stellte die Bücher auf ein Regal zwischen den Führer durch London von Ruß und Bailsys Magazine und lebte mit zweihundert Pfund im Jahre, die ihm eine alte Tante ausgesetzt hatte. Er hatte alles versucht. Er war sechs Monate lang an die Börse gegangen; aber was soll ein Schmetterling zwischen Bullen und Bären anfangen? Er war etwas länger Teehändler gewesen, aber Pektin und Souchongmischung langweilten ihn bald. Dann hatte er es versucht, Sherrysekt zu verkaufen, aber das ging nicht: der Sherry war etwas zu trocken. Endlich wurde er gar nichts: nichts als ein entzückender, zweckloser junger Mann mit einem vollendeten Profil und mit keinem Beruf.

Um das Übel voll zu machen, war er noch dazu verliebt! Das Mädchen, das er liebte, hieß Laura Merton, und es war die Tochter eines pensionierten Obersten, der in Indien gute Laune und gute Verdauung ver-

loren hatte und keines von beiden jemals wiederfand. Laura liebte ihn und Hughie war bereit, ihre Schuhbänder zu küssen. Sie waren das hübscheste Paar in London, aber sie besaßen zusammen keinen roten Heller. Der Oberst liebte Hughie sehr, wollte aber nichts von einer Verlobung wissen.

„Komm zu mir, mein Junge, wenn du einmal zehntausend Pfund dein eigen nennst und dann wollen wir weiter sehen“, pflegte er zu sagen, und an solchen Tagen blickte Hughie sehr trübselig drein, und Laura mußte ihn trösten.

Eines Morgens, als er gerade auf dem Wege nach Holland Park war, wo die Mertons wohnten, fiel ihm ein, einen guten Freund, namens Allan Trevor, zu besuchen. Trevor war Maler. Es gelingt heute wirklich wenig Leuten, dies nicht zu sein, aber er war auch ein Künstler, und Künstler sind schon etwas seltener. Außerlich war er ein seltsam grob anzusehender Bursche mit einem sommersprossigen Gesicht und einem roten, zotteligen Bart. Wenn er jedoch seinen Pinsel zur Hand nahm, war er ein echter Künstler, und seine Bilder waren sehr gesucht. Er war anfangs von Hughie sehr entzückt gewesen, doch lediglich nur seiner persönlichen Reize wegen. „Die einzigen Leute, die ein Maler kennen sollte“, pflegte er zu sagen, „sind Leute, die dumm und schön sind, Leute, die beim Anschauen ein künstlerisches Vergnügen gewähren und bei denen sich der Geist ausruht, wenn man mit ihnen plaudert. Männer, die Dandys sind, und Frauenzimmer, die gefallen, regieren die Welt oder sollten sie wenigstens regieren.“ Als er aber Hughie besser kennen lernte,

gewann er ihn ebenso lieb wegen seines glänzenden und offenen Verstandes, wie seiner sorglosen, edlen Natur, und so hatte er ihm erlaubt, ihn jederzeit in seinem Atelier zu besuchen.

Als Hughie eintrat, war Trevor eben im Begriffe, die letzte Hand an ein wundervolles, lebensgroßes Bildnis eines Bettlers zu legen. Der Bettler selbst stand auf einem erhöhten Tritt in einer Ecke des Ateliers. Es war ein verwittertes Männchen mit einem Gesicht wie zerknittertes Pergament und mit einem sehr bemitleidenswerten Ausdruck. Über seine Schulter war ein grober Mantel geschlagen, ganz zerseht und durchlöchert. Seine derben Stiefel waren geslickt und ausgetreten, mit einer Hand stützte er sich auf einen Knotenstoß und mit der anderen hielt er seinen zerbeulten Hut für ein Almosen hin.

„Welch ein wundervolles Modell!“ flüsterte Hughie, als er seinem Freunde die Hand schüttelte.

„Das glaub ich!“ schrie mit lauter Stimme Trevor. „Solchen Bettlergestalten begegnet man nicht alle Tage. Ein Fund, mon cher, ein lebendiger Velasquez! Himmel, welche Radierung hätte Rembrandt daraus gemacht.“

„Armer Kerl,“ sagte Hughie, „wie elend er ausschaut; aber für euch Maler muß ja sein Gesicht ein wahres Vermögen sein, nicht wahr?“

„Gewiß,“ antwortete Trevor, „du kannst doch nicht verlangen, daß ein Bettler glücklich aussieht.“

„Wieviel bekommt solch Modell für eine Sitzung?“ fragte Hughie, nachdem er sich bequem auf den Diwan niedergelassen hatte.

„Einen Schilling für die Stunde.“

„Und wieviel bekommst du für dein Bild, Man?“

„Oh, für dieses bekomme ich zweitausend.“

„Pfund?“

„Guineen: Maler, Poeten und Ärzte kriegen immer Guineen.“

„Das Modell sollte davon eigentlich einen Gewinnanteil abbekommen!“ rief Hughie lachend. „Es hat eine ebenso schwere Arbeit wie du.“

„Unsinn, Unsinn. Bedenke nur, was mir das Farbauftragen allein für Mühe macht; steh mal so den ganzen Tag vor der Staffelei. Du hast leicht reden, Hughie, aber ich versichere dir, daß es Augenblicke gibt, wo die Kunst fast die Würde mühsamer Handarbeit erreicht. Aber schwage jetzt nicht, ich bin beschäftigt! Nimm dir eine Zigarette und sei ruhig.“

Nach einiger Zeit kam der Diener herein und sagte Trevor, daß ihn der Rahmenmacher zu sprechen wünsche.

„Lauf nicht weg, Hughie,“ sagte er, als er hinausging, „ich bin im Augenblick wieder hier.“

Der alte Bettler benutzte die Abwesenheit Trevors, um sich ein wenig auf der hölzernen Bank, die hinter ihm stand, auszuruhen. Er sah so verkümmert und elend aus, daß Hughie Mitleid mit ihm haben mußte. Er suchte in seinen Taschen, um zu sehen, was er an Kleingeld bei sich habe. Er fand aber nur einen Sovereign und einige Kupfermünzen. „Armer, alter Kerl,“ sagte er zu sich selbst, „er braucht das Geld mehr als ich. Für mich bedeutet das nur: vierzehn Tage lang

keinen Wagen.“ Und er trat zu ihm hin und schob den Sovereign in die Hand des Bettlers.

Der alte Mann fuhr auf, und ein kleines Lächeln flog um seine vertrockneten Lippen. „Danke, Herr,“ sagte er, „danke.“

Da kam Trevor zurück, Hughie nahm Abschied und errötete dabei ein wenig über seine Tat. Er verbrachte den Tag mit Laura, sie zankte ihn wegen seiner Extravaganz schelmisch aus, und dann mußte er zu Fuß nach Hause gehen.

In der Nacht schlenderte er so gegen elf Uhr in den Palettenklub und traf dort Trevor, der einsam im Rauchzimmer saß und Rheinwein mit Selter trank.

„Nun, Allan, hast du dein Bild fertig bekommen?“ fragte er und zündete sich eine Zigarette an.

„Fertig und eingerahmt, mein Junge“, antwortete Trevor. „Du hast übrigens eine Eroberung gemacht: das alte Modell, das du gesehen hast, ist ganz von dir eingenommen, ich mußte ihm alles über dich erzählen, wer du bist, wo du wohnst, was dein Einkommen ist, was für Aussichten du hast —“

„Mein lieber Allan,“ rief Hughie, „wenn ich jetzt nach Hause gehe, werde ich ihn sicher irgendwo treffen. Aber du machst doch natürlich nur Scherz? Der arme Alte, der! Ich wünschte, ich könnte was für ihn tun: es muß schrecklich sein, wenn man gar so elend ist. Ich habe da viele alte Kleider zu Hause: glaubst du, er könnte was davon gebrauchen? Seine eigenen fielen ihm ja schon beinahe in Stücken vom Leibe.“

„Aber er sieht prachtvoll darin aus“, sagte Trevor. „Nicht um alles in der Welt würde ich ihn im Frack

malen. Was du Fekzen nennst, nenne ich romantisch. Was dir ärmlich erscheint, ist für mich pittoresk. übrigens werde ich ihm dein Anerbieten mittheilen.“

„Alan,“ sagte Hughie ernst, „ihr Maler seid ein herzloses Gesindel.“

„Eines Künstlers Herz ist sein Kopf, Hughie,“ antwortete Trevor, „und überdies besteht unser Beruf darin, die Welt zu verwirklichen, wie wir sie sehen, nicht sie zu verbessern, wie wir sie kennen. *Chacun son metier!* Und nun sag mir, wie es Laura geht. Das alte Modell hat sich ungemein für sie interessiert.“

„Willst du damit sagen, daß du dem Alten gar noch von ihr erzählt hast?“ fragte Hughie.

„Gewiß tat ich das. Er weiß alles über den unerbittlichen Obersten, über die liebliche Laura und die zehntausend Pfund.“

„Du hast dem alten Bettler alle meine Privatverhältnisse erzählt?“ rief Hughie ärgerlich und wurde sehr rot.

„Mein lieber Junge,“ sagte Trevor lächelnd, „dieser alte Bettler, wie du ihn nennst, ist einer der reichsten Männer von Europa. Er könnte morgen ganz London aufkaufen, ohne sein Bankguthaben zu erschöpfen. Er hat ein Haus in jeder Hauptstadt, speist von goldenen Schüsseln und kann, wenn es ihm gerade einfällt, Rußland verhindern Krieg zu führen.“

„Wie meinst du das?“ rief Hughie.

„So wie ich es sage“, antwortete Trevor. „Der alte Mann, den du heute in meinem Atelier sahst, war Baron Hausberg. Er ist ein guter Freund von mir, kauft alle meine Bilder und gab mir vor einem Monat den Auftrag, ihn als Bettler zu malen. *Que voulez-*

vous? La fantaisie d'un millionnaire! Und ich muß sagen, er sah wundervoll aus in seinen Feten, oder besser gesagt, in meinen Lumpen, die ich einmal in Spanien zusammengekauft hatte.“

„Baron Hausberg,“ rief Hughie, „Himmel, und ich gab ihm einen Sovereign!“ Und er sank, ein Bild zum Erbarmen, in den Lehnstuhl.

„Was? Du gabst ihm einen Sovereign?“ brüllte Trevor und konnte sich nicht halten vor Lachen. „Mein lieber Junge, du wirst dein Geld nie wiedersehen. Son affaire c'est l'argent des autres.“

„Du hättest mir das aber wirklich vorher sagen können,“ schmolte Hughie, „und mich nicht so zum Narren machen lassen.“

„Na, weißt du, Hughie,“ lachte Trevor, „wie kann ich wissen, daß du so freigiebig mit Almosen herumwirfst. Ich verstehe, daß man einem hübschen Modell einen Kuß gibt, aber einem häßlichen Modell einen Sovereign zu geben — nein. Übrigens war ich tatsächlich an diesem Tage für niemand zu Hause, und als du kamst, wußte ich nicht, ob Hausberg vorgestellt sein wollte; er war doch schließlich nicht angezogen.“

„Als was für einen Idioten muß er mich ansehen!“ sagte Hughie.

„Aber durchaus nicht. Er war, nachdem du uns verlassen hattest, in der allerbesten Laune! Er sicherte immer in sich hinein und rieb seine alten runzligen Hände. Ich konnte nicht aus ihm herausholen, warum er sich so für dich interessierte. Aber nun begreife ich es! Er wird für dich den Sovereign anlegen, Hughie,

dir deine Zinsen alle sechs Monate zahlen und den Hauptspañ bei jeder Mahlzeit erzählen."

"Ich bin schon ein rechter Unglücksrabe", brummte Hughie. „Das beste ist ich gehe schlafen. Aber ich bitte dich, Allan, erzähle niemandem die Geschichte. Ich könnte mich sonst im Hyde-Park nicht mehr sehen lassen."

"Unsin, die Sache wirft auf deinen wohlthätigen Sinn das vorteilhafteste Licht, Hughie. Und jetzt lauf nicht davon. Nimm dir noch eine Zigarette, und dann kannst du mir über Laura erzählen soviel du willst."

Aber Hughie wollte nicht bleiben, sondern ging nach Hause, und ihm war recht unbehaglich zumute. Allan Trevor aber blieb noch und lachte sich halbtot.

Als Hughie am nächsten Morgen beim Frühstück saß, brachte ihm sein Diener eine Karte, auf der zu lesen stand: „Monsieur Gustave Naudin, de la part de M. le Baron Hausberg." „Er kommt sicherlich wegen einer Entschuldigung", sagte Hughie zu sich selbst. Und er hieß den Fremden eintreten.

Ein alter Herr mit goldener Brille und grauem Haar erschien und sagte mit leichtem französischen Akzent: „Habe ich die Ehre mit Monsieur Erskine zu sprechen?"

Hughie verbeugte sich.

„Ich komme von Baron Hausberg," fuhr der alte Herr fort, „und der Baron . . ."

„Ich bitte Sie, mein Herr, ihm meine aufrichtigste Entschuldigung zu übermitteln", stammelte Hughie.

„Der Baron," sagte der alte Herr lächelnd, „hat mich beauftragt Ihnen diesen Brief zu bringen"; und er reichte ihm einen versiegelten Umschlag.

Darauf stand geschrieben: „Ein Hochzeitsgeschenk für

Hughie Erskine und Laura Merton von einem alten Bettler.“ Und darin lag ein Scheck über zehntausend Pfund.

Bei der Hochzeit war Allan Trevor Brautführer, und der Baron hielt beim Hochzeitsmahl eine Rede.

„Millionäre unter den Modellen sind selten,“ bemerkte Allan, „aber Millionäre, die man sich zum Modell nehmen könnte, sind noch seltener.“

8. Der Geist von Canterville

(Ein materialistisch-idealistischer Roman)

I.

Als Herr Hiram B. Otis, der amerikanische Gesandte, Schloß Canterville kaufte, sagte man ihm, daß er töricht gehandelt habe, denn es sei zweifellos, es spuke im Schlosse. Lord Canterville, ein Mann von peinlichster Ehrlichkeit, hatte es tatsächlich für seine Pflicht gehalten, dieses Herrn Otis gegenüber zu erwähnen, als sie über die Kaufbedingungen sprachen.

„Wir haben selbst nicht mehr gern in dem Schlosse gewohnt,“ sagte Lord Canterville, „seitdem meine Großtante, die verwitwete Herzogin von Bolton, einen furchtbaren Nervenanstfall hatte, von dem sie sich nicht mehr erholte, weil sich ihr zwei Knochenhände auf die Schulter legten, als sie sich gerade zum Essen ankleiden wollte. Und ich fühle mich verpflichtet, Ihnen zu sagen, Herr Otis, daß das Gespenst tatsächlich noch jetzt von mehreren lebenden Mitgliedern meiner Familie gesehen wurde sowie auch vom Pfarrer unserer Ge-

meinde, dem Reverend Augustus Dampier, der in Kings College, Cambrigde, promovierte. Nach dem unglückseligen Zufall mit der Herzogin wollte keiner unserer jüngeren Dienstboten mehr bei uns bleiben, und meine Frau konnte oft keine Nacht mehr schlafen vor den geheimnisvollen Geräuschen, die aus dem Korridor und aus der Bibliothek herkamen."

„Mylord,“ antwortete der Minister, „ich will die ganze Einrichtung und den Geist zum Targwert kaufen. Ich komme aus einem modernen Lande, wo man alles haben kann, was für Geld zu kaufen ist, und da unsere jungen Leute Draufgänger sind und Ihnen die besten Schauspielerinnen und Primadonnen entführen, so nehme ich an, daß wir ein Gespenst, wenn es wirklich noch so etwas in Europa gibt, in kürzester Zeit bei uns drüben entweder in einem Museum oder in einer Schau-bude auf dem Jahrmarkt zu sehen bekommen würden.“

„Ich fürchte, das Gespenst existiert wirklich“, sagte Lord Canterville lächelnd. „Wenn es bisher auch den Auerbietungen Ihrer Impresarios widerstanden hat, so ist es doch seit drei Jahrhunderten wohlbekannt, genau gesagt seit dem Jahre 1584, und es erscheint immer, wenn irgendein Mitglied der Familie sterben soll.“

„Nun, das pflegt sonst der Hausarzt ebenso zu machen, Lord Canterville; aber es gibt ja nicht sowas wie Gespenster, und ich glaube nicht, daß die Naturgesetze zugunsten der britischen Aristokratie aufgehoben sind.“

„Sie sind jedenfalls sehr vorurteilslos in Amerika,“ antwortete Lord Canterville. der die letzte Bemerkung

des Herrn Otis wohl nicht ganz verstanden hatte, „und wenn Sie ein Gespenst im Hause nicht weiter stört, so ist ja alles in schönster Ordnung. Nur bitte ich Sie, nicht zu vergessen, ich warnte Sie.“

Einige Wochen später war der Kauf abgeschlossen, und nach Ende der Saison bezog der Gesandte mit seiner Familie das Schloß Canterville. Frau Otis, die als ein Fräulein Lukretia R. Tappan (West 53te Straße) eine berühmte New Yorker Schönheit war, war jetzt noch eine sehr hübsche Frau in den besten Jahren mit schönen Augen und einem prächtigen Profil. Viele Amerikanerinnen nehmen, wenn sie ihr Heimatland verlassen, den Schein einer chronischen Kränklichkeit an und tun so, als sei dies ein Zeichen verfeinerter europäischer Kultur; aber Madame Otis war nie in diesen Fehler verfallen. Sie hatte eine unerschütterliche Gesundheit und eine wirklich staunenerregende Energie! In vieler Hinsicht war sie wirklich durchaus englisch und so ein ausgezeichnetes Beispiel für die Tatsache, daß wir heute mit Amerika wirklich alles gemeinsam haben, natürlich mit Ausnahme der Sprache. Ihr ältester Sohn, den die Eltern in einem Anfall von Patriotismus Washington getauft hatten, was er niemals zu bedauern aufhörte, war ein ziemlich hübscher junger Mann, der sich insofern für den diplomatischen Dienst vorbereitete, als er in drei aufeinanderfolgenden Wintern die Bälle im Newport-Kasino arrangierte und sogar in London als ein ausgezeichnete Tänzer bekannt war. Gardenien und der Almanach der Peers waren seine einzige Schwäche. Sonst war er außerordentlich verständig. Fräulein Virginia C. Otis war ein Bäckisch von fünfzehn

Jahren, schlank und reizend wie ein Reh und mit lustig blickenden, großen blauen Augen. Sie war eine völlige Amazone und hatte einmal mit dem alten Lord Bilton auf ihrem Ponny ein Wettrennen zweimal um den Park herum veranstaltet, und sie hatte das Rennen mit anderthalb Pferdelängen gewonnen, gerade vor der Achillesstatue, zum großen Entzücken des jungen Herzogs von Cheshire, der auf der Stelle um sie anhielt und in derselben Nacht, in Tränen gebadet, von seinem Hofmeister nach Eton in seine Schule zurückgeschickt wurde. Nach Virginia kamen die Zwillinge, die man gewöhnlich das Sternbanner nannte, weil sie immer von der Schule geschwenkt wurden: es waren entzückende Rangen und, mit Ausnahme des ehrwürdigen Gesandten, die einzig wahren Republikaner in der Familie.

Weil Schloß Canterville sieben Meilen von der nächsten Eisenbahnstation Ascot entfernt liegt, so hatte Herr Otis nach dem Wagen telegraphiert, um sie abzuholen, und sie fuhren in bester Stimmung ab. Es war ein entzückender Juliabend und die Luft voll von dem würzigen Geruch der nahen Fichtenwälder. Dann und wann hörte man eine Waldtaube lang anhaltend trillern, oder man sah tief im raschelnden Farn die glänzende Brust eines Fasans. Kleine Eichhörnchen äugten von den Buchen zu den Vorüberfahrenden herunter, und die wilden Kaninchen stoben durch das Unterholz davon, über die moosigen Hügel weg, die weißen Stummelschwänzchen hoch in die Luft streckend. Als der Wagen in die Schloßallee einbog, bedeckte sich der Himmel plötzlich mit Wolken, und eine merkwürdige

Stille lag in der Luft. Ein großer Schwarm Krähen flog schweigend über sie hinweg, und ehe man noch das Haus erreichte, fielen einzelne dicke Regentropfen.

Auf den Stufen des Schlosses stand eine alte Frau, um die Herrschaften zu empfangen, sauber in schwarze Seide gekleidet, mit weißer Haube und Schürze. Das war Frau Umney, die Haushälterin, die Frau Otis auf Lady Cantervilles Bitte in ihrer früheren Stellung be-lassen hatte. Sie machte den Herrschaften, als sie aus-stiegen, der Reihe nach einen tiefen Knicks und sagte in seltsam altmodischer Art: „Ich biete Ihnen auf Canterville den Willkommgruß.“ Man folgte ihr ins Haus und ging durch die alte schöne Tudorhalle in die Bibliothek, ein langes, niederes Zimmer mit schwarzer Eichentäfelung, an dessen Ende sich ein großes Fenster aus farbigem Glase befand. Hier fanden sie den Tee gedeckt, und nachdem alle ihre Mäntel abgelegt hatten, setzten sie sich und begannen sich umzu-schauen, während sie von Frau Umney bedient wurden.

Plötzlich erblickte Frau Otis einen großen dunkel-roten Fleck auf dem Fußboden, gerade vor dem Kamin, und ohne daran zu denken, was der Fleck bedeute, sagte sie zu Frau Umney: „Ich glaube, hier ist aus Versehen etwas verschüttet worden.“

„Ja, gnädige Frau,“ antwortete die alte Haus-hälterin mit leiser Stimme, „an dieser Stelle ist Blut vergossen worden.“

„Wie schrecklich,“ rief Frau Otis; „aber ich mag keinen Blutfleck in meinem Salon. Der Fleck muß sofort ent-fernt werden!“

Die alte Frau lächelte und antwortete mit derselben geheimnissvollen Stimme: „Es ist das Blut von Lady Elenore Canterville, die auf diesem Flecke von ihrem eigenen Gatten, Sir Simon de Canterville, im Jahre 1575 ermordet wurde. Sir Simon überlebte sie noch neun Jahre und verschwand dann plötzlich unter sehr merkwürdigen Umständen: sein Körper wurde nie aufgefunden, aber sein schuldiger Geist spukt noch im Schlosse. Der Blutfleck ist von Reisenden und andern Leuten schon oft bewundert worden, und es ist unmöglich, ihn zu entfernen!“

„Das ist ja alles Unsinn,“ rief Washington Otis; „Pinkertons patentiertes Universalpuzmittel und Paragons Fleckwasser werden damit schon bald fertig werden!“ Und ehe es die entsezte Haushälterin verhindern konnte, lag er schon auf den Knien und rieb den Boden mit einem kleinen Stift, der wie Stangenpomade aussah. Einen Augenblick später war keine Spur mehr von dem Blutfleck zu entdecken.

„Ich wußte es ja gleich, Pinkerton würde es schaffen!“ rief er triumphierend und sah sich im Kreise der bewundernden Familie um, aber kaum hatte er diese Worte gesprochen, als ein greller Blitz das dämmerige Zimmer erleuchtete und ein schrecklicher Donnerschlag alles in die Höhe schreckte, wobei Frau Umney in Ohnmacht fiel.

„Was für ein schreckliches Klima!“ sagte der amerikanische Gesandte ruhig und zündete sich eine lange Zigarre an. „Ich fürchte fast, die alte Welt ist so überbevölkert, daß es hier nicht mehr genug anständiges Wetter für jeden gibt. Ich war von jeher der Meinung,

daß Auswanderung für England unbedingt notwendig ist!"

„Mein teurer Hiram," sagte Frau Otis, „was kann man nur mit einer Frau anfangen, die in Ohnmacht fällt?"

„Rechne es ihr nur an wie zerbrochenes Glas," sagte der Gesandte, „du wirst sehen, daß sie dann nicht mehr in Ohnmacht fallen wird."

Einige Augenblicke später kam Frau Umney richtig wieder zu sich, aber sie war ohne Zweifel außerordentlich aufgeregt und warnte ernsthaft Herrn Otis vor einem Unglück, das über das Haus kommen müsse.

„Ich habe mit meinen Augen Dinge gesehen, Herr Otis, die einem jeden Christenmenschen die Haare auf dem Kopfe sträuben machen, und viele, viele Nächte hindurch habe ich kein Auge zugemacht wegen der schrecklichen Dinge, die sich hier abspielen." Aber Herr Otis und seine Gattin versicherten der ehrlichen Seele, daß sie sich vor Gespenstern gar nicht fürchteten, und nachdem die Haushälterin den Segen der Vorsehung auf ihre neue Herrschaft herabgefleht und um Erhöhung ihres Gehaltes gebeten hatte, schlich sie wandelnd auf ihr Zimmer.

II.

Der Sturm wütete furchtbar die ganze Nacht hindurch, doch es ereignete sich sonst nichts Besonderes. Als die Herrschaften aber am nächsten Morgen zum Frühstück herabkamen, fanden sie den schrecklichen Blutfleck wieder auf dem Boden.

„Paragons Fleckwasser oder Pinkertons patentiertes Universalpuhpulver kann unmöglich die Schuld haben,“ sagte Washington, „denn ich habe beides wiederholt erprobt: es muß also das Gespenst gewesen sein.“ Er rieb also den Fleck ein zweites Mal fort, aber am nächsten Morgen war er wieder da. So auch am dritten Morgen, obwohl Herr Otis selbst das Bibliothekzimmer am Abend verschlossen und den Schlüssel mitgenommen hatte. Die ganze Familie war voll Interesse für diese Sache. Herr Otis begann zu fürchten, daß er im Ableugnen des Vorhandenseins von Gespenstern denn doch zu schroff gewesen sei. Frau Otis sprach die Absicht aus, der psychischen Gesellschaft beizutreten, und Washington entwarf einen langen Brief an die Herren Myers und Pedmore über die Unvertilgbarkeit blutiger Flecke, wenn sie mit einem Verbrechen zusammenhängen. In derselben Nacht aber wurden ihnen alle Zweifel an der tatsächlichen Existenz von Gespenstern endgültig behoben.

Der Tag war warm und sonnig gewesen, und in der Abendkühle fuhr die ganze Familie spazieren. Sie kamen erst gegen neun Uhr nach Hause und nahmen ein leichtes Abendessen zu sich. Das Gespräch berührte Gespenster in keinerlei Weise, so daß nicht einmal die Grundbedingung jener erwartungsvollen Aufnahmefähigkeit vorhanden war, die sehr oft dem Erscheinen psychischer Phänomene vorangeht. Die Unterhaltungen, wie mir nachher Herr Otis selbst erzählte, waren durchgängig die gleichen, wie sie die gewöhnliche Konversation der gebildeten Amerikaner der besseren Klasse beherrschen, so zum Beispiel die riesige Überlegenheit

von Miß Fanny Davenport Sarah Bernhard gegenüber als Schauspielerin; die Schwierigkeit, selbst in den besten englischen Häusern Buchweizenkuchen und Maisbrei zu erhalten; die Bedeutung von Boston in Hinsicht auf die Entwicklung der Weltseele; die Vorzüge des Freigepäcks auf Reisen und die Vornehmheit des New Yorker Akzents im Vergleich mit der Londoner schleppenden Mundart. Übernatürliches wurde mit keiner Silbe erwähnt und keinem fiel es ein, auf Sir Simon de Canterville in irgendeiner Weise anzuspieren. Um elf Uhr ging die Familie zur Ruhe, und um halb zwölf war alles im Schlosse dunkel. Einige Zeit später wurde Herr Otis durch ein merkwürdiges Geräusch im Korridor vor seinem Zimmer erweckt: es klang wie ein Geklirr von Metall und schien mit jedem Augenblick näher zu kommen. Er erhob sich sofort, zündete ein Streichhölzchen an und sah auf die Uhr: es war genau ein Uhr. Er war ganz ruhig und befühlte seinen Puls, der durchaus nicht fieberisch war. Das merkwürdige Geräusch hielt an, und gleichzeitig hörte er deutlich den Schall von Schritten. Er schlüpfte in seine Pantoffeln, nahm ein kleines längliches Fläschchen von seinem Toilettentisch und öffnete die Thür. Da sah er sich im blassen Mondlicht einem alten Mann von ganz schrecklichem Aussehen gegenüber, dessen Augen wie rotglühende Kohlen waren, langes, graues Haar fiel über seine Schultern in geflochtenen Strähnen, seine Kleider von uraltem Schnitt waren schmutzig und zerrissen, und an seinen Hand- und Fußgelenken hingen schwere rostige Fesseln.

„Mein lieber Herr,“ sagte Herr Otis, „ich muß Sie

schon dringend bitten, Ihre Ketten ein bißchen zu schmieren, und habe Ihnen zu diesem Zwecke eine kleine Flasche von Lammanns Vaseline mitgebracht, es soll schon bei einmaliger Anwendung wirken, und auf dem Etikett findet sich eine ganze Reihe von vorzüglichen Attesten unserer heimischen Kapazitäten abgedruckt. Ich lege Ihnen das Fläschchen hier neben das Licht auf den Nachttisch und werde Ihnen mit Vergnügen noch mehr liefern, wenn Sie es brauchen.“ Mit diesen Worten legte der Gesandte der Vereinigten Staaten die Flasche auf den Marmortisch, schloß die Thür und ging wieder zu Bett.

Einen Augenblick lang stand das Gespenst von Canterville in ehrlicher Entrüstung ganz bewegungslos da. Dann warf es die Flasche heftig auf den Boden, eilte den Korridor hinunter, stieß dumpfe Seufzer aus und verbreitete ein geisterhaft leuchtendes Licht. Und als es gerade die große eichene Treppe erreichte, flog eine Thür auf, zwei kleine, weißgekleidete Wesen erschienen, und ein großes Kopfstissen sauste an seinem Kopfe vorüber. Es galt augenscheinlich keine Zeit zu verlieren, und so nahm der Geist rasch seine Zuflucht zur vierten Dimension im Raume, um zu entkommen, verschwand durch die Täfelung, und das Haus wurde wieder vollkommen ruhig.

Nachdem der Geist ein kleines geheimes Zimmer im linken Flügel erreicht hatte, lehnte er sich erschöpft gegen einen Mondstrahl, um nur erst wieder zu Atem zu kommen, und versuchte sich über seine Lage klar zu werden. Niemals war er in seiner glänzenden und ununterbrochenen Laufbahn von dreihunderl

Jahren so schwer beleidigt worden! Er dachte an die Herzogin-Witwe, die er schon mit seinem bloßen Anblick bis zu Krämpfen erschreckt hatte, als sie in Spitzen und Diamanten vor dem Spiegel stand; er dachte an die vier Kammermädchen, die hysterisch wurden, wenn er sie nur durch die Vorhänge des Fremdenzimmers angrinste; er dachte an den hochwürdigen Pfarrerherrn der Gemeinde, dem er die Kerze einmal ausgeblasen hatte, als er in einer Nacht spät aus der Bäckerei kam und der seitdem als ein Märtyrer nervöser Störungen in der Behandlung Sir William Gulls steht; er dachte an die alte Madame de Tremouillac, die eines Morgens aufwachte und sah, wie ein Skelett im Lehnstuhl saß und in ihrem Tagebuch las, wonach sie durch einen Anfall von Gehirnentzündung sechs Wochen ans Bett gefesselt war, sich dann bei ihrer Genesung mit der Kirche ausöhnte und jede Verbindung mit dem notorisch freigeistigen Herrn Voltaire abbrach; er erinnerte sich an die furchtbare Nacht, als der böse Lord Canterville gefunden wurde, der in seinem Ankleidezimmer schon fast erstickt nach Luft rang, weil ihm der Karobube im Halse steckte, und gerade noch, bevor er starb, berichtete, daß er Charles James Fox mit eben dieser Karte um fünfzigtausend Pfund Sterling im Spiele bei Lord Crockford betrogen habe, und er nun schwur, daß ihn der Geist gezwungen habe, diese Karte zu verschlucken. Alle seine Großtaten fielen ihm jetzt ein, angefangen vom Kellermeister, der sich in der Speisekammer erschoss, weil er sah, wie eine grüne Hand ans Fensterglas klopfte, bis zur schönen Lady Eutfield, die immer ein schwarzes

Samtband um den Hals tragen mußte, um die Spur von fünf Fingern zu verbergen, die dort in ihre weiße Haut eingebrennt waren, und die sich schließlich im Karpfenteiche am Ende des Königsweges ertränkte. Mit der enthusiastischen Ichsucht des wahren Künstlers ging der Geist alle seine berühmten Leistungen durch und lächelte bitter, als er seiner letzten Erscheinung als Roter Ruben oder der erwürgte Säugling gedachte, sich seines Debüts als Riese Gibeon, der Blutsauger von Bebley Moor erinnerte, und als er an das Aussehen dachte, das er an einem wundervollen Juniabend gemacht hatte, nur weil er mit seinen eigenen Knochen auf dem Lawn-Tennisplatz Regel spielte. Und nun nach alledem kamen diese verdammten modernen Amerikaner und bieten ihm unfehlbare Vaseline an und werfen ihm Kopfstößen an den Schädel!? Es war einfach unerträglich! Wahrhaftig, so war noch niemals ein Spukgeist in der Weltgeschichte behandelt worden! Darum beschloß er, sich zu rächen und blieb bis zum Tagesanbruch in tiefes Nachdenken versunken.

III.

Als sich die Familie Otis am nächsten Morgen beim Frühstück traf, besprach man lang und breit die Erscheinung des Gespenstes. Der Gesandte der Vereinigten Staaten war natürlich ein bißchen ungehalten, als er fand, daß man sein Geschenk nicht angenommen hatte. „Ich wünschte durchaus nicht,“ er-

flärte er, „das Gespenst irgendwie persönlich zu beleidigen, und ich muß sagen, daß ich es in Anbetracht der langen Zeit, die es jetzt schon im Hause verbringt, nicht sehr höflich finde, ihm Bettkissen an den Kopf zu werfen“ — eine sehr richtige Bemerkung, die aber leider nur die Zwillinge zu einem lauten Lachen veranlaßte — „andererseits,“ fuhr der Gesandte fort, „müssen wir ihm seine Ketten wegnehmen, wenn es wirklich keine Vaseline benützen will. Es wäre ganz unmöglich zu schlafen, wenn ferner solch ein Lärm auf dem Korridor vor den Zimmern herrschte.“

Den Rest der Woche blieben sie übrigens ungestört, und die einzige Sache, die ihre Aufmerksamkeit erregte, war die stete Wiederkehr des Blutflecks auf dem Fußboden der Bibliothek. Das war gewiß sehr sonderbar, da Herr Otis jede Nacht die Tür verschloß und die Fenster sorgfältig verriegelte. Auch die wechselnde Farbe des Flecks erregte vielerlei Erörterungen; an manchem Morgen war er von einem tiefen, fast indischen Rot; dann wieder karminrot; dann von einem satten Purpur, und als sie eines Tages zur Andacht herunterkamen, um nach dem Ritus der amerikanischen reformierten Kirche zu beten, da fanden sie den Fleck von einem hellen Smaragdgrün. Dieser kaleidoskopische Farbenwechsel unterhielt die Gesellschaft natürlich sehr und jeden Abend wurden reichlich Wetten daraufhin abgeschlossen. Die einzige, die an keinem dieser Späße teilnahm, war die kleine Virginia, die immer aus irgendeinem unerklärlichen Grunde bei dem Anblick des Blutflecks ziemlich bekümmert war

und an dem Morgen, als er smaragdgrün erschien, beinah zu weinen begann.

Die zweite Erscheinung des Gespenstes fand Sonnabend nachts statt. Kurz nachdem alle zu Bett gegangen waren, wurden sie plötzlich durch einen furchtbaren Krach in der Eingangshalle aufgeschreckt. Sie stürzten sämtlich die Treppe hinunter und fanden, daß sich eine Garnitur alter Waffen von ihrem Ständer losgelöst hatte und auf die Steinfliesen gefallen war. In einem hochlehnigen Stuhle aber saß der Geist von Canterville und rieb seine Knie mit einem Ausdruck gräßlichen Schmerzes im Gesicht. Die Zwillinge hatten ihre Katapulte mitgebracht und schossen zwei Erbsen auf ihn mit einer Zielsicherheit, die sie nur durch lange und sorgfältige Übung nach ihrem Schreiblehrer gewonnen hatten. Der Gesandte der Vereinigten Staaten aber legte den Revolver auf ihn an und rief ihm kalifornischer Sitte gemäß zu, die Hände hoch zu halten. Der Geist aber sprang mit einem wilden Wutschrei empor und fuhr wie ein Nebelstreifen mitten durch die Gesellschaft hindurch, wobei er noch Washingtons Kerze ausblies und sie alle in gänzlicher Finsternis zurückließ. Als das Gespenst oben das Treppenhaus erreicht hatte, erholte es sich wieder und beschloß, sein berühmt gewordenes teuflisches Gelächter anzuschlagen, das sich ihm schon bei mehr als einer Gelegenheit als sehr nützlich erwiesen hatte. Soll es doch Lord Rakers Perücke in einer Nacht grau gemacht und jedenfalls drei von Lady Cantervilles französischen Gouvernanten veranlaßt haben, mitten im Monat ihre Stellungen ohne Kündigung aufzugeben. C

lachte also sein schreckliches Lachen bis das alte Gewölbe dröhnend widerhallte, aber kaum hatte sich das letzte grausige Echo verloren, als sich die Türe öffnete und Frau Otis in einem lichtblauen Morgenrock erschien. „Ich fürchte, Ihnen ist nicht wohl,“ sagte sie, „und deshalb bringe ich Ihnen eine Flasche von Doktor Dobells Baldriantropfen mit. Wenn Sie Leibschmerzen haben, so sind sie die beste Medizin dafür.“ Der Geist blickte sie wütend an und wollte sich sofort in einen großen schwarzen Hund verwandeln, ein Kunststückchen, durch das er mit Recht berühmt war, und dem der Hausarzt immer die Berrücktheit von Lord Cantervilles Onkel, dem edeln Thomas Horton, zuschrieb. Aber der Schall nahender Schritte ließ ihn von seinem grausigen Vorhaben abstehen, und so begnügte er sich, schwach aufzuleuchten und mit einem dumpfen Kirchhofsseufzer gerade in dem Augenblick zu verschwinden, als die Zwillinge auf ihn zukamen.

Als der Geist sein Zimmer erreichte brach er völlig zusammen und wurde die Beute heftigster Gemütsbewegung. Die Roheit der Zwillinge und der krasse Materialismus von Frau Otis waren natürlich sehr verdrießlich, aber was ihn am meisten betrückte war der Umstand, daß er nicht mehr imstande gewesen war, den Panzer zu tragen. Er hatte gehofft, daß selbst moderne Amerikaner erschauern würden beim Anblick eines Gespenstes im Panzer, wenn auch aus keinem andern vernünftigen Grunde, als aus Respekt vor ihrem Nationaldichter Longfellow, über dessen anmutreichen und anziehenden Versen er selbst manche Stunde verbracht hatte, wenn die Cantervilles in

London waren. Außerdem war es noch dazu seine eigene Rüstung. Er hatte sie seinerzeit mit großem Erfolg beim Kenilworthturnier getragen, und die jungfräuliche Königin Elisabeth selbst hatte ihn dazu lebhaft beglückwünscht. Als er sie aber heute angelegt hatte, war er von dem Gewichte des schweren Brustpanzers und des Stahlhelmes völlig erdrückt worden, so daß er plötzlich auf das Steinpflaster niederplumpfte, sich beide Knie arg zerschund und das rechte Handgelenk quetschte.

Mehrere Tage lang danach fühlte er sich nun höchst schlecht, verließ nur sein Zimmer, um den Blutfleck in der richtigen Verfassung zu erhalten. Aber er genas bald, weil er sich sehr schonte, und beschloß nun, einen dritten Versuch zu machen, um den Gesandten der Vereinigten Staaten und seine Familie zu erschrecken. Er wählte für sein Erscheinen einen Freitag, den siebzehnten August, und verbrachte den größten Teil des Tages mit der Durchsicht seiner Garderobe, bis er sich endlich zu einem großen Schlapphut mit einer roten Feder entschloß, zu einem mit Rüschen besetzten Totenhemde und zu einem rostigen Dolch. Gegen Abend brach ein heftiges Regenwetter aus, und der Wind war so stark, daß alle Fenster und Türen im alten Haus zitterten und klickten. Das war das rechte Wetter, ein Wetter, wie er es liebte! Und sein Kriegsplan war nun folgender: Er wollte sich ganz leise in Washingtons Zimmer schleichen, ihm vom Fußende seines Bettes aus etwas Blödes vorquasseln und sich dann zu den Klängen einer langsamen Musik dreimal den Dolch tief in die Kehle

bohren. Er hatte auf Washington eine ganz besondere Wut, weil er wußte, daß gerade er den berühmten Cantervilleschen Blutfleck immer wieder mit Pinkertons Universalblechwasser entfernte. Hatte er den tollfühnen und sorglosen Menschen dann erst in einen Zustand furchtbaren Schreckens gebracht, so wollte er in das Zimmer gehen, wo der Gesandte der Vereinigten Staaten mit seiner Frau schlief, um dort eine flebrige Hand auf die Stirn der Frau Otis zu legen, indes er in das Ohr des zitternden Gatten die schrecklichsten Geheimnisse des Beinhauses zischte. Was aber die kleine Virginia betraf, so war er sich über sie noch nicht ganz im klaren. Sie hatte ihn eigentlich nie beleidigt und war hübsch und sanft. Einige tiefe Seufzer aus dem Kleiderschrank würden vielleicht genügen, dachte er sich, und wenn sie dabei nicht erwachte, so könnte er ja noch mit krummen Fingern ein bißchen an der Bettdecke krabbeln. Was aber die Zwillinge anging, so war er entschlossen, ihnen einen gehörigen Denkfettel zu erteilen. Vor allem wollte er sich ihnen auf die Brust setzen, um bei ihnen das beklemmende Gefühl eines Alpdrückens hervorzubringen. Dann wollte er sich, da ihre Betten ganz dicht beieinander standen, in Gestalt eines grünlichen eiskalten Leichnams dazwischenstellen, bis sie die größte Furcht lähmte, und schließlich wollte er das Hemd abwerfen, um mit weißen, bleichen Knochen und rollenden Augäpfeln im Zimmer umherzukriechen, etwa in der Art des Stummen Daniel oder des Skeletts des Selbstmörders; also in einer Rolle, die er schon mehr als einmal mit großem Erfolg gespielt hatte,

und die er für ebenso durchschlagend hielt, wie sein berühmtes Erscheinen als Martin der Wahnsinnige oder das Geheimnis mit der Larve.

Um halb elf Uhr hörte er, wie die Familie zu Bett ging. Eine Zeitlang beunruhigte ihn noch das wilde Gelächter der Zwillinge, die sich mit der sorglosen Fröhlichkeit der Schuljungen herrlich zu unterhalten schienen, bevor sie sich zur Ruhe begaben. Aber schon um ein Viertel nach elf war alles ruhig, und als es Mitternacht schlug, ging er ans Werk. Die Eule schlug mit den Flügeln gegen die Fensterläden, der Rabe krächzte auf dem alten Eibenbaum, und der Wind heulte wie eine verlorene Seele seufzend um das Haus; aber die Familie Otis schlief unbedünkt um ihr Schicksal, und hoch über Regen und Sturm konnte er das kräftige Schnarchen des Gesandten der Vereinigten Staaten hören. Da trat der Geist heimlich aus der Wandtäfelung hervor, mit einem bösen Lächeln um seinen grausam verrunzelten Mund, daß sogar der Mond sein Licht in einer Wolke verbarg, als das Gespenst am Erkerfenster vorbeischlich, wo sein eigenes Wappen und das seines ermordeten Weibes in Gold und Azur gemalt war. Weiter und weiter, wie ein böser Schatten, glitt er, und die Finsternis selbst schien sich bei seinem Vorüberschreiten vor ihm zu ekeln. Einmal glaubte er, daß ihn jemand rief, und er blieb stehen; aber es war nur das Bellen eines Hundes von der roten Farm, und er schlich weiter und murmelte seltsame Flüche aus dem sechzehnten Jahrhundert und schwang dann und wann seinen rostigen Dolch in der mitternächtigen Luft. Endlich erreichte

er die Ecke des Korridors, wo des armen Washingtons Zimmer lag. Einen Augenblick blieb er stehen, und der Wind blies seine langen grauen Haarsträhnen um sein Haupt herum und drehte das unheimliche Leichentuch des toten Mannes zu grotesk-phantaistischen Falten zusammen. Da schlug die Uhr das Viertel, und er fühlte, daß jetzt seine Zeit gekommen sei. Er kicherte in sich hinein und bog um die Ecke; aber kaum hatte er dies getan, so taumelte er mit einem jammervollen Schreckensrufe zurück und verbarg sein erblaßtes Gesicht in den langen knöchigen Händen. Gerade ihm gegenüber stand ein schreckliches Gespenst, bewegungslos wie eine Bildsäule und häßlich wie eines Irren Traum! Sein Kopf war kahl und glänzend, sein Gesicht war rund und fett und weiß, und ein widerliches Lachen schien seine Züge in ein ewiges Grinsen gebannt zu haben! Aus den Augen schossen Strahlen eines seltsam roten Lichtes, der Mund glich einer tiefen Feuerhöhle und ein greuliches Gewand, noch scheußlicher als sein eigenes, umschlang in schneeigem Weiß die Gestalt des Riesen. An seiner Brust war ein Plakat mit merkwürdig, altertümlicher Schrift, offenbar eine Schandrolle, die Aufzählung schlimmer Sünden oder irgendeine Aufzählung schrecklicher Verbrechen, und in seiner rechten Hand hielt er einen Pallasch von glühendem Stahl hoch.

Weil er noch niemals ein Gespenst gesehen hatte, so war er natürlich furchtbar erschrocken, und nach einem zweiten hastigen Blick auf das entsetzliche Phantom floh er zurück in sein Zimmer, stolperte über sein langes, flatterndes Hemd, wie er durch den Korridor hinflog,

und warf endlich den rostigen Dolch in einen hohen Reiterstiefel des Gesandten, wo ihn der Hausmeister am nächsten Morgen vorfand. Als der Geist wieder in der Einsamkeit seines eigenen Zimmers angekommen war, sank er auf seine kleine Britsche und verbarg sein Gesicht unter der Decke. Aber nach einiger Zeit behauptete sich der tapfere alte Cantervilledcharakter wieder, und das Gespenst beschloß, noch einmal hinzugehen und mit dem andern Gespenst zu reden, sobald der Tag grauen würde. So ging denn der Geist, als die Dämmerung silbern graute, an die Stelle zurück, wo er vorher das entsetzliche Phantom erblickt hatte, denn er fühlte, daß schließlich zwei Gespenster besser wären als eines und daß er mit Hilfe seines neuen Freundes sicherer die beiden Zwillinge anpacken würde. Als er aber den Ort erreichte, bot sich ihm ein furchtbarer Anblick. Dem Gespenst war offenbar irgendein Unglück passiert, denn das Licht war vollständig aus seinen Augenhöhlen verschwunden, der glühende Pallasch war seiner Hand entfallen und es selbst lehnte in einer gekrümmten und höchst unbequemen Haltung an der Wand. Der Canterviller stürzte vorwärts und ergriff es beim Arme. Da fiel zu seinem Entsetzen der Kopf ab und rollte auf dem Boden entlang, der Körper sank hintenüber, und er hielt einen weißen Bettvorhang und einen Rehrbesen in seinen Händen, während ein Küchenbeil und eine hohle Rübe zu seinen Füßen lagen. Unfähig, diese merkwürdige Umwandlung zu begreifen, packte er in fieberischer Hast das Plakat, und da las er im grauen Morgenlicht die furchtbaren Worte:

Das Otis-Gespenst!

Der einzig echte Originalspuk!

Man hüte sich vor Nachahmungen.

Alle anderen sind unecht.

Es ging ihm ein Licht auf. Man hatte ihn genarrt, gefoppt und überlistet! Aus seinem Auge blickte der alte wilde Blick von Canterville. Er schlug die zahnlosen Kiefer zusammen, erhob die verwitterten Hände über seinem Haupte und schwur, getreu der malerischen Phrasologie der alten Schule, daß, wenn der Hahn zum zweitenmal fröhlich gekräht haben würde, Ströme von Blut fließen müßten und der Mord auf lautlosen Sohlen hinaus huschen würde.

Raum hatte der Geist seinen schauerlichen Eid vollendet, als vom roten Ziegeldach eines Bauernhofes der Hahn krähte. Das Gespenst lachte ein langes, hohles, bitteres Lachen und wartete. Es wartete Stunde auf Stunde, aber der Hahn krähte aus irgendeinem unerklärlichen Grunde nicht wieder. Endlich um halb acht verscheuchte ihn von seinem schrecklichen Wachposten die Ankunft der Hausmädchen, und der Geist schlich in sein Zimmer zurück und dachte hier über seine nutzlose Hoffnung und seine vereitelte Absicht nach. Dann zog er einige alte Ritterbücher zu Rate, die er sehr gerne studierte, und fand, daß der Hahn stets ein zweites Mal gekräht hatte, so oft dieser Eid gesprochen worden war. „Verdammnis über den ungezogenen Hahn“, murmelte er. „Hätte ich doch den Tag gesehen, wo ich ihm mit meinem sichern Speer den Hals durchbohrt hätte! Dann würde er für mich ein zweites Mal haben krähen müssen,

und sei es auch erst im Tode gewesen!“ Darauf zog sich das Gespenst in einen bequemen Bleisarg zurück und blieb darin bis zum Abend liegen.

IV.

Am nächsten Tage fühlte sich der Geist recht schwach und müde: die furchtbaren Aufregungen der letzten vier Wochen begannen jetzt doch ihre Wirkung auszuüben. Seine Nerven waren völlig zerrüttet, und bei dem geringsten Geräusch schreckte er zusammen. Fünf Tage lang blieb er auf seinem Zimmer und entschloß sich endlich auch, die Geschichte mit dem Blutfleck in der Bücherei aufzugeben. Wenn die Familie Otis den Fleck nicht haben wollte, so verdiente sie ihn eben nicht! Das waren offenbar Leute, die auf einer sehr tiefen materialistischen Bildungsstufe standen und ganz unfähig waren, den symbolischen Wert von Geistererscheinungen zu begreifen. Die Frage übersinnlicher Erscheinungen und die Entwicklung von Astralkörpern war natürlich eine ganz andere Sache und unterstand nicht seiner Gewalt. Es war seine verdamnte Pflicht und Schuldigkeit, einmal in der Woche im Korridor zu spuken und jeden ersten und dritten Mittwoch im Monat vom hohen bunten Glasfenster herab irgendein Kauderwelsch herabzumurmeln. Er sah also nicht ein, wie er sich von diesen beiden Verpflichtungen auf ehrenvolle Weise freimachen könnte. Gewiß war sein Leben sehr schlimm gewesen, aber andererseits war er sehr gewissenhaft in allen Dingen, die mit dem Übernatürlichen zusammenhingen. An den nächsten drei Samstagen

ging er also pflichtgemäß zwischen Mitternacht und drei Uhr durch den Korridor und nahm jede mögliche Vorsicht wahr, um gar nicht gesehen und gehört zu werden. Er zog seine Stiefel aus, schlich so leise er nur konnte, auf die alten wurmfressigen Böden, trug einen großen schwarzen Samtmantel und benützte gewissenhaft das konkurrenzlose Vaselineöl, um seine Ketten damit zu schmieren. Ich bin aber verpflichtet festzustellen, daß er es erst nach langem Zaudern über sich vermochte, diese letzte Vorsichtsmaßregel anzuwenden. Eines Abends jedoch schlüpfte er, während die Familie bei Tische saß, in das Schlafzimmer des Herrn Otis und holte sich die Flasche. Er fühlte sich anfangs zwar etwas gedemütigt, aber später sah er doch ein, daß sich sehr viel zugunsten der Erfindung sagen ließe und daß sie bis zu einem gewissen Grade auch seiner Absicht entsprach. Und trotz alledem blieb er nicht unbelästigt. Beständig waren Bindfäden durch den Korridor gespannt, über die er in der Dunkelheit stolperte, und einmal, als er gerade das Kostüm des Schwarzen Isaaks oder des Jägersmannes der Hogley-Wälder trug, kam er schwer zu Fall, weil er auf einer Schlitterbahn ausglitt, die die Zwillinge vom Eingang des Gobelinzimmers an bis zur Eichentreppe angelegt hatten. Diese neuerliche Beleidigung machte ihn so wütend, daß er sich entschloß, einen letzten Versuch zu unternehmen, um sich seine Würde und seine soziale Stellung zu sichern, und dies sollte dadurch geschehen, daß er die frechen Schulungen in der nächsten Nacht in seiner berühmten Rolle als Kühner Rupert oder der Kopplose Graf besuchen wollte.

Seit mehr als siebenzig Jahren war er nicht mehr in dieser Rolle aufgetreten, nicht, seitdem er die hübsche Lady Barbara Moonish dadurch so erschreckt hatte, daß sie plötzlich ihre Verlobung mit dem Großvater des jetzigen Lord Canterville aufhob, dafür lieber mit dem hübschen Jack Castletown nach Gretna Green lief und erklärte, daß sie nichts in der Welt veranlassen könnte, in eine Familie hineinzuheiraten, die es zuließe, daß so schauerliche Gespenster im Dämmerlicht auf der Terrasse spazieren gingen. Der arme Jack wurde später zu Wandsworth von Lord Canterville im Duell erschossen, und Lady Barbara starb in Tunbridge Wells an gebrochenem Herzen, bevor das Jahr um war. Es war also damals ein großer Erfolg! Es war aber eine außerordentlich schwierige M a s k e — wenn ich diesen Theaterausdruck für eines der größten Geheimnisse des Uebernatürlichen gebrauchen darf — und er hatte drei volle Stunden nötig, um seine Vorbereitungen zu treffen. Endlich war alles fertig, und er war mit seiner Maske äußerst zufrieden. Die hohen lederen Reitstiefel, die zum Kostüm gehörten, waren ihm freilich ein bißchen zu weit, und er konnte nur eine von den beiden Sattelpistolen finden, aber schließlich war er doch sehr zufrieden, und ein Viertel nach ein Uhr glitt er aus der Wandverkleidung hervor und schlich den Korridor hinab. Als der Geist das Zimmer der Zwillinge erreichte, das, wie ich hier bemerken will, wegen der Farbe seiner Vorhänge das b l a u e Z i m m e r genannt wurde, fand er die Thür angelehnt. Da er sich einen effektvollen Auftritt sichern wollte, öffnete er weit die Thür — siehe, da fiel ein schwerer Wasserkrug von

oben her auf ihn herab, durchnähte ihn bis auf die Haut und verfehlte seine linke Schulter gerade um ein paar Zoll. Im selben Augenblick hörte er ein unterdrücktes Lachen, das aus den Betten hervorkam. Der Nervenschock war so stark, daß er so rasch er konnte sofort in sein Zimmer zurücklief und den vollen nächsten Tag über mit einem gediegenen Schnupfen festliegen mußte. Das einzige, was ihn bei der ganzen Geschichte tröstete, war der Umstand, daß er seinen Kopf nicht mitgenommen hatte, denn wenn dies der Fall gewesen wäre, hätten die Folgen für ihn sehr schwer sein können.

Der Geist gab nun alle Hoffnung auf, dieser gewöhnlichen Amerikanerfamilie überhaupt noch einen Schrecken einzujagen, und begnügte sich von jetzt ab in der Regel damit, in lautlosen Pantomimen durch die Korridore zu schleichen, mit einem dicken rotwollenen Tuch um den Hals, aus Angst vor Erkältung, und einer kleinen Armbrust in der Hand, um sich nöthigenfalls gegen die Zwillinge zu verteidigen. Aber der Hauptschlag, der gegen ihn unternommen wurde, geschah am neunzehnten September im Jahre des Heils achtzehnhundertachtundachtzig! Er war bis zur großen Eingangshalle hinuntergegangen in der sichern Annahme, daß er dort jedenfalls unbelästigt bleiben würde, und unterhielt sich damit, satirische Bemerkungen über die lebensgroßen Photographien des Gesandten und seiner Gattin zu machen, die dort jetzt an Stelle der großen Cantervillekahnenbilder hingen. Er war einfach, aber sauber in ein langes Laken gekleidet, das nur kleine Flecke von Kirchhofmoder zeigte, hatte seine untere Kinnlade

mit einem gelben Leinwandbindfaden hochgebunden und trug eine kleine Laterne und eine Totengräberschaufel in den Händen. Es war das Kostüm von Jonas dem Grufstlosen oder dem Leichenschänder von Chertsey Barn, eine seiner glänzendsten Verkörperungen, die kennenzulernen die Cantervilles alle Ursache hatten, denn sie war der eigentliche Grund ihres ewigen Streites mit dem benachbarten Lord Rufford. Es war etwa ein Viertel nach zwei Uhr morgens und, soweit er sich vergewissern konnte, rührte sich nichts. Als er aber gemächlich nach der Bibliothek hinschlenderte, um dort wieder einmal nach Spuren von dem Blutsfleck zu sehen, da sprangen aus einem dunkeln Winkel plötzlich zwei Gestalten hervor, die wild die Arme über den Kopf emporwarfen und ihm ein furchtbares Bu h in die Ohren brüllten.

Von einer unter diesen Umständen nur allzu begreiflichen Panik ergriffen, stürzte der tödlich erschrockene Geist der Treppe zu. Aber dort erwartete ihn Washington Otis mit der großen Gartenspritze, und so auf jeder Seite von Feinden umzingelt und in die Enge getrieben, verschwand er in heller Verzweiflung in den großen eisernen Ofen, der zu seinem Glück nicht geheizt war, und mußte seinen Heimweg durch lauter Ofenröhren und Schornsteine antreten, so daß er endlich in einem furchtbaren Zustand des Schmutzes, der Unordnung und der Verzweiflung wieder in seinem Zimmer ankam.

Nach diesem Ereignis wurde er niemals wieder auf irgendwelchen nächtlichen Streifzügen gesehen. Die Zwillinge lauerten ihm wohl noch bei verschiedenen

Gelegenheiten auf und bestreuten zum großen Ärger der Eltern und Dienstboten jede Nacht die Gänge mit Nußschalen, aber es half alles nichts. Es war ganz klar, daß die Gefühle des Gespenstes zu sehr verletzt waren; er hatte genug und wollte nicht mehr erscheinen. Herr Otis nahm also seine große Arbeit über die Geschichte der demokratischen Partei wieder auf, an der er schon seit vielen Jahren arbeitete, Frau Otis veranstaltete zur Verblüffung der ganzen Gegend ein wundervolles Preisluchenbaden, die Jungens spielten Poker, Lacrosse und andere amerikanische Nationalspiele, und Virginia ritt auf ihrem Pony durch Wald und Feld, begleitet vom jungen Herzog von Cheshire, der unlängst wieder eingetroffen war, um die letzten Wochen seiner großen Ferien auf Canterville zu verbringen. Man nahm allgemein an, daß der Geist das Schloß verlassen habe, und Herr Otis schrieb über diesen Punkt einen Brief an Lord Canterville, der in der Antwort seine große Freude über diese Neuigkeit aussprach und der werten Frau Gemahlin des Gesandten Glückwünsche sandte.

Die Familie Otis aber täuschte sich: das Gespenst war noch immer im Hause, und wenn man es auch fast einen Invaliden nennen konnte, so war es doch noch nicht so ohne weiteres gesonnen, die Dinge auf sich beruhen zu lassen, und dies um so weniger, als es gehört hatte, daß sich unter den Gästen der junge Herzog von Cheshire befand, dessen Großonkel Lord Francis Stilton einst tausend Guineen gegen den Kolonel Carbury gewettet hatte, daß er mit dem Geist von Canterville Würfel spielen wolle, und den man am nächsten

Morgen auf dem Boden des Spielzimmers in einem so hilflosen, gelähmten Zustande liegen fand, daß er, obwohl er noch ein hohes Alter erreichte, sein Leben lang nichts anderes mehr als Pasch sechs zu sagen vermochte. Die Geschichte war seinerzeit überall bekannt geworden, aber aus Achtung vor den Gefühlen der beiden vornehmen Familien wurde allseitig versucht, sie zu vertuschen. Ein ganz genauer Bericht all dieser Umstände findet sich im dritten Band von Lord Tattles Erinnerungen an den Prinzregenten und seine Freunde. Dem Geist war also natürlich sehr daran gelegen, zu zeigen, daß er seinen Einfluß über die Stiltons noch nicht verloren habe, mit denen er eigentlich entfernt verwandt war; denn seine recht Rusine war in zweiter Ehe mit dem Sieur de Bulkeley verheiratet gewesen, von dem, wie allgemein bekannt war, die Herzöge von Cheshire in gerader Linie abstammen. Demzufolge bereitete er sich vor, Virginias kleinem Anbeter in seiner berühmten Erscheinung als der B a m p i r m ö n c h oder der B l u t - l o s e B e n e d i k t i n e r zu erscheinen, eine Rolle, die so schrecklich war, daß, als ihn die alte Lady Startup darin sah (dies geschah in der furchtbaren Neujahrsnacht des Jahres 1764), sie in ein mark- und beinerschütterndes Geschrei ausbrach, das mit einem tödlichen Schlagfluß endigte. Sie starb drei Tage später, nachdem sie Cantervilles, die doch ihre nächsten Anverwandten waren, enterbt und all ihr Geld ihrem Londoner Apotheker hinterlassen hatte. Aber im letzten Augenblick verhinderte unsern armen Geist die Furcht vor den Zwillingen daran, sein Zimmer zu verlassen,

und der kleine Herzog schlief in Frieden unter dem großen, reichgeschmückten Betthimmel im königlichen Schlafzimmer und träumte von Virginia.

V.

Einige Tage später ritten Virginia und ihr lockiger Kavalier über die Brodley-Wiesen spazieren, als Virginia beim Springen über eine Hecke ihr Reitkleid so sehr zerriß, daß sie es bei ihrer Heimkehr vorzog, über die Hintertreppe hinaufzugehen, um nicht gesehen zu werden. Als sie an dem alten Gobelinzimmer vorüberlief, dessen Türe zufällig offen stand, glaubte sie darin jemand zu sehen, und in der Annahme, daß es das Kammermädchen ihrer Mutter sei, das dort manchmal seine Näharbeit verrichtete, trat sie ein, um ihr Kleid gleich ausbessern zu lassen. Aber zu ihrer großen Überraschung war es der Geist von Canterville selbst! Er saß am Fenster und beobachtete, wie die vergilbten Blätter der Bäume zur Erde fielen und wie das rote Laub in tollem Reigen die lange Allee hinuntertanzte. Sein Haupt stützte sich auf seiner Hand und die ganze Stellung drückte die tiefste Niedergeschlagenheit aus. So verlassen und hinfällig sah er aus, daß die kleine Virginia, deren erster Gedanke es war, fortzulaufen und sich in ihr Zimmer einzuschließen, von Mitleid erfüllt wurde und sich zu einem Versuch entschloß ihn zu trösten. So leise trat sie auf ihn zu und so tief war seine Schwermut, daß er ihre Anwesenheit nicht eher bemerkte, als bis sie ihn ansprach.

„Sie tun mir so leid,“ sagte sie, „aber meine Brüder

müssen morgen nach dem Gymnasium zurück, und wenn Sie sich dann hübsch ruhig betragen wollen, so wird Sie niemand mehr fränken.“

„Es ist absurd, von mir zu verlangen, daß ich mich gut aufführen soll“, antwortete der Geist und blickte voller Erstaunen auf das hübsche kleine Mädchen, das ihn anzusprechen wagte. „Es ist ganz und gar absurd, denn ich muß doch mit meinen Ketten klirren und durch Schlüssellocher ächzen und bei Nacht spazieren gehen, wenn es das ist, was Sie meinen. Und das ist ja mein einziger Lebenszweck.“

„Das ist überhaupt kein Lebenszweck, und Sie wissen sehr gut, daß Sie ein schlechter Mensch gewesen sind! Frau Umney sagte uns schon am ersten Tage, als wir ankamen, daß Sie Ihre Frau umgebracht haben.“

„Dies räume ich ein,“ sagte der Geist verdrießlich, „aber dies ist eine reine Familiensache und geht sonst keinen etwas an.“

„Es ist aber sehr unrecht, jemand umzubringen“, sagte Virginia, die zuweilen einen allerliebsten puritanischen Ernst hatte, mit dem sie von irgendeinem neuenglischen Vorfahren her erblich belastet war.

„Oh, wie ich diese billige Strenge abstrakter Moral hasse! Mein Weib war sehr häßlich, stärkte nie ordentlich meine Halskrausen und verstand nichts vom Kochen! Da hatte ich nun einmal in Hogly Wood einen kräftigen Bock geschossen, und wissen Sie, wie der auf den Tisch kam? Na, reden wir jetzt nicht mehr davon, das ist ja alles vorüber. Aber ich glaube nicht, daß es sehr nett von meinen Schwägern war, mich zu Tode

hungern zu lassen, nur weil ich ihre Schwester getötet habe."

"Zu Tode hungern? Oh, Sie armer Herr Geist, ich wollte sagen, Sir Simon, haben Sie Hunger? Ich habe ein Butterbrod bei mir, möchten Sie das haben?"

"Nein, ich danke, ich habe mir das Essen abgewöhnt; aber es ist dennoch sehr freundlich von Ihnen, und Sie sind überhaupt viel netter als Ihre ganze schrecklich rohe, pöbelhafte, unanständige Familie!"

"Halt!" rief Virginia und stampfte mit dem Fuße auf. "Sie sind selber roh und schrecklich und pöbelhaft, und was die Unanständigkeit anbelangt, so wissen Sie recht gut, daß Sie mir die Farben aus meinem Malfaßten gestohlen haben, um den lächerlichen Blutfleck in der Bibliothek immer wieder aufzufrischen! Erst nahmen Sie das ganze Rot, sogar das Karmin, und ich konnte keinen Sonnenuntergang mehr malen, dann nahmen Sie Smaragdgrün und Chromgelb, und endlich ließen Sie mir nichts mehr übrig, als Blau und Chinesisch-Weiß, und da konnte ich nur noch Mondscheinlandschaften malen, die einen immer so traurig stimmen und dabei gar nicht einmal leicht zu malen sind. Ich habe darüber nie gesprochen, obgleich es mich sehr ärgerte, und dann war die ganze Sache ja ohnehin höchst lächerlich, denn wer hätte je von grünen Blutflecken gehört?"

"Na ja," sagte der Geist ziemlich kleinlaut, "aber was sollte ich machen? Es ist heutzutage recht schwer, sich wirkliches Blut zu verschaffen, und als Ihr Bruder mit Paragons berühmtem Universal-Fleckwasser angezogen kam, sah ich keinen Grund, warum ich nicht

Ihre Farben hätte nehmen sollen. Was nun die Farbe betrifft, so ist das eben Geschmacksache. Die Canterville z. B. haben blaues Blut, das allerblaueste Blut in England, aber ich weiß, ihr Amerikaner legt auf solche Dinge keinen Wert."

„Das verstehen Sie nicht, und überhaupt: das Beste, was Sie tun können, wäre auszuwandern und drüben Ihren Verstand auszubilden! Papa wird sich freuen, Ihnen freie Überfahrt zu besorgen, und obgleich alles Geistige einen hohen Zoll hat, werden Sie beim Zollamt keine Schwierigkeiten haben, denn die Beamten sind drüben lauter Demokraten. Und wenn Sie erst einmal in New York sind, so haben Sie einen Bombenerfolg! Ich kenne eine Unzahl Leute, die gerne hunderttausend Dollar darum geben würden, wenn Sie einen Großvater haben könnten, und für ein Familiengespenst noch viel mehr."

„Ich glaube nicht, daß mir Amerika gefiele."

„Wahrscheinlich, weil wir keine Ruinen und andere solche Altertümer haben?" sagte Virginia spöttisch.

„Keine Ruinen? Keine Altertümer?" antwortete der Geist. „Sie haben doch Ihre Marine und Ihre Manieren!"

„Guten Abend! Ich gehe jetzt zu Papa und will ihn bitten, den Zwillingen eine Woche Nachurlaub zu bewilligen."

„Ach bitte, Fräulein Virginia, gehen Sie nicht," rief das Gespenst aus; „ich bin so einsam und unglücklich und weiß wirklich nicht, was ich anfangen soll. Ich möchte so gerne schlafen und kann nicht."

„Das ist abgemacht! Sie brauchen ja nur zu Bette

zu gehen und das Licht auszulöschen. Es ist manchmal sehr schwierig, wach zu bleiben, besonders in der Kirche, aber es ist gar nicht schwer einzuschlafen. Sogar Wickelinder verstehen das, und die sind doch nicht sehr geistig.“

„Ich habe seit dreihundert Jahren nicht mehr geschlafen“, sagte er traurig, und Virginas schöne blaue Augen öffneten sich vor unbeschreiblicher Verwunderung „und ich bin so sehr müde!“

Virginia wurde plötzlich ganz ernst, und ihre kleinen Lippen zitterten wie Rosenblätter. Sie näherte sich ihm, kniete an seiner Seite nieder und blickte in sein altes verwittertes Gesicht hinauf.

„Armer, armer Geist“, murmelte sie, „haben Sie denn nirgend ein Plätzchen, wo Sie einmal tüchtig ausschlafen könnten?“

„Weit von hier, jenseit der Tannenwaldungen liegt ein kleiner Garten“, antwortete er mit leiser, träumerischer Stimme, „dort wächst hohes dichtes Gras, darin blühen die großen weißen Sternblüten des Schierlings, und die Nachtigall singt da die ganze Nacht. Sie singt die ganze lange Nacht hindurch, und der kalte kristallene Mond schaut herab, und die Erika breitet ihre mächtigen Arme über die Schläfer aus.“

Virginias Augen füllten sich mit Tränen, und sie barg ihr Gesicht in den Händen.

„Sie meinen den Garten des Todes“, flüsterte sie.

„Ja, ich meine den Tod! Der Tod muß so schön sein! So schön, in weicher brauner Erde zu liegen, und das hohe Gras schwanke über einem hin und her, und man horcht auf die Stille. Und es gibt kein Gестern, und

es gibt kein Morgen. Man vergißt die Zeit, vergißt das Leben und hat Frieden. Sie können mir helfen. Sie können mir das Tor im Hause des Todes öffnen, denn Liebe begleitet Sie auf allen Ihren Wegen, und Liebe ist stärker als der Tod.“ —

Virginia zitterte, und ein kalter Schauer überlief sie, und einige Augenblicke lang herrschte tiefes Schweigen. Es war ihr, als träume sie einen angstvollen Traum.

Dann sprach das Gespenst wieder, und seine Stimme klang wie das Seufzen des Windes:

„Haben Sie schon einmal die alte Prophezeiung auf dem Fenster in der Bibliothek gelesen?“

„O ja, sehr oft!“ rief das kleine Mädchen und sah auf. „Ich kenne sie sehr gut. Sie ist in seltsamen, verschnörkelten Buchstaben geschrieben und recht schwer zu lesen. Es sind nur sechs Zeilen:

Wenn es wird einem goldblonden Mädchen gelingen
Sündhafte Lippen zum Beten zu bringen,
Wenn toter Mandelbaum wieder spricht
Und kleines Mädchen Tränen vergießt
Dann wirds im ganzen Hause still,
Und Ruhe herrscht wieder in Canterville

Aber ich weiß nicht, was das bedeutet.“

„Das bedeutet,“ sagte der Geist ernst, „daß Sie um meiner Sünden willen mit mir weinen müssen, denn ich habe keine Tränen, und daß Sie mit mir um mein Seelenheil beten müssen, denn ich habe keinen Glauben. Und wenn Sie immer sanft und gut und lieb gewesen sind, wird sich meiner der Engel des Todes erbarmen. Sie werden schreckliche Gestalten in der Dunkelheit sehen, und schauerliche Stimmen werden an Ihr Ohr

schlagen, aber es wird Ihnen kein Leid geschehen, denn gegen die Reinheit eines Kindes können die Mächte der Hölle nicht obliegen.“

Virginia antwortete nicht, und der Geist rang die Hände in wilder Verzweiflung, während er auf ihr geneigtes Blondköpfchen hinabsah. Plötzlich stand sie auf und war sehr bleich, und ein seltsames Licht flammte in ihren Augen.

„Ich fürchte mich nicht,“ sagte sie fest, „und ich will den Engel bitten, daß er sich Ihrer erbarme.“

Mit einem schwachen Ausruf der Freude stand der Geist von seinem Sitze auf, nahm ihre Hand, beugte sich mit altmodischer Grazie darüber und küßte sie. Seine Finger waren kalt wie Eis, und seine Lippen brannten wie Feuer, aber Virginia wurde nicht wankend, als er sie durch das dämmerige Zimmer führte. In die verblaßte grüne Tapete waren kleine Jägersmänner eingestickt, die in ihre troddelgeschmückten Hörner bliesen und ihr mit ihren kleinen Händen zuwinkten umzukehren. „Kehre um, kleine Virginia,“ riefen sie, „kehr um!“ Aber der Geist umklammerte ihre Hand noch fester, und so schloß sie die Augen vor ihnen. Schreckliche Tiere mit Eidechschenschwänzen und Glohaugen blinzelten sie vom geschnitzten Kamin Sims her an und murmelten: „Hüte dich, kleine Virginia. Wir werden dich niemals wiedersehen.“ Aber der Geist glitt schnell weiter, und Virginia hörte nicht auf sie. Als sie das Ende des Zimmern erreicht hatten, machte er halt und murmelte einige Worte, die sie nicht verstehen konnte. Sie öffnete die Augen und sah, daß die Wand wie in einem Nebel ver-

schwand, und sich eine große, schwarze Höhle vor ihr öffnete. Ein eiskalter Wind hauchte ihnen entgegen und sie fühlte, wie etwas an ihrem Kleide zerrte. „Rasch, rasch,“ rief der Geist, „sonst ist es zu spät,“ und im nächsten Augenblicke hatte sich die Wandbekleidung wieder hinter ihnen geschlossen und das Gobelinzimmer war leer.

VI.

Zehn Minuten später ertönte die Glocke zum Tee, da Virginia nicht herunterkam, schickte Frau Otis einen Diener hinauf, sie zu holen. Nach einigen Augenblicken kam er zurück und meldete, daß er Fräulein Virginia nirgend finden könne. Da es ihre Gewohnheit war, jeden Abend um diese Zeit in den Garten zu gehen, um Blumen für den Abendtisch zu pflücken, so war Frau Otis im Anfang gar nicht besorgt. Als es aber sechs Uhr schlug und Virginia immer noch nicht erschien, wurde sie doch ängstlich und schickte die Jungen aus, Virginia zu suchen, indes sie selbst und Herr Otis jeden Raum im Hause durchsuchten. Um halb sieben kamen die Zwillinge zurück und sagten, daß sie von ihrer Schwester keine Spur hätten finden können. Nun waren alle äußerst aufgeregt und wußten nicht, was zu geschehen habe, bis sich Herr Otis plötzlich erinnerte, daß er vor einigen Tagen einer Zigeunerbande die Erlaubnis gegeben habe, ihr Lager im Park aufzuschlagen. Er machte sich daher sofort nach Blackfell Hollow auf, wo sie, wie er wußte, lagerten, und sein ältester Sohn und

zwei Knechte begleiteten ihn. Der kleine Herzog von Cheshire, der ganz außer sich vor Sorge war, bat inständig, man möge ihn auch mitnehmen, aber Herr Otis wollte es ihm nicht erlauben, denn er fürchtete, der junge Herzog würde nur stören. Aber als sie an dem Orte ankamen, stellte es sich heraus, daß die Zigeuner längst fort waren, und zwar mußte ihr Aufbruch sehr rasch erfolgt sein, denn das Feuer brannte noch und einiges Geschirr lag im Grase. Herr Otis befahl Washington und den beiden Knechten, sofort den ganzen Bezirk zu durchstreifen, lief nach Hause und telegraphierte an alle Polizeieinspektoren der Gegend und ersuchte sie, nach einem kleinen Mädchen zu fahnden, das vermutlich von Landstreichern oder Zigeunern gestohlen worden sei. Dann ließ er sein Pferd satteln, bestand darauf, daß sich seine Frau und die drei Knaben zum Essen niedersetzten, und ritt mit einem Reitknecht die Straße nach Ascot hinunter. Aber kaum war er ein paar Meilen weit geritten, als er jemand hinter sich her galoppieren hörte. Er blickte zurück und sah, wie ihm der kleine Herzog, rot im Gesicht und ohne Hut, auf seinem Poney nachgesetzt kam. „Herr Otis,“ stieß der junge Mann keuchend hervor, „ich kann nicht Abendbrot essen, solange Virginia nicht gefunden ist. Bitte, seien Sie nicht böse! Aber wenn Sie unsere Verlobung im vorigen Jahre erlaubt hätten, so wäre das Unglück nicht passiert! Nicht wahr, Sie schicken mich nicht zurück? Ich geh nicht zurück, und ich will auch nicht!“

Der Gesandte mußte über den hübschen jungen Hiltopf lächeln und war sehr gerührt über seine Liebe

zu Virginia, und so beugte er sich vom Pferde herüber, klopfte ihm freundlich auf die Schulter und sagte: „Also gut, Cecil, wenn Sie nicht umkehren wollen, so müssen Sie schon mit mir kommen, aber ich muß Ihnen in Ascot erst einen Hut kaufen.“

„Der Teufel hole meinen Hut, ich will Virginia wiederhaben!“ rief der kleine Herzog lachend, und sie galoppierten nach der Eisenbahnstation. Dort fragte Herr Otis den Stationsvorstand, ob irgendein Mädchen, auf das die Beschreibung Virginias passe, auf dem Bahnsteig gesehen worden sei, aber man konnte nichts über sie erfahren. Der Stationsvorstand depeescherte die ganze Linie entlang und versicherte ihm, daß genaueste Nachforschungen angestellt werden sollten, und nachdem er in einem Laden, der eben geschlossen werden sollte, für den kleinen Herzog einen Hut gekauft hatte, ritt Herr Otis nach Begley weiter, einem Dörfchen, das ungefähr vier Meilen entfernt war, und wo, wie man ihm sagte, ein wohlbekanntes Zigeunerlager sei, weil dort eine große Gemeindewiese läge. Hier holten sie den Gendarmen aus den Federn, konnten aber nichts von ihm herausbekommen, und nachdem sie noch die ganze Wiese abgeritten hatten, wandten sie ihre Pferde heimwärts und erreichten das Schloß gegen elf Uhr nachts todmüde und ganz gebrochen. Washington und die Zwillinge erwarteten sie beim Pförtnerhaus mit Laternen, da die Allee schon sehr dunkel war. Nicht die kleinste Spur von Virginia war gefunden worden. Man hatte die Zigeuner auf den Brockenwiesen festgehalten, aber sie war nicht bei ihnen, und sie hatten ihren plötzlichen

Aufbruch mit dem Umstande erklärt, daß sie sich im Datum des Jahrmarktes in Chorton geirrt hätten und nun aus Furcht, sie könnten zu spät kommen, in Haft aufgebrochen wären. Sie waren aufrichtig betrübt, als sie von Virginias Verschwinden hörten, denn sie waren Herrn Otis sehr dankbar dafür, daß er ihnen erlaubt hatte, im Parke zu lagern, und vier von ihnen blieben sogar zurück, um alles absuchen zu helfen. Man fischte den Karpfenteich ab, man durchsuchte das ganze Schloß; aber alles ohne den geringsten Erfolg. Es war klar, daß Virginia mindestens für diese Nacht verloren blieb, und im Zustande tiefster Niedergeschlagenheit gingen Otis und die Knaben zum Hause hinauf, indes der Groom mit den zwei Pferden und dem Pony folgte. In der Eingangshalle fanden sie eine Gruppe erschrockener Diener, und auf dem Sofa in der Bibliothek lag die arme Frau Otis ganz außer sich vor Schreck und Angst, und die Haushälterin machte ihr Umschläge mit kölnischem Wasser. Herr Otis bestand sofort darauf, daß sie etwas zu sich nehme, und bestellte das Abendessen für die ganze Gesellschaft. Es war ein trübseliges Mahl, niemand tat so recht den Mund auf, und selbst die Zwillinge waren ganz verstört und zerknirscht, denn sie liebten ihre Schwester sehr. Als man fertiggegessen hatte, schickte Herr Otis trotz der inständigen Bitte des kleinen Herzogs alle zu Bett, indem er erklärte: in der Nacht könne man nichts mehr unternehmen, und am nächsten Morgen wolle er an die Kriminalpolizei in London depeschieren, damit man ihm sofort einige Detektive herschicke. Gerade, als sie das Speisezimmer verließen,

begann es vom Glockenturm Mitternacht zu schlagen, und als der letzte Schlag verhallte, hörten sie ein furchtbares Gepolter und einen markerschütternden Schrei. Ein furchtbarer Donnerschlag erschütterte das ganze Haus, ein überirdischer Gesang zitterte leise durch die Luft, eine Füllung aus der Wandtäfelung im Treppenhaufe sprang mit einem dumpfen Geräusche heraus, und auf dem Treppenabsatz erschien sehr bleich und weiß mit einem kleinen Schmuckkästchen in der Hand Virginia! Im selben Augenblicke stürzten alle auf sie zu. Frau Otis schloß sie leidenschaftlich in die Arme, der Herzog erstickte sie beinahe mit heftigen Küssen, und die Zwillinge vollführten einen wilden Kriegstanz um die Gruppe.

„Um des Himmels willen, Kind, wo bist du nur gewesen?“ fragte Herr Otis fast böse, da er glaubte, daß sie irgendeinen närrischen Streich ausgeführt hatte. „Cecil und ich sind durch das ganze Land geritten, um dich zu suchen, und deine Mutter hat sich fast zu Tode geängstigt! Du darfst in Zukunft nie wieder solche Streiche machen!“

„Nur dem Gespenst darfst du Streiche spielen, nur dem Gespenst“, brüllten die Zwillinge und machten allerhand Luftsprünge.

„Gott sei dank, mein Liebling, daß wir dich wieder haben, du darfst nie mehr von meiner Seite“, murmelte Frau Otis und küßte ihr zitterndes Kind und strich mit der Hand über das zerzauste Goldhaar.

„Papa,“ sagte Virginia ruhig, „ich war bei dem Geist. Er ist tot, und du mußt kommen und dir den Ärmsten anschauen. Er war sehr böse in seinem

Leben, aber sein Benehmen hat ihm schließlich sehr leid getan, und er gab mir dieses Kästchen mit wunder-vollen Juwelen, bevor er starb.“

Die ganze Familie starrte sie mit wortloser Verblüffung an, aber Virginia war ganz ruhig und ernst, drehte sich um und führte sie alle durch die Öffnung in der Wandbekleidung einen engen, geheimen Korridor hinunter. Washington folgte mit einer angezündeten Kerze, die er vom Tische genommen hatte, und sie kamen endlich zu einer schweren eichenen Tür, die mit rostigen Nägeln beschlagen war. Virginia berührte sie, und da flog sie knarrend auf in ihren schweren Angeln. Nun standen sie in einem kleinen, niederen Zimmer mit einer gewölbten Decke und einem kleinen vergitterten Fenster. In die Wand war ein riesiger Eisenring eingelassen und daran war ein dürres Skelett angekettet, das der Länge nach auf den Stein-fliesen ausgestreckt lag und mit seinen langen, fleisch-losen Fingern nach einem altmodischen Holzteller und einer Kanne zu greifen suchte, die so standen, daß sie außer seinem Bereich waren. Der Krug war augen-scheinlich einst mit Wasser gefüllt gewesen, denn ein blaßgrüner Schimmel bedeckte seine Innenseite. Auf dem Teller lag nichts als ein Häufchen Staub. Virginia kniete an der Seite des Skeletts nieder, faltete ihre kleinen Hände und begann leise zu beten, indes die übrige Gesellschaft verwundert auf die furchtbare Tragödie blickte, deren Geheimnis nun enthüllt war.

„Halloh,“ rief plötzlich einer der Zwillinge, der aus dem Fenster gesehen hatte, um sich zu vergewissern, in welchem Flügel des Hauses das Zimmer eigentlich

lag, „seht nur, der alte, vertrocknete Mandelbaum hat wieder geblüht, ich sehe seine Blüten ganz deutlich im Mondlicht.“

„Gott hat ihm vergeben“, sagte Virginia ernst, als sie aufstand, und ein wunderbarer Glanz erhabener Freude schien ihr Gesicht zu verklären.

„Du bist ein Engel!“ sagte der junge Herzog und legte seinen Arm um ihren Nacken und küßte sie.

VII.

Vier Tage nach diesen höchst merkwürdigen Zwischenfällen bewegte sich ein Leichenzug um elf Uhr nachts aus dem Schloß von Canterville. Der Leichenwagen wurde von acht Kappen gezogen, und jeder Kappe trug auf seinem Kopfe einen großen Busch nickender Straußenfedern, und der Bleisarg war bedeckt mit einer kostbaren Purpurdecke, in die das Wappen derer von Canterville in Gold eingestickt war. Neben dem Leichenwagen und den Kutschen gingen Diener mit brennenden Fackeln, und der ganze Zug war äußerst eindrucksvoll. Lord Canterville war der Hauptleidtragende und eigens aus Wales herbeigeeilt, um dem Leichenbegängnis beizuwohnen, und er saß im ersten Wagen neben der kleinen Virginia. Dann kam der Gesandte der Vereinigten Staaten mit seiner Frau, dann Washington und die zwei anderen Söhne, und im letzten Wagen saß Frau Umney. Da sie länger als fünfzig Jahre ihres Lebens durch das Gespenst erschreckt worden war, so hatte sie auch ein Recht, seine letzte Fahrt zu sehen. In der Ecke des

Friedhofes war ein tiefes Grab ausgehoben worden, gerade unter der alten Eiche, und Hochwürden Augustus Dampier hielt die Grabrede in der eindrucksvollsten Weise. Als die Zeremonie vorüber war, verlöschten die Diener nach alter Sitte der Familie Canterville ihre Fackeln, und als der Sarg in die Gruft hinuntergelassen werden sollte, trat Virginia vor und legte ein großes Kreuz aus weißen und roten Mandelblüten darauf. In diesem Augenblicke kam der Mond hinter einer Wolke hervor und überflutete mit seinem stillen Silberlichte den kleinen Friedhof, und aus einem fernen Busche begann eine Nachtigall zu schlagen. Virginia dachte an die Schilderung, die ihr der Geist vom Garten des Todes gemacht hatte, ihre Augen verschleierten Tränen, und sie sprach auf der Heimfahrt kaum ein einziges Wort.

Am nächsten Morgen hatte Herr Otis mit Lord Canterville vor dessen Rückkehr in die Stadt eine Unterredung wegen der Juwelen, die das Gespenst dem Fräulein Virginia gegeben hatte. Sie waren ganz hervorragend schön, besonders ein Rubinenhalsband in altvenezianischer Fassung, ein Meisterstück der Kunst des sechzehnten Jahrhunderts, und der Wert der Kostbarkeiten war so groß, daß Herr Otis einige Bedenken hatte, ob er seiner Tochter die Annahme erlauben dürfe.

„Mylord,“ sagte er, „ich weiß allerdings, daß sich in diesem Lande die Erbfolge sowohl auf den Landbesitz als auch auf die Schmuckstücke erstreckt, und es erscheint mir ganz klar, daß diese Juwelen Erbstücke Ihrer Familie sind oder doch sein sollten. Ich möchte

Sie also bitten, sie mit nach London zu nehmen und als einen Teil Ihres Vermögens zu betrachten, der Ihnen unter gewissen, höchst sonderbaren Umständen zurückerstattet wurde. Was meine Tochter betrifft, so ist sie ja noch ein Kind und hat, wie ich mit Freude sagen kann, wenig Interesse an solchen Luxusgegenständen. Meine Frau, die, wie ich ruhig sagen darf, keine unbedeutende Autorität in Kunstdingen ist — sie hatte nämlich den Vorzug, als junges Mädchen einige Winter in Boston zu verbringen — hat mir erklärt, daß diese Juwelen einen ganz bedeutenden Geldwert haben und daß sie bei einem Verkauf einen hohen Preis erzielen würden. Unter diesen Umständen, Mylord, bin ich überzeugt, daß Sie mir recht geben werden, wenn ich es einem Mitgliede meiner Familie nicht erlaube, im Besitz dieser Juwelen zu bleiben, und endlich ist all dieser eitle Staat und dieser Land, so sehr notwendig er vielleicht zur Würde der britischen Aristokratie zu gehören scheint, doch ganz und gar nicht am Platze bei Menschen, die in den strengen und, wie ich sicher glaube, ewigen Grundsätzen republikanischer Einfachheit erzogen sind. Vielleicht sollte ich auch noch erwähnen, daß Virginia mit Ihrer Erlaubnis recht gern die Schatulle selbst behalten möchte zur Erinnerung an Ihren unglücklichen und irregeleiteten Ahnherrn. Da die Schatulle sehr alt und unmodern, sowie auch sehr reparaturbedürftig ist, so werden Sie vielleicht die Bitte Virginias gern erfüllen. Was mich schließlich betrifft, so bin ich einigermaßen überrascht darüber, daß eines meiner Kinder mit dem Mittelalter in solcher Weise sympathisirt, und

ich kann es mir nur dadurch erklären, daß Virginia in einem Londoner Vororte geboren wurde, kurz nachdem meine Frau von einer Reise nach Athen zurückgekehrt war.“

Lord Canterville hörte die Worte des würdigen Gesandten mit großem Ernste an und zupfte nur hier und da an seinem grauen Schnurrbart, um ein unwillkürliches Lächeln zu verbergen. Als Herr Otis zu Ende war, schüttelte er ihm herzlich die Hand und sagte: „Mein lieber Herr Otis! Ihre entzückende kleine Tochter hat meinem unglückseligen Ahnherrn, Sir Simon, einen sehr großen Dienst geleistet, und meine Familie und ich stehen für den erstaunlichen Mut tief in ihrer Schuld. Die Juwelen gehören selbstverständlich ihr, und ich glaube, bei Gott, wenn ich so herzlos wäre, sie ihr vorzuenthalten, würde der tolle, alte Bursche in längstens vierzehn Tagen aus seinem Grabe wieder herausklettern, um mir was vorzuspucken. Was aber den Begriff Erbstück betrifft, so ist nur ein Erbstück, was in einem Testament oder einem anderen gesetzlichen Dokument als solches bezeichnet wurde, und die Existenz dieser Juwelen war bisher ganz unbekannt. Ich versichere Ihnen also, daß ich nicht mehr Recht darauf habe als Ihr Hofmeister, und wenn Fräulein Virginia herangewachsen ist, wird sie sicherlich froh sein, so hübsche Dinge tragen zu können. Überdies vergessen Sie ganz, Herr Otis, daß die gesamte Einrichtung inklusive Geist im Preise des Schlosses inbegriffen war, und daß also alles, was dem Geiste gehörte, gleichzeitig in Ihren Besitz überging, da Sir Simon, welche nächtliche Tätigkeit er auch in den Korridoren entwickelt

haben mag, doch vom gesetzlichen Standpunkte aus tot war und Sie sein Eigentum durch Kauf erworben hatten."

Herr Otis war durch Lord Cantervilles Weigerung zuerst einigermassen betrübt und bat ihn, sich seinen Entschluß nochmals zu überlegen, aber der gutmütige Lord blieb fest und brachte endlich den Gesandten dazu, seiner Tochter die Erlaubnis zu geben, das Geschenk des Geistes zu behalten, und als später (im Frühjahr 1890) die junge Herzogin von Cheshire gelegentlich ihrer Hochzeit der Königin beim Empfang vorgestellt wurde, erregten ihre Juwelen allgemeine Bewunderung! Denn Virginia bekam wirklich ihre Adelskrone (und das ist die Belohnung für alle braven kleinen Amerikanerinnen) und heiratete ihren jungen Anbeter, sobald er großjährig geworden war. Sie waren beide ein so reizendes Paar, und sie liebten einander so sehr, daß jederman von dieser Heirat entzückt war, mit Ausnahme der alten Marquise von Dumbleton — die versucht hatte, den Herzog für eine ihrer sieben unverheirateten Töchter zu kapern und zu diesem Zwecke nicht weniger als drei sehr kostspielige Diners gegeben hatte — und merkwürdigerweise auch mit Ausnahme des Herrn Otis selbst. Herr Otis hatte den jungen Herzog persönlich sehr gern, aber in der Theorie war er ein Gegner aller Titel und „er fürchtete“ (um seine eigenen Worte zu gebrauchen), „daß unter dem entnervenden Einfluß einer vergnügungsflüchtigen englischen Aristokratie die wahren Prinzipien republikanischer Einfachheit in Vergessenheit geraten könnten“. Aber seine Bedenken

wurden vollständig überstimmt, und ich glaube, daß es weit und breit keinen stolzeren Mann in England gab als ihn, wie er mit seiner Tochter am Arm durch das Kirchenschiff von St. George im Hochzeitszuge dahinschritt.

Als die Flitterwochen vorüber waren, zogen der Herzog und die Herzogin aufs Schloß von Canterville, und am Tage nach ihrer Ankunft gingen sie nachmittags hinüber zum einsamen Kirchhofe unter den Tannen. Es hatte zuerst manche Schwierigkeiten gegeben, bis man sich über die Inschrift auf Sir Simons Grabstein einig werden konnte, und schließlich kam man überein, nichts daraufzusetzen, als die Anfangsbuchstaben des Namens und die Verse vom Fenster der Bibliothek. Die Herzogin hatte wunderschöne Rosen mitgebracht, die sie auf das Grab streute, und nachdem beide einige Zeit davorgestanden hatten, wanderten sie weiter in die Ruinen der alten Abtei bis zur halbzerfallenen Kanzel. Dort setzte sich die Herzogin auf eine umgestürzte Säule, und ihr Mann legte sich ihr zu Füßen, zündete sich eine Zigarette an und schaute hinauf in ihre schönen Augen. Plötzlich warf er seine Zigarette fort, nahm Virginia bei der Hand und sagte: „Virginia, eine Frau sollte vor ihrem Gatten eigentlich keine Geheimnisse haben.“

„Aber, lieber Cecil! ich habe doch keine Geheimnisse vor dir?“

„Doch!“ antwortete er lächelnd; „du hast mir ja nie erzählt, was dir begegnet ist, als du mit dem Gespenst eingeschlossen warst.“

„Ich hab' es niemand erzählt, Cecil“, sagte Virginia ernst.

„Das weiß ich, aber mir solltest du es doch jetzt sagen!“

„Bitte, frage mich nicht, Cecil, denn ich kann es dir nicht sagen!... Armer Sir Simon! Ich verdanke ihm so viel, so viel!... Ja, lache nur nicht, Cecil, es ist so! Er hat mich sehen gelehrt, was Leben ist, und was der Tod bedeutet, und warum die Liebe stärker ist als beides.“

Der Herzog stand auf und küßte seine junge Frau liebevoll.

„Behalte dein Geheimnis solange als ich dein Herz habe“, murmelte er.

„Das hast du schon immer gehabt, Cecil.“

„Und vielleicht erzählst du alles einmal unseren Kindern, nicht wahr?“

Virginia errötete...

Inhalt

I. Teil: Gedichte in Prosa.

1. Der Künstler	5
2. Der Wohltäter	6
3. Der Meister	8
4. Der Schüler	9
5. Das Haus des Gerichtes	9
6. Der Lehrer der Weisheit	12

II. Teil: Das Granatapfelhaus.

1. Der junge König	20
2. Der Geburtstag der Infantin	41
3. Der Fischer und seine Seele	70
4. Das Sternenkind	124

III. Teil: Märchen und Erzählungen.

1. Der glückliche Fürst	149
2. Die Nachtigall und die Rose	163
3. Der selbstsüchtige Riese	173
4. Der ergebene Freund	179
5. Die merkwürdige Katete	197
6. Die Sphinx ohne Geheimnis (Eine Radierung)	215
7. Der Millionär und das Modell (Ein Huldigungsblatt)	223
8. Der Geist von Canterville (Eine materialistisch-idealistische Studie)	232

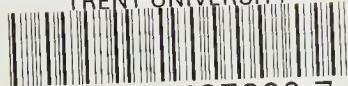
Date Due

[illegible]

CAT. NO. 23 233

PRINTED IN U.S.A.

TRENT UNIVERSITY



0 1164 0435990 7

PR5813 .G4 n.d.
Wilde, Oscar
Erzählungen und Märchen

DATE	ISSUED TO
	142322

Wilde, Oscar

ACL
6978

142322

